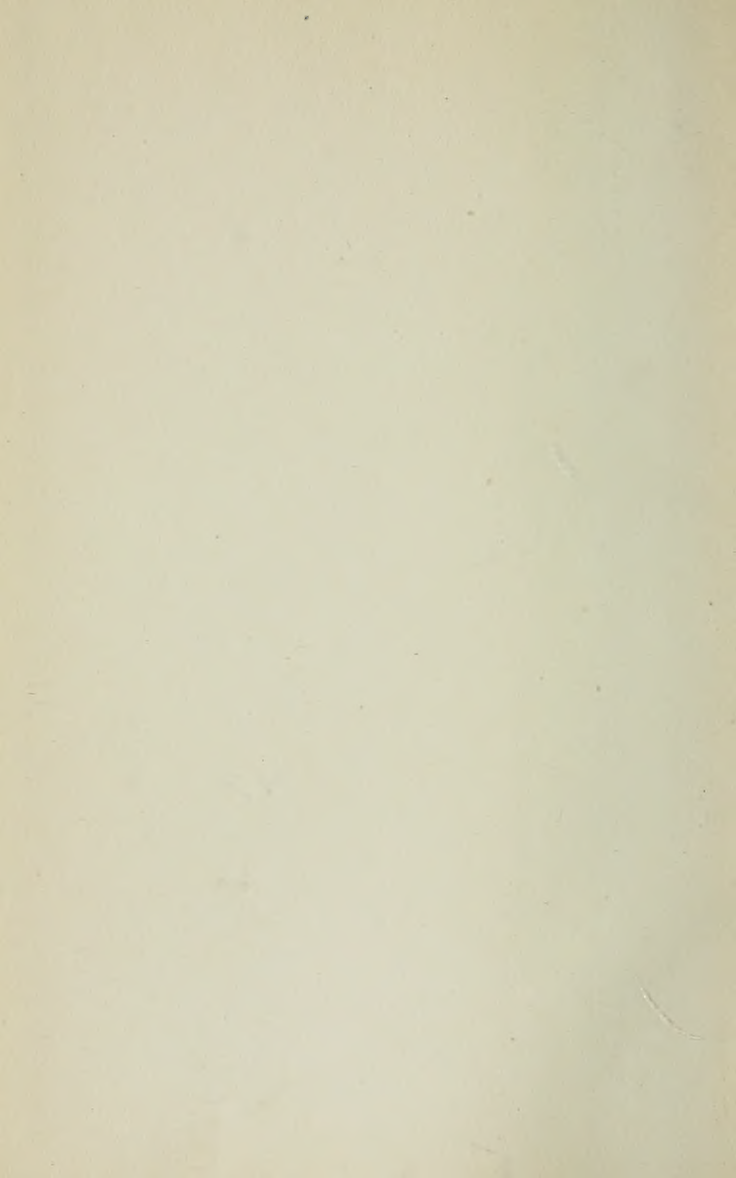
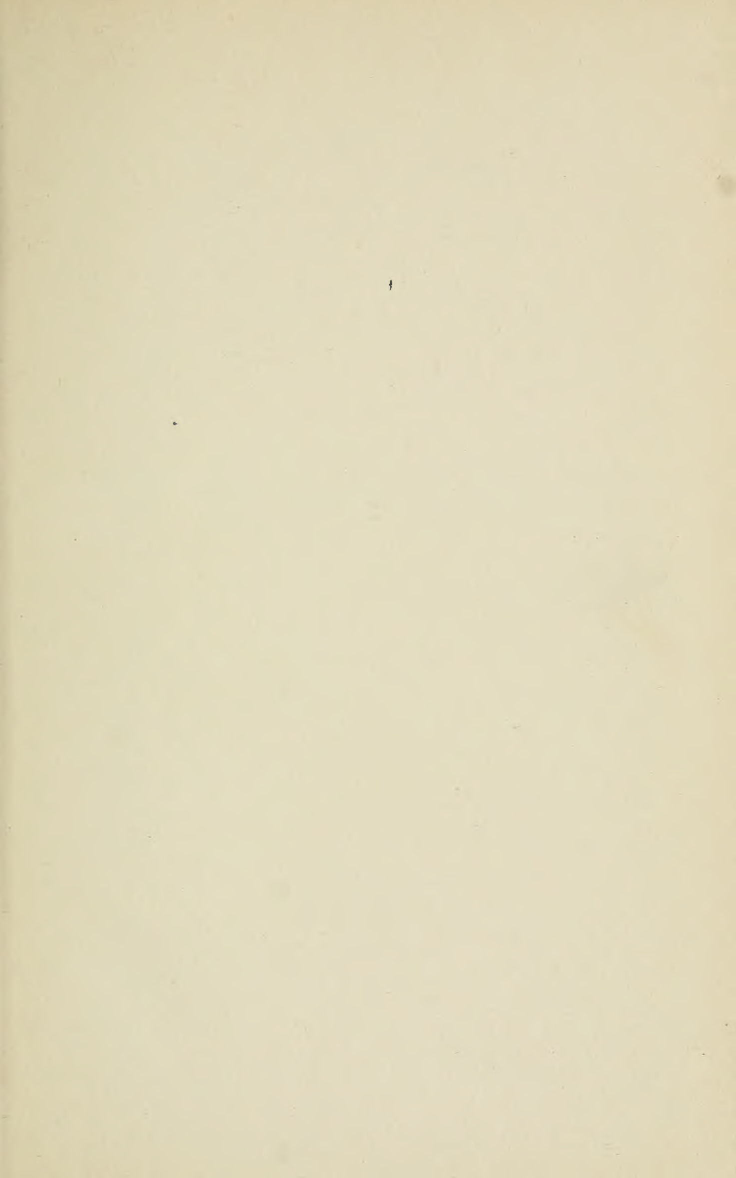

Saphir's Schriften.
Gesammt-Ausgabe.



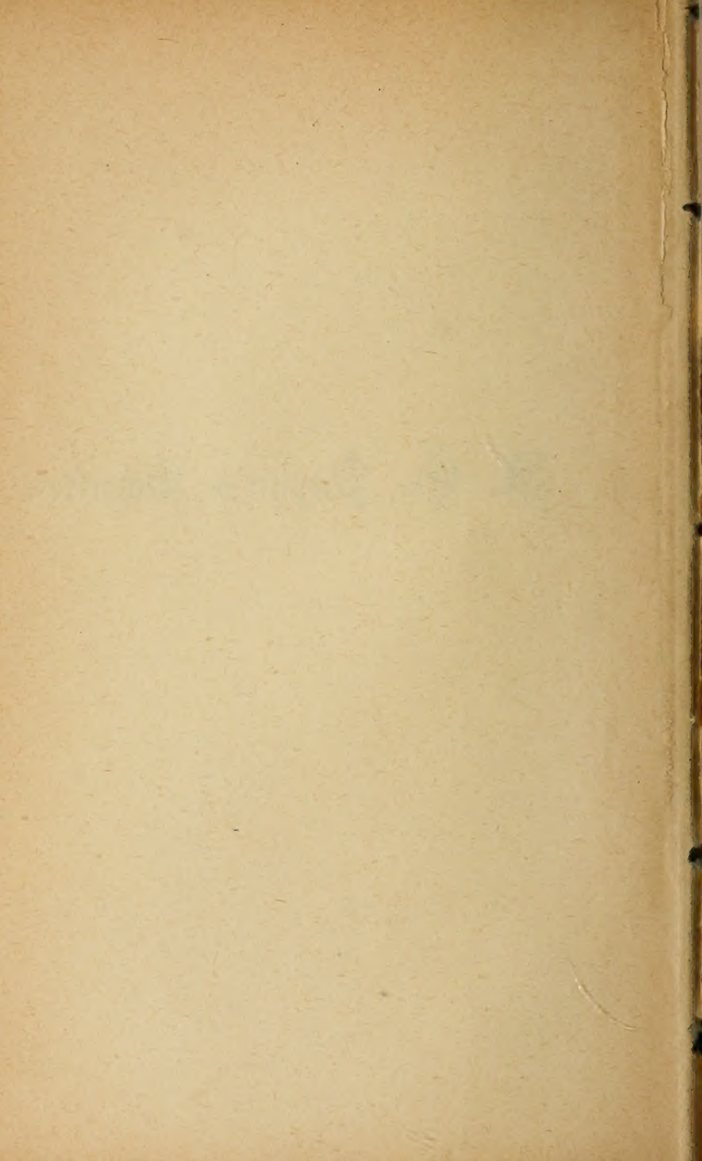








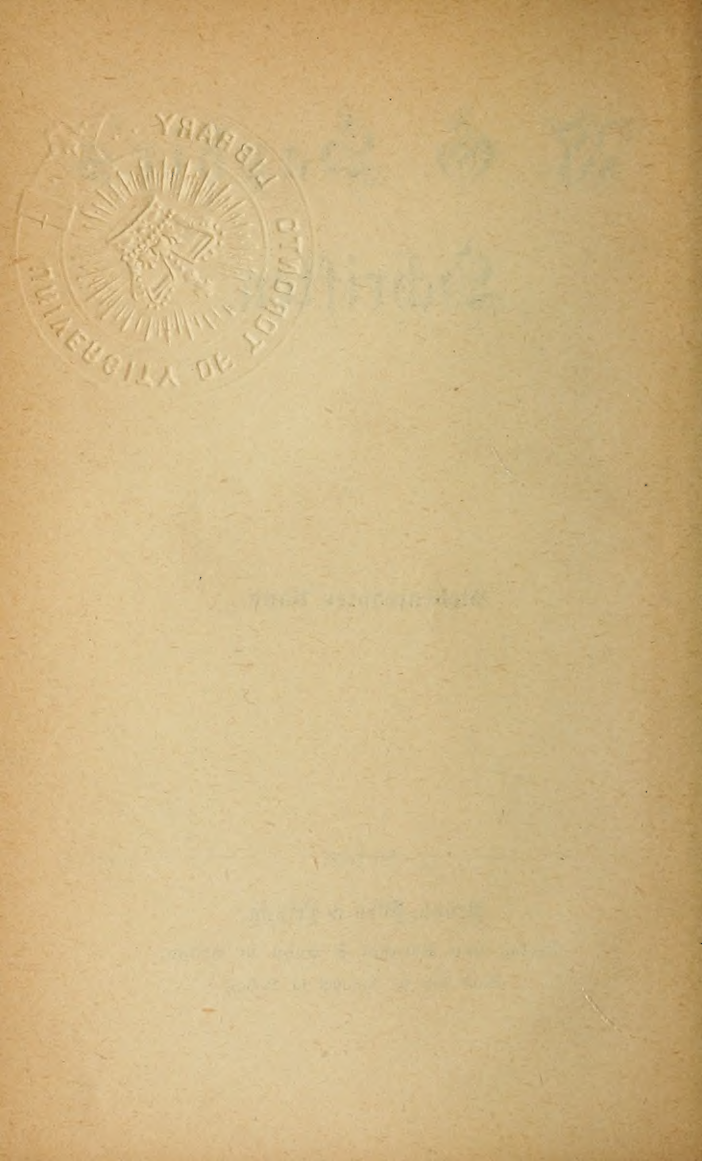
M. G. Saphir's Schriften.



M. G. Saphir's Schriften.

Siebenzehnter Band.

Brünn, Wien & Leipzig.
Verlag von Karafiat & Sohn in Brünn.
Druck von Fr. Karafiat in Brünn.



Narren-Rede.

(Gelegenheitsgedicht)

Die Narren, meine Freunde und Zuhörer, sind gar keine Narren, daß sie Narren sind! ja sie wären Narren, wenn sie keine Narren wären! Ich habe an den Narren ordentlich einen Narren gefressen, ich kann euch also Rechenschaft geben, wie ein solcher Narr schmeckt,, und ich kann euch versichern, daß ein gehörig zugerichteter Narr viel leichter zu ertragen und zu verdauen ist, als mancher Kluge. Der Staat geht auch mit Recht zärtlicher mit Narren um, als mit seinen Klugen. Hat ein Narr das Glück, daß sein Verdienst anerkannt wird, und dem wahren Narren entgeht das nie, so baut man ihm ein Narrenhaus, wie viel Kluge aber laufen nicht herum. wie viel perfect Kluge, und hat man ihnen je ein Klugenhaus gebaut? Früher hotte man Hofnarren, ist es je erhört worden, daß es Hofkluge gab?

Der Stein der Weisen hat schon viel Leute zu Narren gemacht, aber der Narrenstein (Lapis stultorum), oder die gebrannte Beifußkohle heilt und stillet Schmerzen. Wie viel muß ein Kluger reden,

bis man ihm glaubt er sei klug, ein Narr braucht nur zu schweigen und man glaubt er sei klug! Ich will lieber ein Narr werden, als ein Kluger, da man nur durch Schaden klug werden kann! Was giebt der Narr nicht alles vor! der Kluge hingegen giebt nach! O meine Freunde, laßt uns Narren sein, so lange wir noch klug genug dazu sind, es wird eine Zeit kommen, wo wie gerne Narren sein würden, allein es wird zu spät sein, wir werden nicht mehr Klugheit genug dazu haben. Wie glücklich sind die Narren, ihnen allen gefällt ihre Kappe, fragt aber unsere Weisen, ob ihnen ihre Kappe gefällt? o nein! dem Doctor gefällt sein Hut nicht, er möchte den Professorhut, dem Geistlichen gefällt sein Käppchen nicht, er möchte die Bischofsmütze haben, dem Cardinal gefällt sein Hut auch nicht, er möchte des Papstes Tiara haben. Wer ist also klüger, die Narren oder die Klugen? Narren reden die Wahrheit, das ist klug, daß sie die Wahrheit reden, weil sie Narren sind; ein Kluger aber wird sich hüten, so ein Narr zu sein, und die Wahrheit reden! Ein Narr macht hundert, und das ohne Katheder, ohne Vorlesung, ohne Anstellung, bloß durch reine Narrheit, durch exemplarische Narrheit; wie viel Kluge werden angestellt, als Doctoren und Professoren, ohne je noch einen Klugen zu machen! „Ein Narr kann mehr fragen, als sieben Weise beantworten!" und sind di Fragen auch nicht klug, so sind sie doch frageweise,

und doch können sieben Weise sie auf keine Weise beantworten! „Narren haben mehr Glück als Recht," und da haben sie gerade Recht! sie sind keine solche Narren, daß sie Recht allein haben, da kämen sie an die Unrechten, es ist ein rechtes Glück, daß sie Glück haben! „Wenn die Narren kein Brod äßen, so würde das Korn sehr wohlfeil sein!" Nun aber ist das Korn sehr wohlfeil, ein Beweis, daß die Narren kein Brod essen; was essen sie denn, gar nichts etwa? ja Kuchen! Kuchen essen sie! welcher gescheidte Mensch wird also nicht lieber ein Narr sein, und Kuchen essen, als ein Kluger und Brod essen? „Narren soll man nicht auf Eier setzen!" Dieses Sprichwort hängt mit dem Vorigen zusammen, da die Narren Kuchen haben, so haben sie gewiß auch Küchlein, und wenn sie Küchlein haben, warum werden sie sich erst auf Eier setzen? Die Klugen hingegen sitzen beständig auf Eiern, denn sie brüten stets und sagen immer bedächtig „ei, ei!" Kaum aber hat der Kluge ein Ei, so will es klüger sein, als die Henne! das passirt den Narren nie! „Narren wachsen ohne Begießen." Seht aber die Klugen an, sie sind immer wie begossen und wachsen doch nicht; seht dafür die Narren an, wie schön sind sie gewachsen und blieben doch immer trocken!

O meine Freunde, noch mehrere der Vorzüge besitzen die Narren vor den Klugen! Seht einen Klugen an, wie selten findet er ein weibliches Wesen, das

eine Klugin sein will, aber jeder Narr findet sogleich seine Närrin! Der Kleidernarr findet eine Kleidernärrin, der Büchernarr eine Büchernärrin, der Weibernarr eine Männernärrin, der gute Narr eine gute Närrin, ja, der kleinste Narr findet noch immer sein liebes Närrchen. Es giebt eine Narrenliebe, aber keine Weisenliebe, und ist uns nicht ein Narrenseil lieber, als ein kluger Strick?! Laßt uns also Narren sein, meine Freunde, wenigstens an dem Tage Narren sein, an dem die Welt klug genug ist, die Narren Narren sein zu lassen. Der Faschingdienstag naht heran, laßt diesen Dienstag sein einen Dienst-Tag und eine Dienst-Nacht für den Fasching, laßt uns zu Ehren des weisesten aller Narren, oder des närrischsten aller Weisen, dem Eulenspiege zu Ehren, ein „Eulenspiegel-Fest" begehen, aber es soll sein lose und nicht fest, und doch eine lose Festlichkeit. Wir wollen festlich, wie die Spiegel zum Eulenspiegelfeste eilen, und da wir eine Tracht Narren sind, wollen wir auch in Narrentracht erscheinen. Wir wollen uns gegenseitig nichts aufmutzen, sondern jeder mutzt sich eine Mütze auf, und damit es narrhaft und nahrhaft zugleich sei, wollen wir die ganze Nacht zu Mittag essen; und wir wollen wohl weißlich und röthlich Weinen, bis wir den Himmel für eine einzige große Schlafmütze halten und bis uns die ganze Welt für einen Himmel halten wird, weil wir sternenvoll sein werden Wir wollen den Abend als

närrische Kluge zusammen kommen, des Nachts als die klügsten Narren zusammen bleiben, und des Morgens auseinander gehen, ohne zu wissen, weder wo der Unterschied zwischen Narrheit und Weisheit, noch wo unsere Wohnung liegt.

A m e n.

Die Buchsiederei,

oder:

Was kochen wir heute? was morgen?

Ein Kochbuch für verschiedene Schriftstellerstände zum nützlichen Hausgebrauch an Sonn-, Feier- und Wochentagen; zum Zubereitungsbedarf aller literarischen Speisen, sowohl für die Fleisch- und Bratentage des Phantastisch-Romantischen, als für die Buß- und Fasttage des Wissenschaftlichen, nebst einem Titelspeisezettel, für ein-, zwei-, vier-, auch sechs-händige Werke mit oder ohne „oder."

Ich weiß nicht, ob Frauenzimmer und Bücher schon verglichen worden sind. Mir scheinen sie sehr ähnlich zu sein, und da ich beide sehr liebe, und schon so ziemlich viel gelesen und — geliebt habe, sind mir diese Aehnlichkeiten sehr aufgefallen. Man höre! Ich sage, M a n n höre, W e i b aber halte ein wenig das Ohr zu. Das Mädchen ist eine Idylle, die Jungfrau eine Ode, das Weib ein didaktisches Epos und die Matrone der Epilog der Weiblichkeit; die Schönen sind die Pracht- und Velinausgaben von Ovid's Kunst zu lieben, und die Häßlichen der uncorrecte

Bürstenabzug eines Mausberger'schen Nachdrucks. Die Spröden gehören unter die Mährchen und Erzählungen, die Coquetten unter die periodischen Unterhaltungsschriften, die Eiteln unter die Modejournale, die Schwatzhaften unter die allgemeinen Repertoirs, die Verläumderischen unter Länder- und Völkerkunde, die Verträglichen unter Raritäten und Curiosa, die Treuen unter Anecdotenlesen, die Stillen zu den Wundern im Gebiete der Natur, die Zänkischen zu den Andachtsübungen frommer Christen, die Belesenen zu den Wörterbüchern und die Verschwenderischen endlich zu den Rechnungsfaulenzern. Die meisten Frauen haben auch, wie die meisten Bücher, mehr schwache, als starke Seiten, und bei Frauen und bei Büchern ist man nach den verbotenen am meisten lüstern. Bücher und Frauen sind sich auch noch darin ähnlich, daß, wenn sie von ihren Vätern nicht schön ausgestattet werden, sie trotz ihres Werthes doch schwer an den Mann zu bringen sind. Leihbibliotheken und Bordelle thun dem heiligen Ehestand und dem Buchhandel gleichen Eintrag. Das Gesicht ist beim Frauenzimmer das, was der Titel beim Buche ist; ist Gesicht und Titel schön, auffallend und prachtvoll, so ist das Werk bald verkauft; die meisten Jünglinge sehen nur auf das Gesicht, und nicht auf den Inhalt des Herzensbuchs. So macht es auch der Buchliebhaber; hat das Buch einen schönen Titel, er kauft's, ohne auf den Inhalt zu sehen. Der Titel eines Buches muß also

natürlich schön sein, oder gewaltsam durch Schmink- montur und andere Hilfstruppen und verbündete Mächte, zu einem schönen creirt werden, Alles, wie es, wenn man kurzsichtigen Sterblichen trauen darf, auch bei Frauen der Fall sein soll. Es kömmt also auf den Titel Alles an. Wir haben daher einige wenige Formulare aufgesetzt, nach dem jeder, der ein Werk zusammensiedet, wie man aus verschiedenen Ingredientien so etwas zusammen zu kochen pflegt, eine kleine Anleitung habe; denn bei der Schnelligkeit dieser Buchkocherei, wo man sich stets fragt: „Was kochen wir heute? was morgen?" wäre es gar keine üble Speculation, wenn man Titelmacher, so wie Mehlspeismacher hätte. Ich errichte daher ein Gewölbe mit der Ueberschrift: „Hier sind alle Gattungen Titel um die billigsten Preise zu bekommen; auch werden Bestellungen auf größere Partien angenommen, welches aber die Herren Verfasser vierundzwanzig Stunden früher kund zu geben belieben mögen. Wer zehn Titel nimmt, bekommt einen gratis."

Zur Musterkarte möchte ungefähr Folgendes dienen:

Titel-Musterkarte.

I. Für lyrische Assietten.

Seufzerbälge, gefüllt mit Schmetterlings- oder Silberbachschilfgelispel auf den Hesperidalen einer

Mondesfinsterniß. Ein Herzensangebinde für die Gönnerinnen lauer Thränen.

Trauerschleier, Thränenflöre, Dämmerungs-Guirlanden und Zwielicht-Mäntel für körperlose Seelen.

O! und Ach! oder zwei Selbstlauter aus dem ABC der Sphären. Ein Seufzerbüchlein für jeden Monat, mit dem Motto:

O Juni, Juli, Mai, April, August, September,
Ach October, November, Januar. Februar, März,
December.

Die schmollenden Blumenknösplein und die versöhnlichen Sommerfäden.

Christalla, Christallina oder „Christalle bedeuten Zähren," zweiter Theil von „Emilia Galotti" oder „Perlen bedeuten Thränen."

Das schluchzende Herz, ein Erinnerungsblümlein.

II. Für dramatische Pasteten.

Patroklus, der um Troja Geschleifte, von .... Mit griechischen Rossen.

Fünfhundert Nächte auf dem Chimborasso, dreiundachtzig Tage in Spaa, sechs Stunden in Abys-

synien und eine Minute im Monde; ein dramatisches Drama.

Herein! ein hausmachendes Theaterstück.

Europa, Asien, Afrika, Amerika und Australien in einem andern Welttheile, ein Localstück; NB. neu

---

III. Für didaktische Gemüse.

Die Schnellfuhr, oder die Kunst: in drei Stunden ein guter Humorist zu werden, mit Jean Paul'schem Vorspann.

Die Mumie der Kunst in den Behausungen der Natur; eine ökonomische Poesie mit dem Motto:

Es wiegt, wie der Seiltänzer Ravel der Große,
Die Biene sich auf reifbekleidetem Moose.

Mogol der Kurze, oder die Kunst, auf Alles einen kurzen Reim zu machen, z. B.

O Natur!
Wie verlassen und einsam wandelt ein
Hungriger Sohn der ernsten Melpomene
Hier auf deiner göttlichen, doch leider nicht
Sättigenden Spur.

Ursprung der Ursprünge, Quell der Quellen und Brunnen der Cisternen, ein sicherer Zuführer in's Dunkel der Dunkelheiten.

Ist das Cis von Cicisbeo oder das Gis von Gingis-Chan in der deutschen oder italienischen Musik heimisch? Eine Untersuchung zum Wohlklange der Harmonie.

IV. Für vermischte Confecte.

Quae? qualis? quanta? oder Correspondissimus! Eine Anleitung, heimische Lügen in auswärtigen Zeitungen für wahr auszugeben, das Vaterländische herabzusetzen und mit vieler Geläufigkeit viel zu sprechen und nichts zu sagen.

Die präadamatischen und postadamatischen Theatercassen. Eine Original-Analyse zur Analektik der Theatercassen überhaupt, mit einigen Seitenhieben auf Cassastücke und Cassahelden.

Beweis, daß Shakespeare nicht Deutsch verstand.

Crachos los studos los cavalieros! oder Fingerzeige für angehende Schauspieler, in Hinsicht der Behandlung von Coulissen und Reitpferden.

Arsenal, Belvedere und Panorama der Katzbalgereien, ein Jahresgeschenk für Journalisten und Redacteurs!

Die Kunst, auch ohne Hülfe eines Arztes nicht alt zu werden, für Mädchen und Frauen.

Alles! Alles! Alles! ein unentbehrliches Buch für Alle! Alle! Alle!

Nach dieser Musterkarte müßte mein ganzes Titelmachergewölbe bestehen, und ich bin versichert, fleißig von Buchköchen und Köchinnen besucht zu werden.

Kleines ABC Büchlein
für große Schauspiel-Kinder.

Abgang.

Ein guter Abgang ist der beste Eingang in die Gunst der Gallerie. Das erste, was unsere Schauspieler in ihrer Rolle nachsehen, ist ihr Abgang; haben sie einen sogenannten guten, einen luftzersetzenden, lungenflügelaufspreizenden, hand- und fußabzappelnden Abgang, so hat das Werk des Dichters ihren Beifall, wo nicht, so heißt's: es ist nichts an der Rolle. Es giebt Schauspieler, die sich Abgänge einlegen, wie unsere Sängerinnen neuerer Zeit sich Arien einlegen. Sie ziehen nämlich, wie die Taschenspieler, die Worte wie Bänder aus ihrem Munde, und wenn die Rede zu Ende ist, so drehen sie sich um, als wollten sie abgehen, schreiten bis an die hintere Coulisse und kehren wieder um. Diese Abgänge nenne ich die wattirten Abgänge, es sind falsche Kunstwaden für Nichtkenner.

Abonnent

heißt ein guter Kerl, der in's Theater geht, wenn alte Sachen gegeben werden. Alles Gute und Neue

wird ihm aufgehoben, das heißt: es wird mit aufgehobenem Abonnement gegeben. Der witzige Castelli sagt: Abonnent heißt auch der Schauspieler, der auf eine Zeitschrift abonnirt und auf diese Weise eine viertel-, halb- oder ganzjährige Freundschaft mit dem Redacteur abschließt.

Action

heißt eigentlich Körper- oder Handsprache, damit sind aber unsere Schauspieler nicht zufrieden, weil sie mit der Sprache nicht zufrieden sind, sie sprechen nicht, sie brüllen, folglich wird die Action zum Handgebrüll! Sie machen aus der Kunst ein wirkliches Handwerk, sie wissen mit ihren zwei Händen so zu agiren, daß man glauben sollte, sie haben viere, sie agiren ihre Rolle à quatre mains allein herunter. So habe ich es von einem Schauspieler gesehen, daß er als Hauptmann Lindeck (im Herzogsbefehl) der, wie bekannt, nur eine Hand hat, bei den Worten: „ich habe nur eine Hand," die Hand vorstreckte, und dann bei den andern: „denn diese fehlt mir," die andere Hand hervorstreckte, um es recht deutlich zu machen, „diese Hand hier hab ich nicht!"

Affen

giebt es sehr viele in den Musentempeln, diese schauen den ersten Künstlern Alles ab, nämlich das Räuspern und Händereiben, den Verstand gucken sie aber nicht ab. Solche Affen gefallen sich sehr.

Affectation.

ist das Rauschgold des Gefühls, ein bloßer Scheinauslegekasten. Affectation verhält sich zum Affect, wie der Wahnsinn zum Sinn, es ist Wahneffect. Unsere jungen Musendamen bereichern ihre Kunsttoilette sehr mit den Affectationsbüchschen, sie streichen sich so zu sagen mit ihr an. Sie ist aber zum Glück eine Lügnerin, man glaubt ihr nichts; schwimmt sie in Thränen, so wissen wir, das sind Illuminationslämpchen, mit denen auf Allerhöchsten Befehl freiwillig beleuchtet wird; und tanzt sie vor Freude, so sehen wir, daß es ein einstudirter Eiertanz ist; kurz, Affectation ist ein löcheriger Mantel, durch welchen wir alle Höcker und Ueberbeine klar und deutlich durchschimmern sehen.

Auffassen.

Unter diesem Worte versteht die Kritik den Geist der Rolle. Die Schauspieler verstehen darunter die Coulissen, sie fassen dieselben auf und schleudern sie umher.

Actien.

Theateractien oder Musenobligationen, ein Product der neuern Zeit, des papiernen Directionen-Zeitalters. Ihr Cours hängt lediglich und allein von der Witterung ab. Ist nämlich die Witterung so rauh und unfreundlich, daß sich vermuthen läßt, diese und jene Sängerin, oder dieser und jener Sänger könne heute eine rauhe Kehle haben, so sinken die Actien u s f. Es läßt sich deßhalb erwarten, daß man

neue Actienbarometer erfinden wird, um sie in und auf Börsenhallen aufzuhängen, ungefähr nach folgendem Schema:

Schönes Wetter . . . . pari
*) ganz schönes Wetter 95
trübes Wetter 84
stürmisch und ungünstig 50
außerordentliche Kälte, id est des Publicums 36
Gefrieren, id est des Unternehmens . . —

und so fort. Ich wundere mich, daß es keine Freikäufer auf der Börse giebt, wie Freibillette im Theater. Solche Freikäufer nämlich sollen von der Actiengesellschaft zwanzig Actien bekommen, damit sollen sie gegenseitig auf der Börse Geschäfte machen, sie einander um hundertsechs bis hundertzwölf abkaufen; nach der Börse geben sie die Actien wieder ihren Eigenthümern zurück.

Alles

spielen verschiedene Schauspieler vortrefflich, die gar nichts gut spielen. Es sind die theatralischen passes par tout, man kann sie gewöhnlich nicht brauchen, aber zur Zeit der Noth sind sie kostbar. Solche Allesspieler und Nichtskenner sind die wahren Augenäpfel aller Directionen; schade, daß es Aepfel ohne Kern sind.

---

*) Ganz schönes Wetter ist für die Theateractien auch kein gutes Wetter, denn da machen die Stimmen Landpartien und die Theatercasse wird zur Wasserpartie.

Alte Mütter

giebt es in der Wirklichkeit nicht, jede Schauspielerin, die diese Rollen spielt, sagt, sie ist noch zu jung und es wäre ganz und gar ihr Fach nicht. Das Alter der Schauspielerinnen gehört auch zu den Directionsgeheimnissen. Am Mittage ihres Lebens, ungefähr zu dreißig Jahren, halten sie eine Siesta und machen ein Mittagsschläfchen, das zwanzig Jährchen dauert, sie erwachen, und sind plötzlich fünfzig Jahre alt.

Anonymus

ist ein Recensentenkerl, der sich vor Prügel fürchtet, übrigens ein unschädliches Thier. Er lobt den, der ihn zu einer Theaterpartie bittet, und schimpft den, der ihn nicht grüßt, oder der ihm aus Versehen auf das Hühnerauge trat. Der Lebenswandel eines solchen Anonymus ist zuweilen folgender: Er schreibt oder läßt ein Stückchen von sich aufführen, läuft dann als Pseudonymus in die Abendzeitung und lobt sich nach seiner vollen Ueberzeugung, citirt dann als Anonymus jene Recension in einer andern Zeitung, schreibt dann eine dritte in einer dritten u. s. w. und erklärt in einer vierten bei seiner Ehre, er schreibe nie Recensionen.

Applaus

war früher nur in der einfachen Zahl gebräuchlich, weil er auch sehr einfach war, wer gut spielte, erhielt Applaus. Jetzt haben wir Applause. Schönheitsapplause, die der Figur der Schauspielerinnen gelten

und die bloß mit dem Naturpaß beschäftigt sind. Kleiderapplause, wenn eine Actrice in schönem Costüme erscheint; diesen Applaus bringen lustige Gesellen dem Schneider aus, die Dame dankt, vermuthlich hat sie es mit dem Schneider so abgemacht. Räthselapplause, wo der Zuschauer nicht errathen kann, was der Schauspieler eigentlich wollte, jeder denkt sich etwas anderes, und applaudirt eigentlich sich selbst, daß er dieß Räthsel lösete, der Schauspieler bedankt sich, dieß ist besonders bei stummen Rollen und Stellen der Fall. Actien- oder Familienapplaus, Dichter exerciren vor dem Stücke ein Regiment hohe Galleriezuschauer, bei welcher Stelle sie applaudiren sollen. Stehender Applaus, der von den auf einem Theater haftenden Freibilletten herrührt. Bier- oder Sonntagsapplaus, die froh erregten Kunst- und Dunstgemüther der oberen Region jubeln die Repräsentanten eines Karl Moor's, eines Jaromir's, eines Faust's heraus, und der bescheidene Künstler dankt für die würdige Anerkennung.

Trostrede an eine Witwe.

Endlich meine Liebe! lebe ich wieder auf, denn ich bin todt, und habe den Himmel gefunden, den du mir am Tage unserer Verlobung versprachst. Meinen letzten Willen kennst Du, es war der, Dein Mann zu werden. Seitdem hatte ich keinen Willen mehr; willst Du aber ein Testament, so verweise ich Dich an das alte Testament, in welchem es heißt: „Du (der Mann) sollst sie beherrschen." Als Du hinter meiner Leiche gingst, schienst Du mir liebenswürdiger als je, denn es war das erste Mal in Deinem Leben, daß Du mir folgtest; hast Du nicht Alles gethan, mir meinen Tod zu erleichtern? War ich es nicht durch Dich gewohnt, stets die Augen zuzudrücken? War ich nicht so sehr Dein Leben, daß mein Leben gar kein Leben war? Siehe, Du, die ich im Tode liebe, nur kurze Zeit ward es mir vergönnt an Deiner Seite zu sein, und auch dafür danke ich dem Ewigen! In deinem Besitz und Nichtbesitz lernte ich Himmel und Hölle kennen; es ist nun Zeit, daß ich auch die Erde kennen lerne. Ich gehe ein in das Reich der Todten und habe nur den einen Wunsch, daß Du mich da nie, o nie einholen möchtest. Mann und Weib sind ein Leib

und eine Seele; so ging es uns auch, denn ich war eigentlich gar nichts. Du warst Mann und Weib. Alles hab' ich Dir geopfert, ich hatte keinen Sinn mehr für Musik, denn Du machtest mich alle Harmonie vergessen; ich hatte keinen Sinn mehr für die Jagd, seitdem Du mich überzeugt, daß ich einen Bock geschossen; ich hatte keinen Sinn für die Dichtkunst mehr, denn ich fürchtete unsterblich zu werden! So lange ich lebte, lebte ich für Dich und war todt für mich; jetzt, da ich gestorben, lebe ich für mich und bin todt für Dich! Wie fühl' ich mich erleichtert! jetzt liegt blos ein Hügel auf meinem Herzen, früher lagen Berge auf demselben. Ach, meine geliebte Witwe, mein Leben und mein Tod! überlasse Dich dem Schmerze über meine ewige Ruhe nicht zu sehr, fasse Muth, sei ein Mann, wie ich es während meiner ganzen Ehe an Dir gewohnt war. Der Witwenstand ist auf Ehre der übelste Stand nicht; eine Dame von solchem Stande braucht oft große Standhaftigkeit, um nicht in einen Zustand zu gerathen, der unter andern Umständen der gesegnetste ist. Ich wünschte, daß ich Dir hätte mit meinem Beispiele vorangehen können, um Dich zu überzeugen, wie ein solcher Stand mit Fassung ertragen werden muß.

O, weine nicht! es ist ja Niemand im Zimmer und vor mir hast Du Dich ja nie genirt. Jetzt, da Du mir zum erstenmal ununterbrochen zuhörst, laß Dir alle Trostgründe sagen, die eine junge und

gefühlvolle Witwe aus dem Tode eines im Grabe geliebten Gatten noch schöpfen kann. Vier Jahre hast Du mir durch rastlose Unterhaltung das Leben verkürzt; Du hattest nur Augen für meine Schritte, nur Ohren, um den kleinsten Laut von meinen Lippen aufzufangen; Du hattest nur Thränen für mich. Du zeigtest der ganzen Welt ein heiteres Antlitz und nur an meinem Busen schüttetest Du Deine Wehklagen aus; Du warst für jeden Mann im Anzuge, so wie jeder Mann im Anzuge für Dich war, und nur für mich warst Du so nachlässig gekleidet, als ob ich selbst ein Kleid aus meinem Nachlaß wäre; der ganzen Welt schlossest Du das Herz auf, ich allein war der Glückliche, dem Du den Mund aufschlossest, und, ich Undankbarer! wie hab' ich Dir das gelohnt? Hab' ich Dir nicht immer durch mein Leben und Dasein den größten Aerger gemacht? Ja, erschrecke ich Dich nicht auch jetzt noch durch diese Worte aus dem Sarge, als ob ich ein Scheintodter wäre, oder als ob ich durchaus das letzte Wort haben müßte? O, stille deine Thränen, Du mein nachgelassenes Werk! der schwarze Einband wird Dich so schmücken, daß Du bald einen zweiten Verleger finden wirst! Wie ist mir selbst der Tod so lieb, wenn ich mich nur an Dich zurückerinnere! O schreie nicht, ich höre es ja nicht; wozu das ängstliche Herabbeugen auf meinen Leichnam, ob ich nicht wieder aufathme? Wozu das ungeduldige, schmerzliche Ent-

gegenharren der Todtengräber? Laß Dich von meinen offenstehenden Augen nicht täuschen; ich bleibe im Tode noch ein Ehemann und sehe mit offenen Augen nichts. Ueberlasse Dich der Trostlosigkeit nicht zu sehr, und rufe Dir den Tag zurück, an dem Dein kleiner Mops verschied; da hast Du noch herzlicher geweint, und gejammert, ich glaubte, Du würdest verzweifeln, doch vier und zwanzig Stunden darauf wähltest Du schon unter Dutzenden von Möpschen und Bologneserchen herum, und der gute Mops war rein vergessen. Und das war doch gar ein Mops, ich aber bin doch nur ein Ehemann! So lebe wohl! vergiß mich, und nimm, sobald es der Anstand erlaubt, einen andern Mann. Nur den nicht, an den Du gestern dachtest, als Du an meinem Sterbebette saßest, denn den liebtest Du in Vergleich mit Deinem noch lebenden Manne; da scheinen den Frauen alle andern Männer doppelt liebenswürdig. O glaube nicht, daß ich dein ewiges Witwenthum wünsche, ich besitze zu viel Nächstenliebe, um es nicht andern auch zu gönnen, daß sie schon auf Erden zum Himmel geläutert werden. Und willst Du meinem Wunsche nicht Folge leisten, so verbiete ich es Dir noch einmal zu heiraten; dann bin ich überzeugt, Du bist bald nicht mehr Witwe. Mit Deinem zweiten Manne wirst Du gewiß oft von mir sprechen, ihm tagtäglich meine Tugenden vorerzählen und mir dadurch beweisen, daß Dir Dein erster Mann in Grabe lieber ist, als Dein zweiter im Leben.

Sechs verschiedene Ohrfeigen

von sechs verschiedenen Händen durch mich selbst an mich selbst spedirt.

Ew. Wohlgeboren bin ich gezwungen, eine wohlconditionirte Ohrfeige zu übermachen, als ein schwaches Zeichen meiner Dankbarkeit dafür, daß Sie meine, unter dem Titel „Zebra" erschienenen Gedichte, in Ihrer Zeitschrift getadelt haben. So bescheiden ich bin, so weiß ich doch, daß meine Gedichte weder den Schiller'schen an Schwung, noch den Göthe'schen an Klarheit nachstehen, und bei aller Anspruchslosigkeit hätte ich doch mit Recht verlangen können, daß Sie gesagt hätten: Diese Zeugnisse eines Genies, die an lyrischer Fülle und poetischer Begeisterung in den neuesten Erzeugnissen des deutschen Parnasses riesig hervorragen, weisen dem ruhmvollen Verfasser einen Platz neben den ersten Sternen unseres Helikons an, u. s. w. Statt dessen sagten Sie: Dem Verfasser ist bei manchen Fehlern ein entschiedenes Talent nicht abzusprechen. Donner und Doria! Ich bin kein Talent, ich will keines sein! Ein Talent! Seh' einer her! Manche Fehler? Ei, ei! Hätten Sie

nicht sagen können: es findet sich zuweilen ein Flecken, aber es bleiben immer doch Sonnenflecken? Ich lese zwar Ihre Zeitschrift nicht, aber zufällig fiel mir gerade dieß Blatt in die Hände, und wenn mir auch an Ihrem Urtheil nichts liegt, so urtheilen doch nicht alle über Ihr Urtheil, so wie ich urtheile, und wenn ich Ihr Blatt auch nicht lese, so lesen es vielleicht doch einige Andere. Ich hätte Ihnen eine Recension über mein „Zebra" ohne Honorar geschickt; aber Sie sind gar kein ordentlicher Redacteur, Sie thun ja Alles selbst für Ihr Blatt. Pfui, schämen Sie sich! und ermessen Sie an dieser Ohrfeige den Lohn der Wahrheit.

Ergebenster u. s. w.

Quittung

über eine Ohrfeige, die ich von dem Zebra-Dichter als Entschädigung für „sein Talent" erhalten zu haben bescheinige.

Der Redacteur.

Zweite Ohrfeige, von der Hand eines Schauspielers.

Ew. Wohlgeboren empfangen hiermit einen Beweis meiner kräftigen Action, und den Wolken, den Winden, will ich's verkünden, daß sie's verbreiten nach allen Seiten! Wie? Ich hätte keinen göttlichen Genius in mir? Wie? Ich hätte keine allesüber-

flügelnde Phantasie? O Menschen, Menschen! Heuchlerische Krokodillenbrut! Ich hätte nicht selbst ein dichterisches Gemüth? Ich schaffte nicht selbst ein viel höheres Bild, als der Dichter uns vorzeichnet? Bosheit habe ich dulden gelernt, aber wenn die Kritik zur Wahrheit wird, wenn Unparteilichkeit die Feder führt, dann verwildere zum Tiger, lammherzige Geduld! Sie sagen bloß: ich wäre ein denkender Schauspieler. Zum Teufel auch! Das ist rein erlogen, ich bin kein Schauspieler und ich denke auch gar nicht; aber ich bin ein Künstler! Gottlob, die Kritik ist mein Publicum nicht. So viel Respect ich auch für jede mich lobende Recension habe, so sehr bin ich über jede tadelnde erhaben. Die übermachte Ohrfeige möge Sie belehren, daß ich den Dichter wohl zu fassen verstehe.

Ergebenster u. s. w.

Quittung

über eine Heldenohrfeige, die ich vom Schauspieler N. N. als Recompens des ihm zugemutheten Denkens richtig erhalten zu haben bescheinige.

Der Redacteur.

Dritte Ohrfeige, von der Hand einer Sängerin.

Euer Wohlgeboren belieben eine kleine Ohrfeige in Empfang zu nehmen, die Ihrer Wange die Co-

loratur beibringen soll, die Sie so sehr hassen. Das Portamento dieser Ohrfeige und der Ton, den sie hervorbringt, wird Sie überzeugen, daß ich auch eine ganze Stimme hervorzubringen im Stande bin, wenn Sie dafür empfänglich sein wollen. Meine große Gage giebt mir stolzes Bewußtsein genug, mich über Ihr strenges Urtheil, welches ich boshaft nenne. hinwegzusetzen. Ich kann nichts, als Sie bedauern! Was mache ich mir aus einem Kritiker? Ich habe an jedem Finger zehn hängen, die bereit sind, alle Augenblicke ein Meer von Dinte für mich zu verspritzen, und diese anhänglichen Anhänger werden Ihnen schon eines anhängen! Eigentlich ist es sehr albern von mir, mich darüber aufzuhalten; denn nie bin ich mehr applaudirt worden, als wenn Ihr fades und ungelesenes Blatt mich tadelte! Also finde ich Ihren Tadel nur lächerlich, aber nichts desto weniger verdienen Sie die beigefügte Ohrfeige dafür, daß Sie noch kein Sonnett auf mich schreiben.

Ergebenste u. s. w.

Quittung

über eine zarte Ohrfeige aus schönen Händen, welche ich für kein Sonnett richtig empfangen zu haben bescheinige. Ich reiche diesen schönen Händen schon im Voraus die andere Wange hin.

Der Redacteur.

— —

Vierte Ohrfeige, von der Hand eines Lesers.

Euer Wohlgeboren kann ich nicht umhin, eine ausdrucksvolle Ohrfeige anbei zuzumitteln. Sie haben ja in Ihrem Blatte gar keine große Erzählung, mit denen man gewöhnlich am Anfang des Blattes dem Leser den Magen vollstopft, damit er hinterdrein nicht mehr viel verlange? Sie wissen gar nicht, was eine solche hübsch ausgewachsene, sieben Fuß hohe Erzählung für eine Wohlthat für den Redacteur ist! Es ist ordentlich, als hätte man für seine Leser ein Scheffel Klöße im Voraus auf einen Monat abgekocht, und brauchte dann in der Fütterungszeit nur immer ein Bischen Räthselschmalz, Kritiksalz und ein Paar Verse-Radieschen hinzuzufügen, und der Leser ist abgefüttert! Ja, auch an Räthseln und Charaden lassen Sie es fehlen!

Und geben Sie uns keine Charaden zu lösen,
Sind Sie am längsten Redacteur hier gewesen!

Also möge Sie diese Ohrfeige witziger und gewitzigter machen.

Ergebenster u. s. w.

Quittung

über eine Ohrfeige, die ich von einem Leser für Mangel an Charaden richtig erhalten zu haben bescheinige.

Der Redacteur.

Fünfte Ohrfeige, von der Hand einer Leserin.

Euer Wohlgeboren werden von der Hand eines Frauenzimmers eine wohlgemeinte Ohrfeige nicht übel nehmen. Ich liebe die Empfindsamkeit und dafür thut Ihr Blatt gar nichts. Keine Sentimentalität, keine Gemüthlichkeit, kein Gedicht an die Liebe, an die Schwermuth, an die Einsamkeit, an die Verzweiflung, an die Sehnsucht, an die Ferne, an den Fernen, an die Hoffnung! Nichts von Thränen und Klagen! Nicht einmal des Jahres einmal ein Gedicht an den Mond, der mich immer so sanft stimmt und den ich immer so liebe, daß ich erst gestern meinem Stubenmädchen zwei tüchtige Ohrfeigen gab, daß sie mir die Vorhänge zu früh herabließ. Was ich besonders liebe, ist ein murmelnder Bach; da denke ich immer an meinen ersten seligen Gatten! Auch ein Gedicht an die Lerche kann mich rühren, weil mein zweiter Gemahl an einem Gericht Leipziger Lerchen starb, und in den Hirtenliedern erinnere ich mich bei jedem Schaf an meinen dritten Mann; und über Alles gehen mir die Liebesgedichte zu Herzen, denn ach! wer einmal liebt, der liebt immer! Und Ihr Blatt liefert gar nichts für mein weiches Herz, nichts für mein gefühlvolles Herz, mit welchem ich die Ehre habe Ihnen beigeschlossene Ohrfeige anzubieten.

Ergebenste u. s. w.

Quittung
über eine gemüthliche Ohrfeige, die ich aus den Händen einer gemüthlichen Leserin für Unsentimentalität richtig erhalten zu haben bescheinige.

Der Redacteur.

Sechste Ohrfeige, von meiner eigenen Hand.

Euer Wohlgeboren bitte ich nicht zu zweifeln, daß die Ihnen hiermit applicirte Ohrfeige aus bloßer Freundschaft für Sie erfolgt. Seien Sie überzeugt, daß ich Sie hoch schätze, Ihren unübertrefflichen Witz liebe und Ihr Blatt als das beste aller Blätter halte. Aber Ihrem Blatt fehlt noch ein Blatt; ein Blatt, ohne dem es kaum wird bestehen können, nämlich: ein Blatt vor dem Munde. Sie singen Ihren Waldgesang so vom Blatte weg, das zeigt keinen Tact und es wird Ihnen deshalb zum Nesselblatte werden. Nehmen Sie also diese Ohrfeige als Erinnerung an das, was Sie sich selbst schuldig sind, gütigst an.

Ergebenster u. s. w.

Quittung
über eine wohlgemeinte Ohrfeige, die ich von einer mir sehr theueren Hand für zu wenig Mundblatt erhalten zu haben bescheinige.

Der Redacteur.

Gedankenjagd

der kleinen Sylbe „lei“.

Es giebt verschiedene Jäger und Jagden, die häufigsten sind die *Glücksjäger*, die seltensten die *Glücksjagden*. Ein Glücksjäger ist ein Mensch, stets gekleidet in dem grünen Jagdkleid der Hoffnung, stets auf der Fährte, nie am Ziel, beständig auf dem Anschlag, doch selten beim Treffen, stets schußfertig in den Revieren der Abenteuer herumstreifend, doch den Wald des Glückes vor lauter Speculationsbäumen nicht schauend. Nach diesen Glücksjägern kommen die Mädchenjäger.

Die Mädchenjäger sind die Hyänen der mädchenliebenden Welt; nicht aus Geschlechts- oder Liebeshunger jagen sie nach ihrer Beute, sondern blos aus böser Lust, ihnen das Herzblut auszusaugen und sie zu verlassen. Diese Jäger sind meistens Wildschützen und gehen in fremdes Gehege; es gehet ihnen meistens, wie Hamlet vom Speisen sagt: sie jagen nicht, sondern werden gejagt. Nun kommen die Neuigkeitsjäger; das sind Flur- und Feld-, Wald- und Wasser-, Thal-

und Bergschützen; sie gehen um ein eben flügge gewordenes Histörchen wie nach einer Wildente in's Wasser, und klettern himmelan eines Neuigkeits-Gemschens halber. Ihre Ohren sind ihre Vorstehhunde, ihr Mund der ewige Schnapphahn und ihre Zunge der stets geschäftige Ladestock. Sie laden ewig ein und schießen ewig aus, kein Pulverkörnchen irgend einer neuen Begebenheit darf über Nacht in ihrer Gehirn-schlüsselbüchse bleiben, sie drücken los und wär's in die blaue Luft, sie schnuppern immer und ewig auf der Spur und auf der Läufte jedes jungen Geschicht-häschens herum, und tragen jedes aufgepirschte Neuigkeitchen sogleich noch schweiß- und bluttriefend an die Börse, in das Caffeehaus, in's Theater oder auf Promenaden, in und auf diese Wildpretmärkte der Stadt-geschichten und schreien: kauft's schöne, frische Neuigkeiten! kauft's! u. s. w. Nun kommen die Anekdoten-jäger. Das sind wahrhafte Freischützenschießer mit lauter fremden Kugeln, gegossen in den Wolfs- und Fuchs-schluchten gewisser Cotterien; sie verschreiben sich dem T....., wenn nur zuweilen die siebente Kugel trifft. Manche Anekdotenjäger kommen mir wie Spieluhren vor, man weiß ordentlich im Gasthause, so und so spielt alle Tage von eins bis zwei, oder von sechs bis sieben der Herr so und so seine Anekdoten herab; haben diese Anekdoren-Spieluhren ein Thema erschöpft und man will sie noch fortspielen lassen, so schiebt man ihnen nur eine neue Walze unter. Man sieht

es ihnen ordentlich wie den Sandgläsern an, wie viel Anekdoten schon herausgelaufen sind, wie lange also ihr Anekdotenleben noch dauern kann; sind alle herab=geronnen, so füllen sie sich selbst mit dem Nämlichen und fangen wieder beim ersten an. Wem sein geistiges Leben lieb ist, der fliehe diese Witzquacksalber, die einem gleich ihre fertigen Recepte aufheften, gleich einem Mixturchen eintrichtern, und einem auf jedes gesprochene Wort ein Anekdotenpflaster aufkleben oder einen Bonmotsschröpfkopf auf den Nacken setzen. Diese Anekdotenjäger sind gewöhnlich Voyageurs für fremde Geschäftshäuser; mit eigenen Waaren handeln sie wenig, sondern sie nehmen Anekdoten, Bonmots auf Geschäft, auf Kundschaften, handeln, tauschen sie aus, waschen alt auf neu, treiben sich herum, packen ihre Waaren aus, wenn man auch zehnmal versichert: man brauche nichts. Diese Leute sind als Tischfreunde zuweilen gern gesehen als Aufsätze oder Zwischengerichte. Man kann nicht stets essen, auch nicht stets selbst reden; man zieht sie daher auf, sie spielen eine Weile ab, indessen sich der Gönner bei einem halben Lächeln die Zähne bequem stochern kann. Das Loos der Anekdotenjäger ist das der Spielkarten; ein Nobler spielt einmal mit ihnen, dann kommen sie schon als überspielt in Wein= und Bierhäuser. Eine ganz besondere Art Jäger gibt es in der Schriftstellerwelt, Lobjäger. Ein solcher geht in ein öffentliches Haus, und schiebt den Leuten Zei=tungen unter, worin seine Sachen abgedruckt sind,

dreht das Gespräch gewaltsam darauf und spitzt die Ohren wie Schildwachen, ob kein Lob im Anzuge sei; er legt den Leuten wie den Hühnern erst die falschen Windeier seiner Bescheidenheit unter, damit sie ihre lobenden Eier dazu legen sollen. Und hat ein solcher Lobjäger gar kein Wild im Schuß, so jagt er sich selbst ganz komisch, d. h. er lobt sich selbst, bald anonym, bald pseudonym. Er läuft z. B. als literarisches Wild über dies Blatt; geschwind stellt er sich in ein anderes, und schießt auf sich selbst fürchterlich lobend los; dann läuft er noch als ein Dritter in ein drittes und erzählt, wie er als X. von Z. mit vielem Rechte wäre gelobt worden, er selbst als Y. könne dies Lob noch bestätigen. Diese Leutchen kommen mir vor wie gewisse Harlekine, die sich selbst unten abschneiden und oben ansetzen, um recht groß zu scheinen und doch stets klein bleiben. Doch ich komme vor lauter Jäger zu der Jagd nicht, und ich wollte doch eine Gedankenjagd nach der Sylbe „lei" machen. Es ist ein wundersames Sylbchen dieses „lei!" Es ist die moralische Holzverkleinerungsanstalt, der Wechselladen der Tugenden, die große Falschmünzerei der Empfindungen und der schlechte, verrenkte Kleinmacherdruck der Gefühle. Es hängt sich wie der Neid mit seinem Endschmutzgewicht an alles Große, um es herabzuziehen. Da ist Andacht, das hohe Lied aller Tugenden, der Augentrost in dem Garten Gottes, dieses süße Gefühl, beschwichtigend wie der

Arm der liebenden Mutter, erhebend, wie der Anblick der Tugend, beruhigend, wie der Gedanke an die Ewigkeit! Wo ist ein Gefühl dem gleich, mit dem man aufgelöst in weihevoller Inbrunst hinkniet an die Gottesstätte, das Herz erleichternd im wohlthätigen Genusse frommer Herzerhebung? Und nun kommt das Sylbchen „lei" wie ein Satan nachgeschlichen, hängt sich an diese Himmelstugend und zerrt sie als Andächtelei herab in den Staub. Was ist aus ihr geworden? ein Höllenaffenabdruck, die fratzenhafte Nachgeburt ihres entwürdigten Wesens! Die Andächtelei ist ein Falsarius des großen Wechsels auf die Ewigkeit; ein Schleich- und Schmuggelkünstler an den Zöllen des jenseitigen Lebens; ein falscher Spieler auf der langen Bank der Auferstehung! — Da ist die Liebe, die große heilige Frühlingsfeier des Daseins; das unsterbliche Gottheitstheil in menschlicher Brust, der Vorschein des ewigen Urlichtes, das Wiegengeschenk des Himmels beim ersten Werderuf der Erde! Wo ist eine Brust, in der du nicht die Goldhütten dir bauest? wo ist eine Seele, in der nicht das Hosianna deines Namens erschallt? Wo ist ein Herz, das sich zum heiligen Dom dir nicht wölbt? — Doch da ist schon das Sylbchen „lei", und verwandelt den Seraph der Liebe in das puppenartige Gliederweibchen: Liebelei, in das Schaukel- und Hutschespielzeug närrischer Kinder und kindischer Narren! Liebelei ist die Groteskpantomime auf das

ewig erhabene Programm der Liebe; der Himmel in ein Schminkbüchschen geschachtelt und in joux-joux flacons gegossen für die Toilette alter und coquetter Herzen; die Sonne zertrümmert, um mit ihrer ewigen Gluth die Lockenkämmchen und Kniebandhäkchen einer eitlen Empfindung zu übertünchen! — Da ist die Empfindung, die Morgengabe der Natur an ihren Bräutigam, den Menschen; die Zumittlerin aller reinen Genüsse; die Erzieherin unserer edelsten Freuden; die süße Gesellin auf dem Blumenraube in allen fünf Welttheilen unserer Sinne! Wo ist der Nomade, den du nicht leitest an den unsichtbaren Fäden deiner Gewalt? Wo ist der Troglodyte, dessen Seele du nicht erhellest mit deinem reinen Lichte? Wo ist der Dionys, dem du nicht das marmorne Herz beschleichst in den süßen Regungen seiner Menschlichkeit? — Doch, da ist schon das Sylbchen „lei“ wieder; du wirst zur Empfindelei, aus dem großen Odem der Welt ein verzucktes Nervchenzittern der Affectation; die Carricatur deiner selbst; aus der strahlenklingenden Memnonssäule des innern Lebens ein Küchenfeuerhund und Hausbratenwender für die Schau- und Festgerichte eingeladener und fremder Gefühle! — Da ist die Vernunft, der Bürge für unseren Antheil an dem höheren Leben; der Cassaschein für unsere Unsterblichkeit; die Sternenmilchstraße von der Körper- zu der Geisterwelt! Husch, kommt die Sylbe „lei“, und Vernünftelei sehen wir als rhachitisches Kind dieser

herrlichen Mutter mit den Doppelgliedern an uns herankriechen! Vernünftelei ist der trockene Keuchhusten des Gehirns, die Kriebelkrankheit der Beurtheilungskraft und der bei schlechtester Verdauung sich oft einstellende Scheinappetit des Denkens! — Da ist der Witz, der goldene Kammerherrnschlüssel in den Kaisersälen geselliger Freuden, der Springbrunnen des Geistes, der stets emporsteigt, in tausend Farben niederstrahlt; die Stenographie des Denkens und die blitzschnelle Generalrevue aller Begriffe! Wo ist ein Cirkel, ein Ort, in dem der Witz nicht Ehrenbürger ist? Wo ein Ohr, in dem er nicht Gastfreundschaft genießt? wo eine Brust, die ihm den Triumpheinzug verweigert? — Doch da ist das Sylbchen „lei!“ Hinweg mit dir: Witzelei! untergeschobenes Storchenei in diesem Straußenneste! Meth und Mussurrogat für Naphta und Aether! Witzelei ist der Eunuche in einem Gedankenserail, es gelüstet ihm nach ihnen, ohne sie deswegen benützen zu können!

So ist dies kleine Sylbchen „lei“ Urheber großer Uebel. Vermeidet es, wo ihr es am Wege trefft; denn es läuft wie Schlingkraut um alle edle Gewächse hin.

Ein Wort zu seiner Zeit

über das

Hagestolziat.

Eines der schwerfälligsten Bleigewichte an den Schwingen unsers Säculums, eines der gravirendsten und bedeutendsten Symptome unseres kränkelnden Zeitalters, ist die immer mehr überhand nehmende Sucht zur Ehelosigkeit. Dieses, wie ein Krebsgeschwür, an dem gesunden Staatskörper und an der ganzen Menschheit nagende und fressende Uebel, entspringt augenscheinlich aus innerer Seelenverderbtheit, aus völliger Gefühllosigkeit gegen das wohlthätigste aller Sacramente, aus schmählicher Selbstsucht und aus gänzlicher Abstumpfung für alle Reize der gesetzlichen, bürgerlichen und Familienverkettung. Liebe und Ehe sind die zwei Cherubine, die mit beseligendem Fittig das menschliche Leben überflügeln, sie sind die zwei Herkulessäulen, auf die der weite, große Horizont des irdischen Glückes sich stützt, sie sind unser steter Zenith und Nadir, und die Dioscuren unsers Daseins. Aber nur die Liebe, die nach allen Höllenfahrten und Fegefeuerproben heißer Sinn=

lichkeit rein in das Himmelreich der Ehe eingeht, verdient Liebe in der wahren Bedeutung des Wortes (nach Werner: charitas) genannt zu werden. Alle anderen Schlag- und Nebenarten verdienen nicht den Namen Liebe, der wie ein Schöpfungshauch die Welt durchweht, den Wurm an den Menschen, und den Menschen an den Engel knüpft, die das unsichtbare Band der Geister- und Körperwelt wob, kurz, verdienen nicht mit dem unschätzbaren großen Edelstein der Sprache: „Liebe", bezeichnet zu werden, sie sind blos frivole Aufwallungen der Leidenschaftlichkeit, Aufgährungen des Geschlechtsschlackens.

Ein Hagestolz ist sowohl dem Staate, der Gesellschaft, als allen moralischen Cotterien ein hinderndes Ueberbein. Jeder einzelne Mensch steht nur durch seine Generation mit der Mitwelt, und durch diese mit der gesammten Menschheit in Verbindung; die Bande, die ihn von vorhinein an dieselbe schlangen, reißen oder lösen sich ab, andere werden locker, die meisten verschwinden ganz. Vater und Mutter sind nicht mehr, Geschwister entfernen, trennen sich, Verwandte verlassen uns, Freunde zerstreuen sich dahin und dorthin, werden erst lau, dann kalt. Was bindet dann noch den Vereinzelten, den Isolirten, an Staat und Pflicht, an Gesetz und Menschlichkeit? Das süße Band, das den Menschen an ein ihm geheiligtes weibliches Wesen bindet, erweitert sich im Kreise geliebter Kinder, schlingt und verzweigt sich von da um den

Nachbar und Mitgenossen, schickt seine Ranken, Liebe und Mittheilung suchend, durch den Ort und durch Stadt, von da durchs Land, und so in die Welt; er wird Gatte, Vater, Familienhaupt, Bürger, Staatsmitglied, Kosmopolit. Was erschütternd auf die Welt einwirkt, wirkt durch die sich mannigfach durchkreuzenden Canäle auch auf ihn, denn er ist Mitinteressent; die Gefahr, die dem Vaterlande droht, droht auch ihm; das Wohl und Weh des Ortes in dem er lebt, ist sein Wohl und Weh; das Unglück seines Nachbars, seines Mitgenossen rührt und ergreift ihn, da er den nämlichen Unfällen Preis gegeben. Vaterlandsliebe und reine Menschlichkeit sind die Springröhren, die aus der heilsamen und hellen Quelle der Ehe entspringen. Wer durch kein liebendes, ihm ganz eigenes, angetrautes Wesen an die Mitmenschheit, an die bürgerliche Gesellschaft gekettet ist, wird selten eifriger Bürger, noch selten eifriger Patriot sein. Wer wie eine Schnecke sein Alles blos in seiner eigenen theuren Person herumträgt, wer bei dem Brande der Stadt, bei der Bedrohung des Vaterlandes, nichts als seinen eigenen theuren Leib zu retten hat, wird schwerlich thätig zugreifen, den Brand zu löschen oder den Feind von den Grenzen zurück zu halten; denn mit der Rettung seines ihm allein theuren Ichs hat er schon Alles ihm Liebe und Theure gerettet.

Wer die Seligkeit nicht kennt, ein Weib mit keuscher Scham gegürtet und mit vestalischer Züch-

tigkeit im Busen sein zu nennen, alles was er denkt und fühlt, alles was er ist und hat, alles was er strebt und ringt, seines Herzens leisesten Schlag und seiner Pulse geheimstes Leben, kurz, die Summen seiner Freuden alle als Opferkranz der Gattin um das Haupt zu flechten; wer diese Seligkeit nicht ahnet, wird der die eheliche Glückseligkeit seines Nebenmenschen befördern helfen? Wird er mit heiliger Scheu vor dem Palladium alles irdischen Glücks eheliche Treue zurückzittern? — Wem die Wonne fremd ist, seine Söhne zur Frömmigkeit, zur Unschuld, zur Menschenliebe, zu thätigen, rüstigen und brauchbaren Männern zu erziehen, wird der etwas zur Beförderung der Erziehung thun, werden dem die gegenseitigen süßen Pflichten anderer Eltern und Kinder unverletzlich dünken? Wer die Wonne nie gekostet hat und nie kosten will, auf den züchtig verschämten Wangen seiner Tochter die Rosen seines Glückes aufblühen zu sehen, und in ihrem klaren unschuldsvollen Auge den heiteren Tiefhimmel seiner abgeblaßten Jugendzeit zu schauen, wird der sich's zur Sünde rechnen, die Lilie der Unschuld mit dem Brandhauche niederer Lüste zu verpesten, und in die Saat der Frommen das Teufelskorn der Sinnlichkeit zu legen? Ich sage: nein! nein! nein! und jeder Vernünftige und Erfahrene ruft mit mir: nein! nein!

Die Scheingründe und Deckmäntel, mit denen ein Hagestolz gewöhnlich seine Grundsätze beschönigt,

laufen immer entweder auf den Druck der Zeit, auf Verarmung u. s. w., oder auf die Verderbtheit der jetzigen weiblichen Jugend in moralischer und geistiger Hinsicht hinaus. Beide Entschuldigungen näher zu beleuchten und ihre Unzuläßigkeit darzuthun, dürfte nicht ganz schwer sein.

Wenn wir uns umsehen im Reiche der Hagestolzen, so werden wir gewahr, daß der größte Theil dieser Ehelosen aus wohlhabenden, sorg- und kummerlosen Menschen besteht, die blos aus lieber Bequemlichkeit im Cölibate leben, um durch die süße Sorge für Gattin und Familie nicht zu einer, ihnen lästigen Activität gezwungen zu werden. Wie wenig Hagestolze finden wir unter den wahrhaft Armen und Bedrängten, überhaupt in der niedern und arbeitsamen Classe! Der potencirte Bedarf potencirt auch ihre rastlose Thätigkeit, spornt sie zur Arbeit und würzt ihre ehelichen Freuden. Nur in den Wohnungen des Reichthums, dieses Vaters aller Egoisten, finden wir jene behaglichen Faullenzer, die voll Selbstheit sagen: Nun habe ich genug für mich, ich will die Last meiner Sorgen nicht vermehren, um nicht noch für ein fremdes oder mehrere fremde Geschöpfe arbeiten zu müssen! Schon daß sie durch den Besitz ihres Mammons alle Genußkelche des Lebens vollauf leeren können, daß sie ihre Sinnlichkeit zu jeder Minute betäuben und sich im Schlamme verbuhlter Besitzungen herumwälzen können, stumpft sie für edlere Bedürfnisse, für

das Bedürfniß der Ehe, für das Bedürfniß züchtiger und keuscher Umarmungen, für das Bedürfniß herzlicher Mittheilung und häuslicher Wonne ab. Mangel und Armuth sind also sehr selten die Beweggründe des Hagestolzismus. Eben so unbefriedigend ist der andere Grund, Verbildung, schiefe Erziehung und übertriebene Luxuriosität der jetzigen weiblichen Jugend.

Ich wälze einen großen Theil dieser Schuld auf das männliche Geschlecht zurück; die in unserem Zeitalter vorherrschende Arroganz, Selbstheit, Frivolität und Verflachung der männlichen Jugend, ja so zu sagen, ihre geistige Entmannung ist die Urquelle der weiblichen Untugenden und Fehler.

Es giebt Männer, die sich beifallen lassen, zu sagen: das weibliche Geschlecht bedürfe keiner weiteren Erziehung und Ausbildung, als die in der Küche und Speisekammer, am Waschtroge und Nähtische. Zu dieser Ansicht kann nur Mangel an Verstand verleiten. Unwissenheit, Seelenrohheit, Blödsinn u. s. w., sind meistens die Ursachen, warum blos Eitelkeit, Modesucht und Coquetterie dem schönen Geschlechte mehr sind, als Herzensgüte, Frömmigkeit und Bescheidenheit. Dieß fällt auch blos auf die männliche Jugend zurück, die in der Art, wie sie sich an Toiletten und Nähtischen benimmt, wie sie um die Gunst, um die Hand und um das Herz eines Mädchens wirbt, es deutlich genug zu erkennen giebt, daß sie selbst weder Achtung

noch Sinn für den Werth höherer Weiblichkeit, für den Reiz stiller Tugend, für den Zauber geistiger Anmuth und für die süßen Vorzüge häuslicher Zurückgezogenheit besitzt, noch dasselbe von dem Ideale ihrer augenblicklichen Anbetung fordern könne oder wolle.

Lächerlich, thöricht und inconsequent ist es, wenn sich der Jüngling wie eine Miederpuppe bei seiner Lalage einfindet, gekräuselt und gesalbt, sie mit faden Schmeicheleien bethört, ihre körperliche Schönheit als seinen einzigen Götzen betrachtet, sie mit Plattituden und Fanfaronaden unterhält, ihre Neigung durch Geschenke, Spazierfahrten, Bonbons u. s. w. zu erhalten sucht, und hinterdrein verlangt, sie sollte auf alles das verzichten, und bloß für sein ausgehülstes „Ich“ — welches sie doch früher gar nicht zu Gesichte bekam — leben und da sein!

Aus was besteht das Auxiliarcorps unserer Jünglinge, wenn sie im Sturmschritt gegen ein weibliches Herz marschiren? Englischen Fracks — goldenen Uhrketten — weißen Strohhüten — Schnurr- und Backenbärten — Nachtmusiken — Bällen — Cavalcaden — Walzern — Radmänteln — steifen Halsbinden u. s. w. Wer kann es dann den Mädchen verdenken, wenn sie ihrerseits ein eben so bedeutendes Hilfscorps entgegenstellen, als z. B. echte Shawls — lange Leiber — Schottische Mäntel — Eau de Cologne — Schmachtlocken — Lorgnetten — Gruppirungen — Ecossaisen u. s. w.

Die immer mehr überhand nehmende Bildung und Genialität, oder eigentlich die edle Unverschämtheit und Zudringlichkeit unserer Jünglinge, ist das erste Princip der Zerstörung aller Frauenwürde. Diese pestartige, alle Sittlichkeit zermalmende und vergiftende Rohheit und Nichtachtung gegen das schöne Geschlecht, die jetzt unter den Zierbengeln, Tagsrittern und Modepostillons Ton ist, muß und wird das Uebel noch ärger machen und allen Sinn für Weiblichkeit verflüchtigen. Bei dem es Mode ist, ein Weib verächtlich zu behandeln, bei dem herrscht Unsittlichkeit, und unzüchtige Laster hecken verderbliche Brut in seinem entarteten Innern, und wo es schon Ton ist, selbst die äußeren Ehren- und Achtungsbezeugnisse außer Acht zu setzen, da hat die Verderbtheit den höchsten Gipfel erreicht.

Nach allem diesen kommen wir wieder auf den ersten Punkt zurück, daß das Hagestolziat nichts ist, als eine verdammliche Selbstsucht, eine der Gesellschaft, der Menschheit und dem Staate gleich schädliche Untugend. Und wie verkümmert lebt nicht ein Hagestolz an und für sich, und wie lächerlich wird er zuletzt seinen Mitmenschen! Denkt einen fünfzigjährigen jungen Jüngling, der aussieht wie das Geschlechtsregister der Familie Langeweile, der täglich um 7 Uhr, 30 Minuten und 2 Secunden die lieben Aeuglein aufschließt, mit den lieben Pantöffelchen bis 10 Uhr herumklappert, dann sein Süppchen schlürft, dann ein Stünd-

chen ausschleicht, Nachmittags ein Schläfchen hält, Abends ein Spielchen macht, Nachts ein Schälchen Thee trinkt, und dann an der Seite eines Möpschens einschnarcht. Ist das nicht ein reizendes Bild? Aber so wie die gütige und weise Vorsicht jeder Untugend ihre Strafe beifügt, so wird jeder Hagestolz von einem Hausübel gepeinigt, und dieses Uebel trägt den Namen „Haushälterin!“ Es ist ein wahrer Triumph für alle Frauen, einen solchen verknöcherten und verkümmerten Jüngling unter dem hochnothpeinlichen Halsgericht einer solchen Haus- und Taschentyrannin zappeln zu sehen!

Gedanken über Gedanken.

Wir lesen heut zu Tage Aphorismen, Papilloten, Fidibus, hypochondrische Splitter, Ein- und Ausfälle u. s. w.; wir lesen Gedankenspäne u. s. w., aber wenig Gedanken! und nun sogar Gedanken über Gedanken! d. h. über keine Gedanken, oder auch keine Gedanken über keine Gedanken, also ein in einandergeschachteltes Gedanken-Nichts, Nichts über Nichts!

Ein sublimer Gedanke; ein gemeiner Gedanke; ein glücklicher Gedanke; ein roher Gedanke; ein Weltgürtelgedanke; ein Spießbürgergedanke! was heißt das? was bedeutet das heut zu Tage? Crispin brandschatzt alle Schriftsteller und hängt ihre Lappen für eigene Mache aus, es heißt: ein neuer Gedanke! Ich schöpfe aus den Quellen der Natur, der Leser glaubt den Gedanken selbst gehabt zu haben: „ein alter Gedanke!" Crispin sagt: ein Mädchen, das die Heloise liest und bei „Kabale und Liebe" Thränen vergießt, muß eine treffliche Gattin werden; „ein sublimer Gedanke!" Ich untersuche erst ihren Knochenbau, ob er den Gesetzen der Gattin und Mutter entspricht; „ein roher Gedanke!" Crispin schickt ihr zu ihrem Ge-

burtstage einen candirten Löwen, den Amor an einem Zuckerfaden leitet, mit der Inschrift: L'amour et la gloire: „ein glänzender Gedanke." Ich sende ihr Nähnadeln, Fingerhut, Stopfholz und Scheerchen mit den Worten: Reichsinsignien häuslichen Glücks; „ein roher Gedanke!" Crispin sagt: ich muß meine Kinder zu Kosmopoliten, zu Kraftgeistern, zu Welterschütterern erziehen; „ein Weltgürtel-Gedanke!" Ich sage: ich werde meine Kinder der Tugend, der Religion, dem Vaterlande und dem — Handwerke erziehen; „ein spießbürgerlicher Gedanke." Cidli sagt: der Gedanke geht mir nicht aus dem Kopfe; sie meint nämlich die Spitzenhaube ihrer Nachbarin, ist also eine Spitzenhaube auch ein Gedanke? — Mida sagt: was ich in Gedanken habe, nascht mir die Katze nicht; sie hat einen schmucken Fähndrich in Gedanken; ist also ein schmucker Fähndrich auch ein Gedanke? — Alcindor sagt: „andere Schranken, andere Gedanken!" Hier war's ein Kammerkätzchen, dort ein Milchmädchen; sind also Kammerkätzchen und Milchmädchen auch Gedanken? — — Selma sagt: der Gedanke verfolgt mich unaufhörlich! Sie spricht von einem arabischen Tuche; ist also ein arabisches Tuch auch ein Gedanke?

J. sitzt in Gedanken, X. reitet auf sonderbaren Gedanken, Z. fährt ein Gedanke durch den Kopf: also giebt es sitzende, berittene und fahrende Gedanken. „Gedanken sind zollfrei!" Schlechte Redensart; der Mund ist das Gedanken-Mauthhaus, am Zungen-

schlagbaum wird abgezollt; wer überpascht, wird bestraft. Man stößt sich den Kopf an, man macht dumme Streiche, wie entschuldigt man es? Es geschah in Gedanken! Der ist in Gedanken eingeschlafen! Man kann wohl über, aber nicht in Gedanken einschlafen. „Viel Denken macht Kopfweh; wer denkt wohl weniger und hat mehr Kopfweh, als das schöne Geschlecht? „Die Gedanken nehmen ihm den Kopf ein.“ O, der Kopf muß die Gedanken einnehmen, und nicht die Gedanken den Kopf. „Gedacht, gethan!“ Das heißt, gar nichts gedacht und hineingeplumpst. „Das Mädchen macht sich allerlei Gedanken;“ allerlei Haubenmuster und allerlei Heirathsplane, allerlei Stickmuster und allerlei Tanzpartien heißen hier allerlei Gedanken.

So spricht man heut zu Tage von Gedanken, so liest man Gedanken ohne Gedanken, ja, so schreibt man Gedanken ohne Gedanken über Gedanken ohne Gedanken! Was soll man sich also von allen diesen Gedanken, die eigentlich keine Gedanken sind für Gedanken machen, die ja Gedanken sein sollen? Doch der Leser liest Gedanken mit oder ohne Gedanken, selbst in Gedanken — mit oder ohne Gedanken — und legt die „Gedanken über Gedanken“ weg, den Kopf voll von Gedanken — ohne Gedanken —!

Verschiedene fromme Wünsche

verschiedener armer Teufel.

1.

Ich bin ein armer Teufel, aber weder ein Luftteufel noch ein Bosheitsteufel, weder ein Teufel des Geizes, noch ein Liebesteufel, weder ein hinkender, noch ein höllischer Teufel, sondern ein armer Leseteufel, der, wenn er hört, daß irgend Jemand flucht: „Hol der Teufel dieses oder jenes Buch!“ auch sogleich da ist und es wirklich holt. Ja, fehlt irgend Jemandem von meinen Bekannten ein Buch oder eine Zeitung, so schreit er: „Dieses Buch oder diese Zeitung ist schon wieder beim Teufel!“ Diese finden sich aber bei mir, folglich bin ich ein wahrer Buch- und Zeitungsteufel, aber ein *armer*, das heißt einer, der sich kein Bücherserail anschaffen kann, um sie *nicht* zu genießen, sondern einer, der ordentlich nach einem Buche jagen muß, um es zu erobern, dann aber mit aller Liebeskraft eines glühenden Schäfers über die Schöne herfällt. Mit den Zeitungen geht es einem armen Leseteufel schon besser; da sind Conditoreien die Rettungsanstalten oder die Rumford'sche Zeitungs-

suppenanstalt für arme Lesehungrige; aber eben hier muß ich zu Nutz und Frommen mehrerer armen Leseteufel einen frommen Wunsch äußern, in Betreff eines großen Conditoreiübels, und dies ist der buchstabirende Zeitungsleser!

Es ist zum Rasendwerden, wenn ein sothaner Zeitungsleser sich durch eine Tasse Caffee das Recht erkauft, zwei bis drei Stunden Leseproben und Buchstabirexercitien zu halten. Man pränumerirt ein Blatt; es ist in den Händen dieser Buchstabirzünftler, die wie Lesefaulthiere eine Ewigkeit brauchen, bis sie von einem Blatte auf das andere kommen; man sitzt auf dem Nadelspitzensessel der Ungeduld und sieht ihren langsam vorrückenden Zeigefingern und Deuthölzern nach. Pechschwer rückt der Finger vor; schon will man die Langverhaftete befreien; da dreht er das Blatt wieder um und macht Anstalt, einen vergessenen Artikel da capo nachzubuchstabiren. Wie muß da einem armen Schnell-Leseteufel zu Muthe sein? Es wird daher jeder meinen Wunsch billigen, in jeder Conditorei ein Nebencabinet für Buchstabirer errichtet zu sehen, in welchem sie an den gestrigen Zeitungen die edle Buchstabirkunst à leur aise treiben könnten, oder aber im schlimmsten Falle mögen ihnen die Mittag- oder Mitternachtstunden angewiesen werden, damit andere ehrliche Leser auch an's Brett, d. h. an's Zeitungsbrett kommen mögen.

II.

Ich bin ein armer Teufel, d. h., wie Du, mein geneigter Leser, wohl wissen wirst, ein Mensch, nach dem sich Niemand umschaut, aber ich bin auch ein solcher armer Teufel, der sich nach Niemanden umschaut. Ich schaue blos mit Gottesfurcht hinan zum Himmel, mit Liebe hinauf zu meinem Monarchen, mit Zärtlichkeit hinüber zu meinem schönen Fenster-vis-à-vis, mit Fröhlichkeit hinein in das schäumende Glas und mit ruhiger Gläubigkeit hinab in das mich über kurz oder lang umfassende Grab. Umschauen aber mag ich mich nun einmal nicht; ich schaue g'rad'aus! Desto ärgerlicher muß es aber einem gerad'aussehenden armen Teufel sein, wenn er von gewissen umschauenden Blicken angewetterleuchtet wird. Gewiß ist es jedem meiner Leser schon arrivirt, daß er einmal unter den frechen Blicken gewisser Leute stand, die in diese Blicke alles hineinlegen, was Unverschämtheit, verbunden mit Rohheit, nur hervorbringen kann. Es wäre daher mein frommer Wunsch, ein eigenes Gericht für ähnliche Blicke niederzusetzen, indem sie eben so, wie andere Behelligungen das gesellige Leben zerstören. Ich könnte ordentliche Naturpässe dieser Blicke angeben, die so verächtlich sie an und für sich sind, doch wie eine Dachtraufe, den Geduldstein aushöhlen. Liegt denn nicht in der frechen Gaffmanier, wie einen eine gewisse Gilde von hirnlosen Jungen anglotzt, eine mit Schwabacher Lettern

geschriebene Injurie? Und würde nicht ein Tribunal, das diese Augeninjurie züchtigt, eine wahre Wohlthätigkeitsanstalt für friedliche Menschen sein?

III.

Ich bin ein armer Teufel, ergo habe ich außerordentlichen Respect vor Gelehrten, Künstlern, Dichtern, Compositeuren, Malern, Schauspielern und Recensenten. Wäre ich ein reicher Teufel, ich hieße diese Leute alle „Kerls" und könnte sie nicht schmecken, aber als mitarmer Teufel liebe ich sie; nur habe ich wieder einen frommen Wunsch an Recensenten, ad vocem Künstler. Ich habe neulich die Theaternotizen einiger Blätter ausgezählt, und siehe da! auf jede Zeile kam eine Künstlerin, ein halber Künstler und dritthalb Kunstgebilde! Ich ging gläubig und fromm und sah mich um unter den Söhnen und Töchtern des Landes der Kunst und:

Wie wenig, ach! hat sich entfaltet,
Und dies Wenige wie klein und karg

O Kunst und Künstler! Die Hutschemännchen unserer Theater-Recensenten! Die falschen Schaumünzen, die sie bei ihrer papiernen Krönung mit vollen Händen ausstreuen! Ich hege also den frommen Wunsch, daß nicht mehr als dreizehn Künstler auf ein Dutzend gehen mögen, daß die Recensenten etwas kärger mit diesem Namen umsprängen, damit

der Künstler sich nicht schäme, einen Namen zu führen, der schon zum Gattungsnamen aller Coulissenreißer und stentorstimmiger Lungengiganten herabgesunken ist.

IV.

Ich bin ein armer Teufel, der gerne lacht, aber ich lache nicht gerne in's Fäustchen, sondern hell auf; ich lache nicht gerne über Jemanden, sondern mit Jemanden, und so ein Freund ich von Lachen bin, so zerreißt doch jedes Odoardo-Gelächter mein Herz. Aber es gibt noch ein Gelächter, das mir die Brust zerschneidet und das ist das Gelächter über Zweideutigkeiten in Gegenwart von Frauen und Kindern. Ich hege daher zum Frommen mehrerer ähnlicher armer Teufel den gewiß frommen Wunsch, die oft sehr zweideutigen Extemporationen auf manchen Bühnen wenigstens nicht laut zu belachen und zu beklatschen. Es begnüge sich Jeder, der Gefallen daran findet, seine Freude geheim zu halten und im Stillen seine Billigung zu geben. Dieser Wunsch liegt mir mehr als alle andern am Herzen, und ich bitte sehr darum. Man bedenke, wie viel reine Seelen, wie viel unbefleckte Gemüther in einem Theater sind, denen der obscöne Sinn verloren ginge, wenn nicht der Applaus einer solchen an sich schon rügenswerthen Equivoque dieselbe aufmerksam machte und vielleicht den ersten trüben Anhauch auf das Glas der Kindlichkeit und Unschuld brächte. Ich beschwöre Euch, unterlaßt we-

nigstens das laute Applaudiren, da Ihr doch vielleicht selbst ein schuldloses Weib, eine reine Braut, eine unbefleckte Schwester oder eine unentweihte Blume der Jugend in diese Hallen führt, an deren Seelenadel und Reinheit Euer eigenes Glück geknüpft ist. Und ist denn nicht jedes „Bravo", das bei ähnlichen Stellen Euren Lippen entflieht, ein ausgesprochenes Geständniß, daß Euer befleckter Sinn jedem Unkeuschen ein Echo giebt?

Den lauten Markt mag Momus unterhalten,
Ein edler Sinn liebt edlere Gestalten.

Die Taschen-Familie.

Die Familie der Taschen ist die allerälteste, einflußreichste, bedeutendste und angesehenste im menschlichen Leben; es ist kein Ort in der cultivirten und uncultivirten Welt, an dem nicht ein Mitglied dieser Familie lebt und die größte Achtung genießt. Ja man kann sagen, diese Familie regiert die Welt, sie verleiht Ehren und Aemter, sie ertheilt Doctorhüte, sie adelt Bürgerliche, sie avancirt Cadetten, sie befördert Referendare, sie creirt Professoren, sie stiftet Ehen, sie erobert Herzen, sie verführt die Unschuld, sie giebt Dispensationen, sie legt in Ketten, sie befreit Gefangene, sie macht Dummköpfe klug, sie macht Stumme beredsam, sie verschönert die Häßlichen, sie verjüngt das Alter, sie glättet die Runzeln, sie gründet Museen, sie pachtet Theater, — kurz wo nur irgend etwas Erhebliches geschieht, hat ein Glied dieser Familie die Hand im Spiele. Ein jedes Mitglied dieser erlauchten Familie hat sein eigenes Departement, in welchem es seine Regierung bekundet. Die erste Person ist die

Brusttasche, oder die Finanzministerin des Weltalls! Sie schließt den Reim auf „Welt“ in sich

ein, und ist daher der ewige Endreim des Lebens. Wenn diese Tasche nur recht weit und voll ist, darf die Brust noch so eng und leer sein, kann man sich doch brüsten und in die Brust werfen! Nur derjenige, der viel auf der Brust hat, darf frei von der Brust weg reden! Die Papierblätter der Brusttasche sind die wahren Brustheeblätter gegen das Husten der Verlegenheit und gegen die Heiserkeit der Stimme der Wahrheit. Wer solche Blätter in der Brusttasche hat, nimmt kein Blatt vor den Mund. Ein solches Blatt mit Ziffern ist ein ordentliches Zifferblatt, nach dem man immer sieht, um zu wissen, was an der Zeit sei, es verschafft Stern und Titel und wird zum Stern- und Titelblatt, nicht in Kupfer, sondern in Gold gestochen. Es ist eine characteristische Eigenheit der Brusttasche, daß sie eine entschiedene Vorliebe für leere Köpfe hat; sie wirft sich ihnen an den Kopf, wie die schönsten Frauen sich an dumme Männer hängen, um die Alleinherrschaft zu führen. Wenn ich einen solchen hochgeachteten leeren Kopf mit voller Brusttasche begegne, lasse ich immer voll Trauer meinen eigenen Kopf bis an meine eigene leere Brusttasche sinken, welches der leere Kopf für ein Compliment hält! Nach der Brusttasche spielt die

Brieftasche oder die Ministerin der innern und äußern Angelegenheiten, eine Hauptrolle. Bei den Damen ist sie das Kammergericht der Herzenskammern, bei Verliebten der Hafen und Stapelplatz aller ein-

und auslaufenden Liebesbriefe und der Trophäensaal erbeuteter Locken und Schleifen; bei Ehemännern die Familiengruft für das Bild der in ihrer Liebe längst verstorbenen Gattin; bei Börsen-Speculanten die Logarithmentafel des leidigen Differentialismus; bei Dichtern das Reisebesteck der Gedanken; bei Zeichnern der Taschendieb der Physiognomien; bei Spielern die Fischmarktrechnung von gestern und bei Witzigen das Feldbett plötzlicher Einfälle. Nach der Brieftasche kömmt die

Posttasche, die Gesandtin des Gedanken-Freistaats. In ihrem Staate herrscht Toleranz und Gleichheit aller Stände. Sie umarmt den jüdischen Brief und den christlichen mit gleicher Liebe; das große Wappensiegel küßt brüderlich das Groschenpetschaft des armen Schluckers; der unfrankirte Grobian (wie der witzige Langbein den unfrankirten Brief nennt), liegt so geschmeidig da, wie das Bittschreiben; der nagende Mahnbrief und das freudige Gratulationsbillet sind friedlich vereint; die bissigste Kritik und das lobhudelnde Elogium schlagen einen Weg ein; das Bewerbungsschreiben und der Korb machen ein gleiches Gesicht, und der Brief, der einem Manne seine Witwerschaft verkünden soll, sieht nicht munterer aus, als die Trauerepistel, die einem Neffen die Genesung seines reichen Onkels anzeigt. Nun kömmt die

Jagdtasche, die Oberhofküchenmeisterin des Vergnügens. Sie ist der Probesaal zum Einstudiren.

wie man sodann die Menschen gleich Thieren hetzt und jagt, wie man lauert und anschlägt; wie man Netze und Schlingen legt; wie man edles Wild parforce auftreibt und in kalter Luft niederschießt. Das ganze menschliche Leben ist eine Jagdtasche oder vielmehr eine Taschenjagd; Einer jagt nach der Tasche des Andern; da werden Treib- und Prelljagden veranstaltet, man jagt in Schlachten, zu Ehren des Pulvererfinders, die Menschen wie Schwarzwild; die edlen Hirsche werden immer seltener, doch die Hasenfüße sind nicht auszurotten. Wenn das Wild zu fern ist, gießt man das Jagdtaschen-Blei zu Setzkasten-Blei und schießt damit d'rauf los. Eine würdige Schwester findet die Jagdtasche in der

Patrontasche, der Kriegspräsidentin Mavors. Patrontaschen sind mehrere Taschen, die ihre Patronen vereinigen, um einen Patron für alle Taschen zu finden. Dieser zunächst steht die

Maultasche (Maulschelle), die man oft erhält, wenn man das Maul nicht in der Tasche behält, sondern spricht, wie es einem gewachsen ist. Solche Maultaschen trägt man oft Jahre lang in der Tasche, bis man executiver Maultäschner wird. Es ist sonderbar, daß eben die Leute die meisten solcher Taschen einstecken, die nichts einstecken und die das Maul am rechten Orte haben. Solche Maultaschen kleiden am besten und zieren ordentlich die

Backentaschen des Affen und des Orang-

outangs im geselligen Leben; für diese Backentaschen aller schwänzelnden, eckelhaften, äffenden Gesprächs- und langarmigen Schreibeaffen sind die Maultaschen erfunden worden, und es läuft einem das Maul voll Wasser, ihnen eine Tasche voll ähnlicher Erfindungen zukommen zu lassen. Die Gallerie der so glorreichen Familie beschließt nun ein Mitglied, welches die Welt nicht nur regiert, sondern tyrannisirt, ein Mitglied, das in jeder Gesellschaft zu finden ist, und das ausschließend dem schönen Geschlechte angehört: die

Plaudertasche! Diese plaudert ganze Nationen in die Tasche! Wie ein einziger Laut den Sturz einer Lawine hervorbringen kann, so ist ein Anschlagwort genug, um die Lawine ihrer Beredsamkeit in's Rollen zu bringen. Sie fängt an zu plaudern, die Masse vergrößert sich immer mehr, bis sie ganze Gegenden sammt Häusern und Bewohnern niedergeplaudert hat, und man oft hundert zerstümmelte Namen aus dem Schutt ihrer Worte herausgraben muß. Welch einen Unterschied giebt es in Familien. Wie liebenswürdig und reizend, wie verführerisch ist die üppige volle Brieftasche gegen die unerträgliche, meistens dünne und magere Plaudertasche! Welch ein Spiel der Natur in den Taschen, welche bewundernswerthe Taschenspielerei!

Sehen und Hören.

Es wird so viel Unfug in der lieben Welt mit diesen beiden Wörtchen getrieben daß Einem Hören und Sehen vergeht! wo man hinsieht, hört man nichts Gutes, und was man hört, sieht traurig aus. Macht man sich gefaßt, eine große Oper zu hören, so sieht man, wie seine Freude zu Wasser wird, und freut man sich eine Künstlerin zu sehen, so hört man, sie ist heiser geworden. Die Leute, die auf die Finger sehen sollten, sehen durch die Finger; die, welche Einen bloß anhören sollten, hören Einen aus. Es läßt sich kaum ersehen, warum die Damen den und den erhören. Ein Mädchen wird zuerst angesehen, wie weit ist es aber da noch, bis sie ausersehen wird! oft ist dieses kaum abzusehen! Wie sieht sich der Mann nicht vor, wie sieht er ab und zu, wie wenig sieht er ihr nach, auf was sieht er nicht alles früher! er sieht auf die Familie, auf die Kleiderschränke, auf die Geldkisten, letztlich sieht er auf das Mädchen; und wie oft muß man nicht nach allem diesen Sehen noch ein Auge zudrücken! Das Hören ist wieder eine ganz eigene Sache. Diejenigen, welche die längsten Ohren

haben, hören am schlechtesten, und gerade diejenigen, welche ausgehört haben, wollen immer wieder anfangen zu hören. Wie oft führt nicht ein kleines Versehen zu einem großen Verhör, und ein kleines Verhör zu einem großen Versehen, und dennoch ist verhört und versehen das beste Spiel. Unsre Vaudevilles, die mit Melodien versehen werden, bei denen wirkt dieß Versehen gerade entgegengesetzt, wie bei Festungen, die man mit Proviant versieht; die letzten halten sich dadurch länger, die Vaudevilles nicht; es ist aber gut, daß es „Versehen“ heißt, da sie bald darauf sterben. Man hört oft, was die Glocke geschlagen hat, bevor man noch sieht, was an der Zeit ist, und oft sieht man seine blauen Wunder, ehe man noch davon gehört hat. Seitdem die Wände Ohren haben, hören alle Häuser, unter welchen die Schauspielhäuser die harthörigsten, und die Adreßhäuser die weithörigsten sind. In den Spielhäusern haben sogar die Karten Ohren, ja sie habn's oft faustdick hinter den Ohren, und wenn sie Ohrenweh bekommen, so zieht es sich auf die lange Bank. Coquette Mädchen, guter Schweizerkäs und fette Rindssuppe haben tausend Augen, man kann sie kaum zählen, allein die Augen der fetten Rindssuppe lassen sich verschlucke , die Augen des Schweizerkäses lassen sich verdauen, aber die Augen der coquetten Mädchen sind wie Elster- oder Hühneraugen; sie wachsen immer beständig frisch heran, sie

sind überall und nirgends, sie hüpfen umher, wie die Heupferde ohne Zaum und Zügel, begucken alles und kaufen nichts, wie die Diebe, und doch, wenn man sie ertappt, sind sie am losgelassensten.

Die Kunst
mit Caffeeschwestern umzugehen,

nebst

einem Anhang über das Klatschen, Medisiren, Verläumden, Spötteln, Achselzucken, Augenblinzen, Kopfschütteln, Händereiben, Ohrenspitzen u. s. w., wie auch einige Fingerzeige über die Kunst, alles zu wissen, was bei seinem Nachbar vorgeht, wie viel Ellen Taffet alle Damen in derselben Straße zu ihren Oberröcken gebrauchen, wie die Gesindeordnung aller Häuser beschaffen, wer den Mädchen in dem Revier die Cour macht, wie groß der Pantoffel in den verschiedenen Familien der Umgegend ist u. s. w. u. s. w.

Herausgegeben

von einem

Practicus und Caffeebruder.

Vorwort.

Adams erster ruhiger Schlaf ist auch sein letzter gewesen; er erwachte und hatte eine — Frau. Nichts war natürlicher, als daß es bald kein Paradies mehr für ihn gab, sie zogen aus dem Paradiese; alles war stille; kein Blatt regte sich an den Aesten und Zweigen des Gottesgartens; kein Säuseln der Zweige sagte ihnen ein flüsternd — Lebewohl! Eva schmollte, kein Wort kam über ihre Lippen, und

Adam ging ganz traurig neben her. Ermüdet lagerten sie sich unter einen Baum, doch nicht eine Sylbe vermochte Adam aus ihr herauszubringen; da fiel ein Korn von der Frucht des Baumes herab und gerade in ihre Herzgrube, sogleich fing Eva an, nicht nur zu sprechen, sondern unerschöpflich wie ein Springbrunnen zu plaudern und zu raisonniren: Adam erstaunte über dieses Wunder, nahm einige Körner dieses Baumes mit — es war der Caffeebaum — und baute sie in seinem Exparadiese; so oft Eva schmollte und nicht sprach, legte er ihr eine Caffeebohne auf die Herzgrube, und sie begann wie ein Uhrwerk zu plaudern. Dieses ist der erste Ursprung des Caffeegebrauchs; wie er bis auf unsere Zeiten raffinirt und cultivirt worden ist, weiß jede Leserin ohnehin.

Erstes Capitel.

Vom Anzug in Caffeegesellschaften.

Das Anziehen in Caffeegesellschaften ist eben so wichtig, als das Abstoßen. Eigentlich aber ist allda nur vom Losziehen die Rede.

Für die Damen ist eine dunkle Farbe zu empfehlen, da doch ohnehin eine die andere verdunkeln, und sich mit den Flecken der Mitschwestern beschäftigen will. Enge Schuhe können nicht schaden, da gewiß jede noch eine in der Gesellschaft findet, bei deren Anblick ihr der Schuh zu weit wird.

Schnüren dürfen sie sich nicht sehr, da sie sich im Verlauf der Gesellschaft immer mehr aufblasen. Den Mantel müssen sie nicht ablegen, um ihn nach dem Winde hängen zu können. Ihr Haar muß sorgfältig gemacht sein, denn sie lassen nicht gerne ein gutes Haar an Jemandem.

Zweites Capitel.

Ueber das Handarbeiten in Caffeegesellschaften.

Das Strickzeug müssen sie auf jeden Fall mitbringen, damit ihnen ja beileibe der Faden der Unterhaltung nicht ausgehe, und damit sie sich gegenseitig tief in's Gespräch verstricken. Feine Tücher zu säumen, steht aber nur höchstens der Hausfrau zu, doch darf sie darüber keine Medisance versäumen. Merken ist in Gesellschaft sehr zu empfehlen, denn da sie so viel Personen um ihren Namen bringen, so müssen sie es doch auf einer andern Seite wieder einigermaßen ersetzen.

Drittes Capitel.

Ueber das Sich-Introduciren in Caffeegesellschaften.

Ein Mann, der in eine Caffeegesellschaft von Damen gebeten ist, versehe sich mit drei Sachen und er ist flott.

1. Eine wahre Anecdote aus dem Leben der Stadt.
2. Ein Bericht einer neuen Mode oder eines neuen Stoffes.

3. Eine Scheere, um die guten Namen und die Langweile abzuschneiden.

Er beginne vom Wetter und leite es immer so, daß er seine Anecdote daran anknüpfen kann. Z. B. „Es ist sehr glatt draußen; man kann leicht ausgleiten. Apropos, das bringt mich auf die Idee eines Fehltritts, da muß ich Ihnen eine wahre Anecdote erzählen!" Oder: „Es ist heiß zum Verschmachten! Weil wir eben vom Verschmachten und Schmachten reden, muß ich Ihnen eine wahre drollige Anecdote mittheilen!" u. dgl. m.

Viertes Capitel.

Sonstiges Benehmen.

Bei der vierten Tasse sind die Sprachwerkzeuge schon ganz durchwärmt und erregt, man nimmt es nun mit der geographischen Medisance nicht mehr so genau, d. h. es können nun auch entferntesten Stadtgegenden an die Reihe kommen, und die nächsten Verwandten um einen Namen kürzer gemacht werden. Mit der fünften Tasse fängt die Ohrenbeichte an, d. h. man flüstert sich schon über seinen Nebensitzenden in die Ohren. Bei der sechsten Tasse lösen sich alle Bande des Blutes und des Herzens, es herrscht eine allgemeine Medisance-Freiheit und Gleichheit.

—

Fünftes Capitel.
Abschieds-Complimente.

Zu empfehlen braucht man sich gar nicht, denn man hat sich durch sein Lästern und Spotten genugsam empfohlen. Man reicht den Damen das Umschlagetuch, denn nach ungebundenen Reden können sie bloß in Umschlag erscheinen; begleitet sie an den Wagen und sagt leise: „Fahren Sie so fort und Sie kommen weit!“

Sechstes Capitel.
Schluß.

Man sieht nach, wie viele gute Namen auf dem Platze blieben, wie viel leicht und wie viel tödtlich verwundet wurden, man scharrt die Todten ein und giebt die Hoffnung auf die andern nicht auf. Man küßt sich gegenseitig, um das Gesagte zu besiegeln und geht auseinander, um wieder zusammen zu kommen

Die literarische Holzspaltungs-Anstalt.

Wenn wir einen Blick auf die literarischen Waldungen werfen, und ihren ehemaligen Zustand mit ihrem jetzigen vergleichen, so drängt sich uns unwillkürlich die Furcht auf, bald einen gänzlichen Mangel an wahrem Eichen- und Tannenbrennholz leiden zu müssen und gezwungen zu sein, unsere Lesezimmer bloß mit den Stoppeln und Maisblättern einer Afterlectüre zu heizen. Wie kräftig und riesenstämmig eilten nicht sonst die vielblättrigen Bäume dieser alten Wälder hinan zum Himmel, wie konnte der Leser von Zweig zu Zweig eilen und sich hinaufschwingen in die klare, höhere Region des poetischen Daseins und sich kräftigen in dem Stahlbade der weitgestreckten Anschauung des Lebens; oder sich lesend und lustwandelnd ergehen in den gastlichen und ernsten Schatten ihrer Zweige, die nachbarlich verschlungen, seine geistige Promenade überbauten! Da sprach aus jedem Baume die inwohnende Hamadryade heiliger Gefühle uns an; in dem Rauschen der Blätter hörten wir nur den An- und Rückklang unserer Herzenstöne, und in jedem Stamme standen die eigenen Namen der heimischen Pieriden eingeschnitten! Doch wer-

fen wir jetzt einen Blick nach diesen Wäldern. Wie ausgesichtet! wie ausgereutet! wie hat nicht die Axt der fällenden Nachscribler an den üppigen Bäumen genascht! Welch ein Heer von Holz- und Baumdieben hat hier nicht fouragirt und requirirt! Die Zweige sind entlaubt, und statt der heimatlichen Nachtigall nistet nur die nachäffende Spottdrossel (Turdus polyglottus) in den ausgelichteten Aesten. Auf dem großen classischen Banyasbaume sitzen pedantische Affen, welche die Citationsnüsse herabwerfen in den Schooß unwissender Commodschreiber, welche sie sodann als Motto-Vorhängetüchlein ihren Kindlein vorbinden. Der Baum der Erkenntniß, der sonst inmitten des Schreibe-Edens stand, ist verdorrt, und die riesigen Pisangblätter der Alten werden von den jetzigen talentnackten Geschwindschreibern zu kleinen Blätterchen verschnitten, ihre Blößen damit zu decken! Dieses Eingehen der literarischen Waldung, die dadurch bevorstehende Holztheuerung und die Vorahnung eines Lesefrosttodes, hat die jetzige ökonomische Handhaberei des Literaturgehölzes herbeigeführt. Eine der vorzüglichsten Hervorbringungen dieser Anstalt sind die Sparöfen und Sparherde, id est Journale und Zeitschriften. Mit einem kleinen, unbedeutenden Stückchen wird ein ganzes Lesepublicum einige Tage lang in einem gewissen Wärmegrad erhalten. Was wird nicht Alles auf diesem belletristischen Sparherde verkocht und verbacken! Romantische Kräutersuppen, kritische Brühen,

sentimentale Hohlehippen, Notizenkoch, polemische Hachées, Charadenragouts 2c. 2c.! Und nun gar jene Sparöfen, die mit anderwärts schon ausgebrannten und hier noch einmal angeglommenen Steinkohlen heizen, d. h. jene Zeitschriften, die nachdrucken und Todte beschwören; diese contribuiren zur Holzökonomie am meisten. Aber es ist nicht genug, daß das Verbrauchungssystem eingeschränkt wird, die Materie selbst, das Holz muß ökonomischer behauen werden, und zu diesem Behufe giebt es Gottlob, auch eine „literarische Holzverkleinerungsanstalt“ in der schreibenden Welt. Es giebt nämlich Leute, die theils von der lieben Regentin Vernunft monatlich wenig Gage beziehen, oder auch solche, die gar keine eigentlichen Gedankenrenten haben, sondern davon leben, daß sie zuweilen einen finden, oder sich bei einem andern Gedanken zu Gaste laden, oder auch irgendwo ausführen 2c. Diese Leute wollen doch auch als Contribuenten der Schriftstellerwelt leben, darum werden sie „Holzhauer“ und „Holzverkleinerer“ der Literatur. Sie schleppen nämlich einen alten Stamm aus classischem Boden in ihren eigenen, der auch zuweilen classisch ist, z. B. aus der dritten Classe; — nun keilen sie sich mittelst eines Dictionnairs in den Stamm hinein, und verursachen also schon eine Spaltung in der alten Literatur. Nachher wird darauf losgehämmert und losgezimmert, bis der Stamm in seinen Theilen zerfällt, glatt gehauen, und in verschiedene Stöße

aufgeschichtet wird, worauf sie dann tarifmäßig los-schlagen:

	C. M.
Eine Klafter Uebersetzung in großen Scheiten	24 fl.
Eine dito Auszüge in kleinen dito . . .	20 „
Ein Scheffel Rinde für Quartalschriften .	15 „
Ein dito Abschnitzel für Almanache . . .	12 „

Nun bleiben ihnen noch Accidenzien und Nebensporteln, die sie auch mit einer außerordentlichen Betriebsamkeit zu befördern wissen. Z. B.

	C. M.
Die Späne als Gedankenspäne, das Bündel	10 fl.
Die Splitter als Gedankensplitter, das Büttel	8 „
Die Abfälle als Einfälle, das Maß . . .	5 „
Die Holzfasern als Gedankenfidibus, das Hundert	3 „
Den Holzstaub als Gedankenzunder, die Handvoll	30 kr.

Man sieht, diese belletristischen Holzversilberer haben es in ökonomischer Gediegenheit weit gebracht.

Man glaube aber ja nicht, daß man bei Heizung der Lesecabinete mit diesem Klein- und Dünnholz Kälte leide, im Gegentheil, es rinnt einem der helle Schweiß über die Stirne. Die Adresse dieser Holzhauer ist Jedem bekannt, wer sie aber sprechen will, der gehe auf einen Kreuzweg zwischen einer Antiquar-

handlung und einer Buchdruckerei, und rufe dreimal: „Heilige Propheten der Kunst! erste Lichter der Literatur!“ Da kommen sie gleich und fragen: „Was befiehlt der Herr?“

Zabadeus Sauerteigs

Neujahrs-Prophezeihungen.

Das neue Jahr wird, wie jede Neuigkeit, einen Tag das allgemeine Stadtgespräch sein; man wird sich mit dem Munde wünschen, mit dem Herzen verwünschen. Man wird kostbare Geschenke machen, und die Rechnungen nicht bezahlen. Leute werden lange Reden halten und nichts sagen. Liebhaber werden mit Anstand verschenken, was man ihnen mit großem Anstande borgte. Frauenzimmer werden sich einen halben Tag ankleiden, um den andern halben Tag entblößt zu gehen. Männer werden ihre Weiber überraschen mit Zärtlichkeit. Das Jahr wird sein ein Schaltjahr für alle Frauen, die schwache Männer haben. Die Zinszahl wird dem Hausherrn immer zu klein, den Einwohnern immer zu groß dünken. Der Planet, der das Jahr regieren wird, heißt Gold. Zwischen Weihnachten und Aschermittwoch wird es sehr viele Glückliche, nämlich Betrunkene geben. Den längsten Tag wird haben ein Dichter an dem Tage, an dem sein erstes Stück aufgeführt wird. Die längste Nacht wird haben ein Weib vor der Abreise

ihres Mannes, und die kürzeste Nacht der Mann nach der Abreise seines Weibes. Ein ewiger Frühling wird sein in den Toilettbüchschen der Damen. Finsternisse wird es zwei geben, eine unsichtbare bei den sogenannten Helldenkern, und eine sichtbare von der Sohle bis zum Scheitel einer gewissen Jungfrau, die so groß als ganz Europa ist. Das erste Mondesviertel tritt ein nicht lange nach der Hochzeit. Ein ergiebiges Feld wird es geben für Zwischenträger, einen günstigen Wind für Ohrenbläser, eine trockne Zeit für die Conversation, und heiß wird es werden allen ehrlichen Leuten. Der Hagel wird viel Unheil anrichten, nämlich der Janhagel. Viel Blitz und Donner wird es geben in häuslichen Kreisen. Eine Ueberschwemmung wird es geben an Gedichten, und doch eine Dürre in der Poesie. Viel Nebel wird sein, doch reifen wird nichts. Eine ergiebige Ernte wird sein an Dünkelkorn, ein herrlicher Schnitt für Namen- und Ehrabschneider: an Flegeln wird kein Mangel sein, doch gedroschen wird leeres Stroh. Am besuchtesten wird sein das Pfandhaus, und am lustigsten in den Trauerspielen. Man wird wie sein Leben lieben — die Todten, und tödtlich hassen — die Lebenden. Man wird in Gesellschaften gehen, um allein zu sein. Man wird sich stets schminken, und nicht roth werden. Man wird sich für eine Ewigkeit trauen lassen, und sich von dieser Minute an keinen Augenblick mehr trauen. Menschen, die nie hungrig sind, werden stets essen,

und die so Hunger leiden kriegen keinen Bissen. Man wird fast eben so viel Zahlungen ein= als Wechsel ausstellen. Man wird das ganze Jahr verliebt sein, und doch nicht lieben. Man wird viel Gönner und wenig Kenner finden. Die Müßiggänger werden sehr beschäftigt sein, und die Geschäftsleute werden müßig gehen. Weiber werden sich den ganzen Tag Mühe geben, Abends zu gefallen, und werden, beim Lichte betrachtet, mißfallen. Ein Jeder wird es lieben, nur sich selber zu sehen, und doch seinem Nachbar den Spiegel vorhalten. Der nicht einen Bedienten hat, wird oft Viele beherrschen, und der zehn Diener hält, wird kaum sein eigener Herr sein. Um den Streit zweier Parteien zu schlichten, wird man Leute besol= den, die ihn ewig machen. Leute ohne Ausbildung werden die meiste Einbildung haben. Auf den Thea= tern wird man die alten griechischen Stücke mit vielem Aufwande geben, das eine große Trauerspiel aber: „Die Griechen," wird ohne Theilnahme vorüber= gehen. Nach verbotenen Frauen und verbotenen Bü= chern geschieht die meiste Nachfrage, erlaubte Bücher und ledige Mädchen aber werden nicht an Mann zu bringen sein. In der Literatur werden viele Diebe erwischt werden, die kritischen Richter werden die kleinen hängen, und die großen laufen lassen. Man wird sich in zwölf Sprachen „gehorsamer Diener" nennen, und keinem Menschen einen Dienst erweisen. Die Ungeschliffenen werden am schneidendsten, und die

Geschliffenen am stumpfsten sein. Leute, die zehn tausend Tage studirt haben, kriegen kein Amt, und die nur eine Nacht verheirathet sind, werden angestellt. Arme Teufel werden reich sein an Witz, Laune und frohem Muth, und reiche Männer werden arme Sünder sein. Man wird, um frische Luft zu schöpfen, in verschlossenen Häusern spazieren fahren. Leute, die nirgends kochen, werden überall essen, und die überall zu Hause sind, werden bei sich selbst fremd sein. In Lesezirkeln wird man bemerken, daß die Lichter immer kürzer, die Zeit aber immer länger wird, und die Redactoren sämmtlicher Journale werden sehr klagen über die große Abnahme — der Abnehmer.

Amen.



Trauungsrede

zur

Vermählung des Herrn Caffee mit Demoiselle Sahne.

Meine andächtigen, theuren und kostspieligen Freunde!

Der Text, den wir unserer heutigen Rede zu Grunde gelegt haben, findet sich aufgezeichnet im ersten Buche der Genesis, und lautet daselbst im ersten Capitel, Vers neun, wie folgt:

Es versammeln sich die Wasser unter dem Himmel auf einem Orte, damit das Trockne sichtbar werde!

Im ersten Augenblick, aber nur im ersten Augenblick, scheint in diesen Worten ein großer Widerspruch zu liegen; denn wenn sich alles Wasser vereinigt, wie kann da etwas Trockenes sichtbar werden? Bei näherer Betrachtung aber wird es sich als ganz richtig bewähren. Zu dieser Betrachtung erbitte ich mir Eure gewohnte Aufmerksamkeit in den folgenden beiden Theilen meiner Rede, wovon der erste Theil Wasser und der andere trocken sein wird.

(Hier kann der Zuhörer sich oder seinen Nächsten räuspern, auch etwas murren, daß der Caffee noch nicht kommt; nicht minder kann das Publicum einige schlechte Witze reißen, aber nicht viele, denn nun komme ich mit meinem):

Ersten Theil.

Wasser.

Indem Ihr Euch, meine frommen Zuhörer, einige Tassen Caffee zu Gemüthe zieht, wird Euch die Bedeutung dieses Wortes: Wasser bereits durchdrungen haben.

Wasser! welch ein Wort! Die allererste Versammlung bestand aus Wasser! wie aus dem Texte unserer Rede hervorgeht: Es versammeln sich die Wasser! Eine Tradition lehrt, daß sie sich versammelt hätten, Göthe's Geburtstag zu feiern, und daß die Spree, die früher so breit war, wie die Wolga, sich damals so erschöpft hat, daß sie wie ein seichtes Gelegenheitsgedicht durch Berlin fließt.

Wasser! wenn es kein Wasser gäbe, könnte man kein Wasser unter den Wein schütten; könnte man kein Wasser unter den Wein schütten, so könnten keine Weinhändler bestehen; könnten keine Weinhändler bestehen, so könnte es keine Schauspieler geben; Schauspieler muß es aber geben, ergo muß es Wasser auch geben!

Wasser! Wenn es kein Wasser gäbe, könnte es keine Wasserweiber gäben, gäbe es keine Wasserweiber, so könnte es keine Sahneweiber geben; gäbe

es keine Sahneweiber, gäbe es auch keine Sahne; Sahne muß es aber geben, ergo muß es auch Wasser geben!

Wasser! Wenn es kein Wasser gäbe, so könnte es keine Thränen geben; gäb' es keine Thränen, so könnt' es kein Mitleid geben; gäb' es kein Mitleid, so könnte es kein Trauerspiel geben; gäb' es kein Trauerspiel, so könnte es keine Trauerspieldichter geben; Trauerspieldichter muß es aber geben, ergo muß es Wasser geben!

Wasser! Wenn es kein Wasser gäbe, so gäb' es auch am Himmel keinen „Wassermann"; gäb' es keinen „Wassermann," so gäb' es auch keine „Fische;" gäb' es keine Stockfische, so gäb' es keine Abonnenten auf meine Werke, gäb' es keine Abonnenten auf meine Werke, so gäb' es auch keinen Caffee; Caffee aber muß es geben, ergo muß es Wasser auch geben!

Wasser! Wenn es kein Wasser gäbe, so gäb' es auch keinen Regen; gäb' es keinen Regen, so gäb' es auch keine Tropfen; gäb' es keine Tropfen, so gäb' es auch keine Homöopathie; gäb' es keine Homöopathie, gäb' es nicht „Wurst wider Wurst;" gäb' es nicht „Wurst wider Wurst," so gäb' es keine ewige Gerechtigkeit; eine ewige Gerechtigkeit muß es aber geben, ergo muß es Wasser auch geben!

Wasser! Wenn es kein Wasser gäbe, so gäb' es auch kein Meer; gäb' es kein Meer, so gäb' es

auch keine Insel; gäb' es keine Insel, so gäb' es auch keinen Robinson; gäb' es keinen Robinson, so könnte Madame Krikeberg nicht übersetzen; Madame Krikeberg muß aber übersetzen, ergo muß es Wasser auch geben!

Wasser! Wasser! Je mehr ich davon rede, je mehr läuft mir der Mund voll Wasser! Das alles ist Wasser auf meine Mühle! Ich schließe nun den ersten Theil meiner Rede, um Euch Eure Freude nicht ganz zu Wasser zu machen.

(Hier können die Zuhörer ihr Entzücken ausdrücken, und sich Kräfte sammeln zum)

Zweiten Theil.

Trocken!

Trocken sind — meine andächtigen Zuhörer! — alle Gegenstände, die nicht naß sind! Mit Ausnahme des trockenen Gelbschnabels, der hinter den Ohren noch naß ist. Trocken ist oft ein großes Wort, ein heilbringendes, ein verderbendes! Mit der trockenen Wahrheit könnte man eben so wenig in einer anständigen Gesellschaft erscheinen, als mit einem nassen Pudel! Ein trockener Heirathsantrag macht weniger Eindruck, als ein feuchter Liebesblick! — Man wird durch einen trockenen Korb mehr begossen, als durch ein zu Wasser gewordenes Rendezvous! — Tausend Menschen gehen in's Wasser, blos um auf's Trockene zu kommen! — Ein Ste-

löwe, ein Seetiger sind nicht halb so reizend, als ein Schäfchen — im Trockenen! — Wie glücklich sind die Schriftsteller, die nie Sand brauchen, sondern die ihre Sachen gleich trocken niederschreiben! — Ein trockener Husten ist bei weitem erträglicher, als ein Auswurf der Menschheit! — Ein trockener Spaß ist amüsanter, als ein wässeriger Ernst! — So darf ich auch hoffen, daß der trockene Theil meiner Rede besser ist, als der wässerige Theil Eures Caffee's! — Mit Vergnügen seh' ich mich, meine Rede und Euch durch und durch getrocknet um das Wasser sitzen; denn nun ist Euch der Text meiner Rede klar geworden:

„Es versammeln sich die Wasser alle auf einem Orte, damit das Trockene sichtbar werde!“

Also ward es! Die Vermählung des Herrn Caffee mit dem Fräulein Sahne, geborne Wasser, gab den glücklichen Impuls dieser Rede. Seht hier ein musterhaftes Paar! Der Bräutigam hat sich erst malen lassen, dann hat er sich in's Wasser gestürzt; die Braut hat erst für den eigenen Heerd gesorgt, darauf haben sie sich feuerlich verlobt und noch am grünen Holze verbunden. Ihr seid alle als Milchbrüder von Caffeeschwestern dazu eingeladen. Wir hoffen in vier Wochen die silberne, und in acht Wochen die goldene Hochzeit zu feiern, wozu Ihr nur das Gold und Silber mitzubringen braucht, und somit Glück und Segen dem neuen Ehepaare; möge

Fortuna ihre Schale geben, denn bald hab' ich zu wenig Caffeeschalen! Zum Schlusse danke ich Euch, die Ihr gekommen seid, für die Ehre und Euch, die Ihr nicht gekommen seid, für das Vergnügen, das Ihr mir erzeigt habt, in Ewigkeit, Amen!

Monographie der Theatral-Astronomie.

Lieber Leser! ich habe Dir schon einmal gesagt, daß ich ein prächtiger Kerl bin, und mich selbst küssen möchte; aber ich habe Dir noch nicht gesagt, daß ich ein witziger, ein sehr witziger Kerl bin! Du freilich weißt das nicht, aber *ich*! Ich bin *geheim* witzig, *verschwiegen*! Die Welt erfährt es nur nicht, und dieß Geheimniß wird mit mir sterben! So ist es auch eines meiner witzigen Geheimnisse, daß ich eine *Theatral-Astronomie* geschrieben habe; und wenn Du mir versprichst, lieber Leser, mein Geheimniß zu ehren, will ich Dir einige kleine Auszüge aus dieser Wissenschaft mittheilen. Du mußt es nur nicht weiter erzählen, sonst könnten die Leute glauben, ich wollte die Astronomie persönlich angreifen, und die Astronomie könnte auf eine Fiscal-Untersuchung bei dem Septemvir-Gericht der Plejaden gegen mich antragen, wenn sie auch voraus sehen kann, daß die hellen Richter sie zurückweisen werden. Also, lieber Leser, sage keinem Menschen etwas von dieser meiner geheimwitzigen Wissenschaft.

Die erste Regel

der Theatral-Astronomie ist: seinen Horizont zu kennen, und ihn nie aus den Augen zu verlieren.

Der Thierkreis

heißt in der Theatral-Astronomie derjenige Kreis von Künstlern, die Thiere auf der Bühne darstellen. Wenn ich also einer Bühne beigesellt bin, wo ich Affen, Hunde, Wölfe u. s. w. darstellen lasse, so ist das mein Thierkreis.

Die Himmelskörper

der Theatral-Astronomie werden eingetheilt in Fixsterne, Planeten und Kometen. Die Fixsterne heißen von fixus unbeweglich. Die Schauspieler also, die schlecht spielen und unbeweglich sind, sind die Fixsterne der Bühne. Die Planeten sind die beweglichen Sterne, entweder die Schauspielerinnen, die beweglich oder leicht zu bewegen sind, oder die zu großen Gagen bewegen u. s. w. Kometen endlich sind die Künstler und Künstlerinnen, die mit einem großen Schweif von Eltern und Verwandten engagirt werden.

Der Zenith und Nadir

in der Theatral-Astronomie ist, wenn man vom Scheitelpunkt bis zum Fußpunkt von dem Sternenlicht einer Künstlerin geblendet ist.

Der Magnet

ist in der Theatral-Astronomie von großer Wichtigkeit. Allein der Theatral-Astronom hat bis jetzt die sonderbare Erfahrung gemacht, daß der Magnet in der Theatral-Astronomie nicht nach Norden, sondern nach Süden zieht. Der Compaß ist auch da sehr nöthig, denn da man zu Engagementsreisen einen Paß nöthig hat, so muß man sagen: Komm' Paß!

Der Mittags-Cirkel

ist in der Theatral-Astronomie derjenige Cirkel, wo der Künstler des Mittags zum Essen eingeladen, und in welchem über Koch- und Bühnenkunst debattirt wird.

Der Aequator oder Gleicher

heißt in der Theatral-Astronomie derjenige Dirigent, der solche Stücke auf das Repertoir setzt, die den kürzesten Abend so lang wie den längsten Tag machen, also eine künstliche Tag- und Nachtgleiche hervorbringen.

Die zwölf Zeichen

der Theatral-Astronomie sind: 1. Der Widder, oder das Schaf als Chef. 2. Der Stier, oder die Ochsen-Menuette. 3. Die Zwillinge, oder Staberl und Urschel. 4. Der Krebs, oder die Mitschuldigen. 5 Der Löwe. oder der verwunschene Schneidergeselle.

6. Die Jungfrau, oder die Italienerin in Algier. 7. Die Wage, oder der Jurist und der Bauer. 8. Der Scorpion, oder der Wechsel. 9. Der Schütze, oder 14 Tage nach dem Schuß. 10. Steinbock, oder le vieux garçon et la petite fille. 11. Der Wassermann, oder der Dichter und der Schauspieler. 12. Die Fische, oder sieben Mädchen in Uniform.

Von den nördlichen und südlichen Sternbildern

finde ich in meiner Theatral-Astronomie auch einige thätig, z. B. das fünfte: die Cassiopeja, ein auf dem Stuhle sitzendes Frauenzimmer. Die Cassiopeja ist die Nachbarin des Camelopards oder Giraffen (10te Bild), welcher seinerseits wieder mit dem 11ten Sternbild, dem Fuhrmann, in Berührung kömmt. Auch das 11te südliche Bild: der Wolf spielt in der Theatral-Astronomie eine bedeutende Rolle u. s. w.

Merkwürdig ist es, daß bei meinem Theater-Astronomen die Wage ganz an den Nagel gehängt wurde, wenigstens die Wageschalen; die Zunge ist noch in steter Thätigkeit.

Mehrere theatralisch-astronomische Betrachtungen, Kalender-Bauernregeln, Wetterprophezeihungen habe ich auch gesammelt, z. B. wenn die erste Theater-Sonne einen großen Hof hat, so folgt ein Beifallsregen. Wenn die Jungfrau Abends in das Zeichen

einer Tanzgesellschaft tritt, so steht des andern Tages eine Heiserkeit zu erwarten. Wenn sich der Astronom von Norden nach Süden bewegt, um Theater-Sterne zu entdecken, so wird für Gasthäuser eine gute Ernte u. s. w.

Laufbriefe.

Ich habe mich schon einmal darüber gewundert, daß man blos Steckbriefe hat, die den Zweck haben, durch genaue Beschreibung einer verdächtigen Person, dieselbe kenntlich zu machen, damit sie zum Besten des Staates, der Ruhe, der Sicherheit und des allgemeinen Besten angehalten, aufgefangen und zurückgestellt werde. Ein eben so vortreffliches Werk wäre es, wenn man Laufbriefe hätte. Diese Laufbriefe sollten den Zweck haben, gewisse Leute, die durch unerträgliche Fadheit, durch Arroganz, durch Dünkel, durch Anmaßung, durch Albernheit, durch Zudringlichkeit, durch Aufpasserei, durch Horchen u. s. w. gefährlich sind, kenntlich zu machen, damit sie jeder um Gotteswillen nicht anhalte, sondern um seiner Ruhe willen ja schnell laufen lasse. Wenn man die Steckbriefe Personen nachschickt, so sollte man diese Laufbriefe ihnen vorschicken, sie in die Zeitungen setzen lassen, damit jeder, der einem solchen Zeit- und Gesellschaftsmörder, einem solchen Ehren- und Namendiebe, einer solchen geheimen Polizei-Blindschleiche, einem solchen falschen Recensionsmünzer, einem solchen literarischen Lügen- und Windbeutel, einem solchen corre-

spondirenden Auslandläufer, einem solchen Geduld-nothzüchtiger, einem solchen Anecdoten-Brenner und Bonmot-Schmuggler zufällig begegnet, geschwind auf die Seite springe, und ja keine Minute ihn aufhalte. Diese Personen sollten dafür festgesetzt werden, daß sie nicht durchgehen, und fortgejagt werden, weil sie festsitzen. Wie schön wäre es, wenn wir in der Polizeifama solche Laufbriefe läsen und gleich wüßten: den und den müssen wir in Gottesnamen laufen lassen. Ich will zum Spaß einige ganz aus der Luft gegriffene Formulare hier beifügen und gebe jedem, der etwa etwas unter denselben suchen sollte, im voraus einen Laufbrief.

Erster Laufbrief.

In einer sichern Stadt, die an einem schönen Flusse liegt, ist ein unsicherer Redacteur nicht auszurotten. Er ist nicht wegzukriegen und hat sich allda wie Mercurialsalbe eingesogen. Der Mann ist kleinlich, hat eine weiße Nase, ein loses Maul, ansehnliche Ohren und einen weiten Hals. Er trägt einen steifen, arrogantfarbenen Leibrock, einen Strohhut, einen ditto Kopf, einen Mantel aus jüdischer Nächstenliebe, gewendet; ein Stockparaplui aus Grobzeug und Schreibeärmel aus Büffelleder. Er schreibt alle Tage etwas Monatlanges, wiederkäut einen Schlegel, lebt vom Schlamme, tappt im Finstern und kann alles was hell ist, nicht leiden. In seinem Felleisen befinden sich:

gestohlene Gedanken, gewärmter Brei, Stiefelwichse zu Dinte, zäher Gummi zu Witz und eine vollkommene, ausgearbeitete, unübertreffliche Gemeinheit, letztere sein eigen. Wir bitten jeden ehrlichen, literarischen Kerl, der ihn nach obiger Beschreibung erkennen sollte, ihn um Gotteswillen laufen zu lassen, ihm ja nicht Rede zu stehen; denn wenn er angehalten wird, wirft er wie das Stinkthier mit Schmutz um sich; wer ihn ungehindert im Fortlaufen befördert, wird reichlich belohnt.

Zweiter Laufbrief.

Auf einer sichern Bühne kann ein unsicherer Schauspieler nicht mehr fort. Er trägt sich selbst auf den Händen, seine Vortrefflichkeit im Munde, und jedem, der ihn nicht sehr lobt, Haß nach. Er lebt von der Einbildung und spricht nur ein einziges Wort: Ich. Er hat vier grimmige Feinde: das D, das T, das B, das P, allein er hat sie aber sämmtlich in Verwirrung gebracht. Er ist sehr groß im Kleinen und klein im Großen. Er kennt Ungarisch, Böhmisch und Slavisch wie Deutsch, hat immer viel Anstand mit seiner Rolle, und bei verschiedenen Gelegenheiten ist er Ballettänzer und Schornsteinfeger. Es wird jeder Recensent gebeten, ihn laufen zu lassen und ihn die Bretter frei und ungehindert paß- und repassiren zu lassen.

Dritter Laufbrief

Ein gewisser Sohn eines ungewissen Vaters ist plötzlich ein Schöngeist geworden. Er nimmt alle Tage Unterricht im Schluchzen bei Trauerspielen, und ein fleißiger Theatergänger bringt ihm das Gähnen bei. Schon kann er über Kunst mehrere Sylben zusammenschimpfen und wenn er nur etwas fester im Verfertigen des Tüpfels über das i sein wird (˙), fängt er an zu recensiren. Er wird unstreitig ein Genie; denn schon sitzt ihm die Halsschleife schief und ein kleiner Schimmer von Besoffenheit setzt sich bei ihm an. Alle Cirkel und Gesellschaften werden gebeten, ihn laufen zu lassen, ihm Thür und Thor zu öffnen; denn er ist im Stande, zu behaupten, Shakespeare habe den Scribe in's Englische übersetzt, Homer sei ein Gelegenheitsdichter gewesen und Recensenten wären unparteiisch.

Vierter Laufbrief.

Eine ungewisse Jungfrau von gewissen 50 Jahren, eine ausgezeichnete Gesellschaftsläuferin, ist mit ihrem und mit dem Weltenalter unzufrieden. Sie besitzt aber für ihr Alter sehr viel Selbstverläugnung. Sie sieht mit dem Stecher des Neides auf alle herab, die so verstockt sind, noch jung zu sein, und seitdem die Männer so frei sind, keine Freier zu sein, ist sie eine große Verehrerin der Freiheit Sie führt stets ein Sentenzenflacon aus Dusch's moralischen

Briefen bei sich, und schneidet sich Schönpflästerchen aus Schillers Resignation auf Velinpapier. Sie weint beträchtlich, wenn ihren Schwestern das Unglück passirt, verheiratet zu werden; sie hüllt sich in eine Enveloppe aus altem Flor und ist für Kamtschadalen sehr eingenommen. Es wird Jedermann gebeten, ihr nicht in den Weg zu treten, sondern ihr Platz zu machen und sie laufen zu lassen, denn wenn sie Einen anstreift, geht der gute Name mit.

Fünfter Laufbrief.

Ein sicherer Recensent leidet nach sichern Berichten an einer tödtlichen Krankheit: Wahrheit. Diese Krankheit ist eine Leberkrankheit, wenn man zu frei von der Leber weg spricht. Er hat gelbsüchtiges Haar, vermuthlich aus Galle, und weil er seine Nase in alles steckt, ist sie ziemlich breit geworden. Er trägt eine Brille, weil seine Nachsicht nicht weit geht und läßt sich das Haar alle Tage brennen, vermuthlich weil es ihm oft zerzaust wird. Seine Figur ist nicht unter-, sondern übersetzt, und doch erscheint er im Theater selten. Seine Freunde werden ersucht, ihn laufen zu lassen, denn seine Force besteht in Ungehaltensein.

Sechster Laufbrief.

Ein unsicheres Publicum in einer sehr sichern Stadt, versichert das sicherste Publicum zu sein. Dies

Publicum will alles besser wissen, als das andere Publicum. Wenn dieses Publicum in diesem Theater ist, ist jenes in dem andern; wenn dieses pocht, klatscht jenes u. s. w. Es steht früh Morgens auf, um in's Theater zu gehen und legt sich spät Abends nieder, um Früh Morgens aufzustehen, um in's Theater zu gehen. Es liest Zeitungen, um vom Theater zu lesen, geht in's Theater, um im Theater vom Theater zu reden, und sagt: „Guten Morgen!" um fragen zu können: „Waren Sie gestern im Theater, und was wird morgen gegeben?" Es hält Controle über jedes Seufzerchen der Schauspielerinnen und kennt die Lebensgeschichte jeder falschen Wade beim Ballet. Es wird jedes Publicum, das noch an etwas anderes zu denken hat, als das Theater, gebeten, dieses Publicum laufen zu lassen, sich ja nicht mit ihm einzulassen, denn man läuft Gefahr, ihm zwischen die Hände zu kommen und jämmerlich zerklatscht zu werden.



Das Unglück,

das große Los zu gewinnen.

Wie oft ist ein großes Los der unglückliche Wetterstrahl in der sonst ruhigen Schäferhütte eines friedlichen Herzens; wie oft ist es ein wahres Unglück, das schwer auf dem Getroffenen lastet; wie oft ist es eine Hexengabe, die den Empfänger verwandelt und umschafft! Seht, X. war gut, höflich, artig, bescheiden und zuvorkommend; noch gestern war er dies alles, heute hat ihn das Unglück getroffen, plötzlich gewinnt er das große Los, und nun ist er grob wie ein Recensent, anmaßend, wie ein junges Schriftstellerchen, dem ein Winkelblatt sein erstes Gedichtchen abdruckte, hochmüthig, wie eine ausländische Sängerin, und stolz, wie ein reicher Schlächter; ist das nicht ein Unglück, das große Los zu gewinnen? Z. war gestern gesellig, wohlthätig, dienstfertig und leutselig, heute hat er das große Los gewonnen, und er ist ungesellig, wie das böse Gewissen, hartherzig wie die Termintafel eines Wucherers, ungefällig wie ein Leberkranker und abfertigend, wie der Portier eines Ministers; ist das nicht ein Unglück, das große

Los zu gewinnen? B. war gestern froh, gesund, sorglos, hatte Nächte voll süßen Schlafs und Tage voll mäßiger Arbeit; heute hat er das große Los gewonnen und ist düster, wie ein Decembertag, kränklich wie eine Dame von Stande, hat schlaflose Nächte wie ein Winkelmäkler, und unruhige Tage wie ein Ehemann, der nie ausgeht; ist es nicht ein Unglück, das große Los zu gewinnen? A. hatte gestern einen Freund, den er liebte, wie der Fromme die Tugend liebt, von dem er so unzertrennlich war, wie ein Dichter von seinen eigenen Werken, den er überall zu Rathe zog, wie die Frauen ihren Spiegel, dem er stets zur Seite war, wie ein alter Ehemann bei seiner jungen Gattin. Heute hat er das große Los gewonnen und er meidet seinen Freund, wie ein Elegant das Gewölb seines Schneiders; er will ihn kaum erkennen, wie ein Geldloser die Unterschrift eines verfallenen Wechsels und entzieht sich ihm ganz wie das Gefühl aus dem Busen der Coquette; ist es nicht ein Unglück, das große Los zu gewinnen? B. hatte gestern eine Geliebte; sie war ihm das Heiligthum seines Lebens, das Amulet seiner Schmerzen, der Trost seiner Augen und die Seelengefährtin seines Daseins. Heute hat er das große Los gewonnen, und er verläßt sie, wie ein unverbesserlicher Sünder das Gotteshaus, um nie wieder zurückzukehren; sie ist ihm gleichgültig wie die Tugend einem alten Wollüstling, und er vergißt sie, wie ein Parvenü die Tage seiner Kindheit; ist es

nicht ein Unglück, das große Los zu gewinnen? Da dieses Unglück plötzlich kommt, und einen wie ein Wirbelwind heraushebt aus dem Wurzelorte seiner Umstände, so muß man als Weiser darauf vorbereitet sein, um es im Nothfalle mit Fassung und Geduld zu ertragen. Sollte mir das Schicksal diesen unvermutheten Schlag zugedacht haben, so will ich Stärke genug haben, darob nicht murren, mich mit Ergebung darein finden, und was mir der Himmel auferlegt, allein zu ertragen suchen. Ich verbitte mir daher im Voraus jede Theilnahme an meinem Unglücke, so wie jede Berührung meines Unglücks von fremder Hand würde mir nur noch mehr wehe thun! Doch da dieses Unglück, wie der Tod, mich aus der Reihe aller bis jetzt mit mir Lebenden herausstriche, muß ich noch aus Vorsicht mein Lebewohl darbringen, allen denen, die mir vor meinem Tode vor dem Schlagtreffen des großen Loses lieb und theuer waren, und für dieses Leben von ihnen scheiden. So lebt denn wohl, Ihr Eltern und Geschwister! Ihr Vielgeliebten, lebet wohl! Ich bin todt für Euch! Ihr werdet von meinem Unglücke gehört haben, o tröstet Euch und suchet mich zu vergessen; in diesem Leben bin ich für Euch verloren! Ein großes Los hat alle meine Zärtlichkeit, meine heiße süße Pflicht aufgezehrt; dort im Himmelreich nur sehen wir als Gleiche uns wieder! Ihr Freunde alle, die ich bis jetzt im Herzen tief getragen, die ich in der Brust

liebend gepflegt und den süßen Kranz geselliger Freuden treu und bieder durchgelebt, lebt wohl, lebt auf ewig wohl! Ein großes Los ist zwischen uns getreten, scheidend, wie Salomons Richterschwert; kaum weiß ich mich noch auf Eure Namen zu entsinnen. Lebt wohl und denkt: es war ein guter Junge, wenn ihn nur dies Unglück nicht getroffen hätte! Lebe wohl, Geliebte! Du Licht meines Lebens! Luft und Odem meines Daseins! Lebe wohl, ich bin todt, vergönne mir Licht und Luft und Odem kaum! Ein großes Los hat Dich aus meinem Herzen gedrängt, ich kann nicht zwei Gegenstände mit gleicher Liebe umfassen! Lebe wohl, und schenke mir eine Thräne! Wähle Dir einen andern und weniger Unglücklichen als ich, und vergiß in seinen Armen den Reichen! Einst, wenn wir uns wieder sehen, erinnere ich mich Deiner kaum. Lebe wohl, und reiß mich aus Deinem Herzen! Lebe wohl, o Muse, Morgenstunde des Lebens, ohne Gold im Munde, lebe wohl! Lebe wohl Du holz-goldne Leyer! Lebt wohl, Ihr Draht-Silbersaiten! Die Prosa eines großen Loses hat sich meiner bemächtigt! Lebe wohl, Du Lorbeerbüschel! Auf ein großes Los reimt und schickt sich ohnehin die ganze Welt. Eine halbe Million macht unsterblich, denn man stirbt wenigstens nicht Hungers; ein großes Los ist die vortrefflichste Dichtkunst, alle ihre Werke haben Gehalt und guten Klang im Lande, also lebe wohl, meine Muse! Ich bin empor gekommen, ohne mit Keuchhusten den

Parnaß zu erklimmen! Und zuletzt, lebe wohl, lesendes Publicum! Du liesest nie mehr etwas von mir; das ist der einzige Gewinn, den Du aus meinem Unglücke ziehst. Lebe wohl, und denke: der Tod macht alle Fehler gut. Lebe wohl, ich habe Dich geliebt und nach Deinem Beifall gerungen, aber wer ein großes Los gewinnt, liebt nichts mehr, am wenigsten aber ein lesendes Publicum. Lebt wohl, ihr holden Leserinnen! Ich habe Euch oft geliebt, denn was man neckt, das liebt man, wie süß war mir das Geschäft, für Euch zu schreiben. Aber ich muß resigniren; als reicher Mann kann ich an und nicht für Euch schreiben, denn ich kann Euch etwas verschreiben, das sonst kein Dichter kann: eine Hand voll Gold! O, wer eine neue Damenbibliothek mit solchen Schriftstellern anlegen könnte! Lebt wohl Ihr schönen Leserinnen! Ihr habt mir als Schriftsteller oft gegönnt, Euch in den Schlaf zu bringen, jetzt erlaubt Ihr mir's vielleicht, Euch aus dem Schlaf zu bringen. – Doch, lieber Leser! bald hätte ich vergessen, daß ich noch das große Los nicht gewonnen, daß mich das Unglück noch nicht traf, ich also noch lebe; ja, lieber Leser, noch lebt er, „und lebt Euch Allen zum Verderben!" Denn nun ist's mit Eurem Gewinn, mein Nichtschreiben, auch vorbei! Also nicht Adieu, lieber Leser; keinen Abschied, holde Leserinnen! Noch schreibe ich für Euch und kann Euch nichts verschreiben als mich selbst, und das an jede insbe=

sondere; denn die neueren Schriftsteller verschreiben sich so oft, daß zuletzt gar nichts an ihnen bleibt. Also, da ich noch das Gut nicht gewonnen, so seid, ich bitt' Euch, mir gut.

Etwas über den modernen Gesellschaftston.

Wahrlich, es gehören eigene Naturgaben, Kenntnisse, Anstand, Uebung und Anmuth dazu, um im gesellschaftlichen Gespräche, in diesem herrlichen Zweikampfe der Ideen, wo man nicht nur durch den Strom der eigenen Rede, sondern auch durch den des Gegners gedrängt und gehoben wird, glänzen und unterhalten zu können. Jetzt ist in unsern geselligen Cirkeln eine der nothwendigsten Tugenden: Zuhören, denn die kraft- und saftlosen Zungengefechte der meisten Societäten anzuhören, ist eine Kunst, eine Tugend, die man uns jetzt schon in der Erziehung einprägen sollte. „Der Mensch ist ein geselliges Thier," sagt irgend ein Derbdenker, und wahrlich, wenn ich in die Cirkel, Soirées, Kränzchen, Piqueniques, oder wie die Vereinigungsorte der sociabeln Thiere alle heißen mögen, komme, denke ich immer: „Der Mensch ist ein geselliges Thier!" Ehedem lagen tausend Reize in den Freuden eines geselligen Abends; die unschuldigsten und genußreichsten Vergnügungen fand man in einem wohlgeordneten Gespräche und im Austausch der Meinungen, Gefühle und Ideen. Das Lesen des besten Buches ist eine schleppende Geistesbewegung

gegen den lebendigen Buchstaben des Gespräches; dieses läutert die Begriffe, schärft die Urtheilskraft, erzeugt eine Fülle von Gedanken, befördert den improvisatorischen Scharfsinn, und legt die weichen Folien eines anständigen Scherzes und einer heiteren, fröhlichen Laune um die scharfen Ecken und Kanten des Ernstes. Jetzt haben die Frivolität, die Prachtlust und die Luxuriosität alle Freuden des geselligen Verkehrs todtgeschlagen. Die solide, doch nahrhafte Frugalität eines traulich-heitern Gesprächs behagt der Gourmandise unserer verwöhnten, leckern, genäschigen und vielfressenden Unterhaltungswelt nicht mehr. Wo nicht tausend Lampen die angebornen und angeschafften Reize des schönen Geschlechts in tausend Spiegeln und Bassins myriadenfach zurückwerfen und austrommeln; wo nicht die durch Spiel, Musik, Tanz und Wein aufgeregte Phantasie mit den unzähligen Anwehungen in Wort und Ton, in That und Blick den Schleier der Sinnlichkeit lüftet, und im allgemeinen Aufstand der Sinne die verbotene Waare des Begehrens aus dem Reiche des Ideellen in das Land des Materiellen hinüber pascht; wo die Legion unserer Schnörkeljünglinge und Flachbengel nicht auf Reit-, Schwimm- und Tummelplätzen ihre wahren und vielmehr ihre erlogenen Triumphe über das schwache Geschlecht ausposaunen, und ihre edlen und gutmüthigen Händel in Caffee- und Weinhäusern auf gut renommistisch herauspoltern kann, da findet man sich schrecklich ennuyé!

Wenn sich nun das ungeheure Unglück ereignet, daß ein Kreis des gemischten Geschlechts blos mit einem Gespräche die lange Bank eines Winterabends besetzen soll, da ist es ein komischer Anblick, wie sie um das Ungeheuer der Langweile herumzappeln und sich abmühen und abschwitzen, um die paar dicken Stunden vollends mit Kolben herumzubringen! Mädchen und Jünglinge sitzen sich gegenüber, die Handhaben, Enterhaken und Anfaßmaschinen und Zangen des Tanzes, des Aufwartens, des Courmachens mangeln, und der Geist soll nun zum Geiste sprechen: Thére is the rub! Doch da fängt schon einer an, Anstalt zu machen, baldigst ein paar Worte zu reden; alle Gesichtsmuskeln arbeiten dem großen Werke vor, endlich laufen sie mit der Ladung einer Tagesneuigkeit vom Stapel. Mit Mühe macht sich die kleine Anecdote flott, um an dem ersten Pausenhügel jämmerlich sitzen zu bleiben; darauf reckt ein zimperliches Fräulein den Oberleib, wie ein Ausrufungszeichen vor, das soll heißen: „Richt' euch!“ Ein Lächeln reitet als Avantgarde voraus, und ein Rundblick ruft sein: „gáre la téte!“ in die Reihe herum; nach diesem Vorrichtungsbogen hört man ein Flüstern; horch! aus dem Männlchen gluckfen, wie aus einem enghälsigen Fläschchen ein Paar Worttropfen heraus, wo denn jeder Tropf sich des seinen bemächtigt. Darauf erhebt sich ein Dritter, der schon lange im Stillen an Rednerkrämpfen laborirte, und geht nach langem Afterzwange

endlich zum Stuhl einer wohlverdauten Rede ꝛc. So zerarbeiten sich die Galeerensclaven der Gesellschaft an der Ruderbank der Langeweile, bis endlich ein Witzbold den genialen, donnergottwürdigen Weltgürtelgedanken ausspricht, ein Pfänderspiel zu arrangiren. Nun ist der Stein der Weisen gefunden! Ein Pfänderspiel!

Ueberhaupt ist der jetzige Gesellschaftston auch in den gebildeten Cirkeln fast durchaus ein erzählendes Nichts. Man spricht über einen Gegenstand so lange, bis man ihn kopfab und fußauf gerädert hat; das ist die Handwerksmanier der Geselligkeit, man drehet und wendet, faltet und glättet und schniegelt ein und dasselbe Thema so lange, bis es einem ordentlich anwidert. Dieses ist besonders die Manier der gesellschaftlichen und geisttgen Faulthiere, die von dem Baume ihres Gegenstandes nimmer herabkriechen wollen. Ein guter Gesellschafter muß wie ein Eichhörnchen auf alle Gegenstände klettern, von jedem einen Kern knacken und einen neuen erfassen. Die Langsamdenker und Langüberleger sind die Sperreisen und Hemmketten eines Cirkels, man muß wie auf einen schweren Frachtwagen auf sie warten, und noch öfters große Strecken zurückgehen, um wieder mit ihnen zusammen zu treffen. Ein noch größeres Gesellschaftsübel sind die Schönsprecher und Zierwörtler, die erst im Stillen das schönste Wortkleid für ihr Gedankenkind zusammenflicken, und die, während der Andere spricht,

nur nach den bunten Wortflittern zu ihrer Meinung trachten; diese sagen gewöhnlich nichts, weil sie durch die Mühe des Reden die Kraft des Denkens verlieren, und nur mit sich beschäftigt sind. Wer lange überlegt, ist ein dürftiger Kopf; schnell wie er empfangen wird, will er geboren sein, der Gedanke des Lichts. Das Genie sprudelt, es wirft die Worte hin, es schleudert sie herum, es schleppt im Nu die Worte und Bilder aus allen vier Welttheilen zusammen, wirft sie um seine Gedanken und sie passen und kleiden gut, sind auch wohl phantastisch, doch nie bizarr. Wer stets urtheilfertig ist, ist nicht nur ein Genie, sondern auch ein Gewissenhafter! er steht nie an, mit dem herauszuplatzen, was er denkt, und hat er sich auch verfangen, er windet sich doch, weicht geschickt aus, und es wird ein Xenophonsrückzug, ein Leonidas-Triumph in der Niederlage. Das satyrische Genie ist der Artillerist des geselligen Corps, er schießt Bresche und ist bei Hauptattaquen unentbehrlich. Der Satyriker ist die Argand'sche Lampe des ganzen Saals, er überstrahlt Alles; doch sei er picant wie ein Schröpfkopf, der seinen Schnepper macht und eher kitzelt, als sticht, aber nicht wie eine Lanzette, die in die Ader des Nächsten fährt, und eine schmerzliche Verblutung nach sich zieht. Die Satyre soll leuchten, nicht brennen, und wie Champagner nur dann umherspritzend aufschäumen, wenn sie geschlagen wird. Der ernsthafte Satyriker fordert, bedingt sich ein Publicum, der

komische reißt Alle hin und wird bedingt, dem Bauer, dem Gelehrten, dem Mädchen wie der Matrone ist er unwiderstehlich. Der Gelegenheitsmacher ist König jeder Gesellschaft, das heißt derjenige, der Andern Gelegenheit giebt und macht, auch ihr Schäfchen in die Heerde der Sprecher zu treiben; die Hebammen und Geburtshelfer anderer Gedanken und Einfälle verdienen und ernten auch den meisten Dank. Ein Verliebter, und wäre er das komischste, das geistreichste Genie, ist zwar ein Gott, wenn seine Geliebte in der Gesellschaft ist, aber eine Null, eine bodenlose Lyra, wenn sie nicht da ist. Die Gesellschaftskrokodile und Großmogule, die jeden Gegenstand allein verschlingen, und die Alleinherrschaft des Cirkels haben wollen, sind die gewöhnlichen Hausübel jeder Conversation, sie liegen wie Stickluft in der Atmosphäre, und man kann kein Wörtchen sprechen. Kommen zwei solche Despoten in einer Gesellschaft zusammen, so vereinigen sie sich gewiß nicht, sondern einer bleibt gewöhnlich ganz stille und es ist kein Wort aus ihm herauszubringen. Das Tödtlichste aber ist, wenn in der Gesellschaft jemand ist, der mit Gewalt unterhalten will; trotz dem, daß er es unmöglich kann; trotz den Farben und Schminken, die er dem faden Antlitz seines Gesprächs aufkleistert, eckelt es uns an. Gott sei Jedem gnädig, den ein solcher guter Gesellschafter parforce in seine Klauen kriegt, das ist eine wahre Walkmühle. Toll vollends aber möchte man werden,

wenn sich petrificirte Gesichter in der Gesellschaft befinden, welche hohen Geschmack affectiren, deren Antlitz wie gepreßter Sammt, immer falb und zweifarbig daliegt, und denen kein Lächeln abzuzwingen ist; diese sind in der Gesellschaft das, was die Prüden unter den Frauenzimmern sind, lächerliche Heuchellarven, die sich im Stillen dem Kitzel desto lebhafter hingeben. Solche Fadiane sollte man aus der Gesellschaft hinausstübern; es sind Eunuchen an Geist und Seele, die selbst kein Kind in die Unterhaltung des Scherzes und Ernstes setzen können, und ihre Impotenz mit dem Mantel einer Xenokratie und freiwilligen Seelenfasten beschönigen wollen. „Schmach dem combabischen Geschlecht!"

Censurlücken und Censurstücken
aus dem Buche des Lebens.

Das „Buch des Lebens,“ selbst gemacht, verlegt und expedirt von dem großen Unbekannten in den schottischen Hochlanden dort oben, mit dem göttlichen Privilegium gegen allen Nachdruck versehen, dieses „Buch des Lebens,“ das erste aller Incunabeln, ist gleichwohl von seinem weisen Verfasser unter Censur gestellt worden. Sein Censor heißt: Schicksal! Dieser Censor streicht oft die schönsten Stellen heraus aus den offenen Blättern dieses Buches, und der Mensch füllt die Censurlücken aus mit gepreßten Seufzern, mit traurigen Gedankenstrichen, mit Thränen und rothgeweinten Augen!

O leset, meine Freunde! leset unaufhörlich und andächtig in dem „Buche des Lebens!“ es ist die heilige Schrift und die Offenbarung und die ewige Verheißung, und der Weg zur Sühne und zur Gnade, und die Polyglotte des großen Vater Unsers. Wie jedes Buch, hat auch dieses Buch des Lebens zwei weiße Buchbinderblätter eingeschossen, am Anfange das leere Blatt der Kindheit, und am Ende das leere Blatt des Greisenalters. Aber der große Verfasser

theilt dieses Buch verschieden in verschiedene Auflagen an verschiedene Menschen aus, nach den geheimen Ursachen seiner unerforschlichen Weisheit. Dem in Folio, dem in Octav, und dem Andern in Duodez oder Sedez; dem Einen auf dem Velin des Glückes, und dem Andern auf dem Pack- und Elephantenpapier des Elends.

Dem Einen im Crude der Armuth, und dem Andern im Goldschnitte des Reichthums. Vor dem Einen liegt das Buch des Lebens in Sammt und Seide gebunden da, mit fröhlichen Blicken überläuft er die Zeilen, gütige Engel verstecken ihm die Repetiruhr, und die Genien des Glückes schlagen ihm die Blätter um. Dem Andern liegt es schwergebunden, steif mit Holzrücken auf dem Leidenschooße, er liest mit gerötheten Augen darin, das Deutholz des Ungemachs rückt bleiern langsam an den dunklen Zeilen vor, nichts ist ihm interessant in dem Buche als die Seitenzahl, die zum „Ende" führt! — Dem Einen ist das Buch zu kurz, und er möchte beim Schluß noch einmal von vorne zu lesen beginnen, und dem Andern ist es zu lang, ihm wirbeln die Sinne, und er wirft, selbstvergessen, in der Lecture das Buch ermüdet von sich!

So sitzen die Menschen auf der großen Schulbank des Daseins, welche vielen zur Ruderbank, und vielen zur langen wird. Da sitzen sie neben einander, die Menschenkinder, und buchstabiren dieses Buch emsig

fort, aber dabei necken sie sich und stoßen sie sich, und der Eine will dem Andern das Buch wegreißen, und Jeder möchte gerne aus dem Buche des Andern lesen, und Jeder beurtheilt das Buch des Nachbars nach seinem Einbande, und das Menschenkind mit dem Buche des Lebens im einfachen Umschlage beneidet das Menschenkind mit dem Lebensbuche in Maroquin; wenn es aber hineinschauen könnte, würde es sehen, daß das Buch in Maroquin oft mit kummervollen Ausrufungszeichen und stechenden Buchdruckerspießen und schmerzlichen Interjectionen ausgefüllt ist! Ganz Andere wissen gar nicht, was sie lesen, denn zum Theil halten sie das Buch verkehrt in der Hand, zum Theil lesen sie wie Frauenzimmer bloß für die Minute, und bekümmern sich um den bedeutsamen und tiefen Zusammenhang vom Anfange bis zu Ende gar nicht! Am Ende kommt der große Lichtlöscher „Tod," und nimmt Jedem das Buch aus der Hand, am Anfange, in der Mitte oder am Ende der Lecture, nach dem Befehle des unsichtbaren Leihbibliothekars; und wenn sie ihre geliehenen Bücher verunstalten, zerreißen und beschmutzt zurück abliefern in die jenseitige Lebensleihbibliothek, da werden sie strenge zur Rede gestellt, und müssen Rechenschaft ablegen über jede verrückte Zeile, über jede mißverstandene Seite, über jedes übersprungene Capitel und über jede freventliche Verletzung des geliehenen Buches!

Dann wird aber auch herantreten an den Au-

tortisch des unbekannten Verfassers manches gebrochene Herz, manche getäuschte Hoffnung, manches zerknickte Gemüth, manch' verwelktes Leben, manche zertrümmerte Seele und manche eingedrückte Brust, und sie werden fragend klagen und klagend fragen:

„Warum aber, großer Verfasser, waren in unserm Buche nur die Leidenstage und die Charwoche, und die Aschermittwoche und die traurige Adventzeit mit großen Cicerolettern in breiten Columnen gedruckt; die Fest- und Freudentage aber, die Palmsonntage und die blauen Montage des Glückes, die Ostertage der Liebe und die Pfingsttage der Hoffnung, und die Carnevalswochen der Freude waren in engen, kleinen Spalten gedruckt mit Petitlettern und Augensandbuchstaben, klein und unleserlich?"

„Warum, o großer Verfasser, hat der unerbittliche Censor „Schicksal" gerade in unserem Exemplar wüthend herumgestrichen; warum hat er bloß allen Trauerzeilen und Jeremiaden, allen Threnodien und Stechepigrammen und Xenien des Unglücks sein „admittitur" ertheilt, aber alle Fest- und Gratulationszeilen des Glückes, alle Canzonette und Madrigale der Liebe, alle Klinggedichte der Freude, und alle Streckverse des Frohsinns unerbittlich ausgestrichen?"

Erste Censurtücke: „Geldlos."

Die Welt wird eingetheilt in zweierlei Menschen, in Menschen, die Geld haben, und in Menschen, die

kein Geld haben, das sind aber gar keine Menschen, es sind entweder Teufel, nämlich: arme Teufel, oder es sind Engel, nämlich: Engel der Geduld und der Entsagung!

Ohne Geld, ohne Zähne und ohne Frau kommen wir auf die Welt; und ohne Geld, ohne Zähne und ohne Frauen gehen wir wieder aus der Welt. Also was haben wir im Ganzen auf der Welt gemacht? Wir haben Geld geschlagen, Zähne gemacht und Frauen genommen! Eine schöne Bestimmung! Bis man die Zähne und die Frauen bekommt, hat man Fieber, Schmerzen, Leiden und Krämpfe aller Art; hat man sie einmal, so thun sie beide einem durchs ganze Jahr weh, und oft muß man sich Zahn und Frau wieder herausreißen lassen. Die Zähne und die Frauen kommen von selbst, und wenn man sie nicht sorgfältig behandelt, so werden sie beide locker; allein das Geld kommt nicht von selbst, und oft geht ein Mensch aus der Welt, ohne Geld gehabt zu haben, und ich wäre sehr neugierig, die Antwort eines solchen Menschen zu hören, wenn er dort drüben gefragt wird: „Was hast Du auf der Welt gemacht?"

Man sagt: „Das Geld kommt nicht recht unter die Leute!" Das ist nicht wahr! Die rechten Leute kommen nicht unter's Geld! Wenn nur die rechten Leute das Geld hätten, so käme das Geld schon recht unter die Leute!

Wer hat das Geld? Die reichen Leute! das ist

das Unglück! wenn einmal die armen Leute das Geld hätten, dann würden wir erst sehen, was ein so reicher Kauz für ein armer Teufel ist! Es ist keine Kunst, reich zu sein, wenn man viel Geld hat, und es ist kein Verdienst, arm zu sein, wenn man kein Geld hat.

Was ist Geld? Geld ist derjenige Klumpen, den unser Hergott ganz unbedeutenden Menschen anhängt, damit sie in seiner Schöpfung nicht ganz verloren gehen, so wie ein guter Wirth an einen gewissen Schlüssel eine schwere Kugel hängt.

Was ist Geld? Geld ist eine Ziffer, die nur bei Nullen, die sich selbst hintan setzen, großen Werth gewinnt.

Was ist Geld? Geld ist ein metallener Stiefelabsatz für kleine Leute, damit man glaube, sie wären eben so groß, als Andere.

Was ist Geld? Geld ist eine Entschädigung, die Gott einer Anzahl Menschen unter der Bedingung gibt, daß sie sich ja nicht unterstehen, von den Erdengütern „Verstand" und „Geist" etwas an sich zu bringen.

Was ist Geld? Geld sind goldene Thränen, die das Schicksal an den Hals eines Kerls weint, der sein Herz im Busen trägt.

Was ist Geld? Geld ist der accent grave auf ein sonst stummes e.

Was ist Geld? Geld ist der metallne Hand-

griff zu einem Herzensglockenzug, der inwendig abgerissen ist.

Was ist Geld? Geld ist der öffentliche Anschlagzettel eines Herzens: „Hier ist das Betteln verboten!“

Was ist Geld? Geld ist die räthselhafte Erklärung eines Wesens, welches sein Ich mit folgenden Worten definirt:

„Wäre ich nicht, was ich habe, so hätte ich nicht, was ich bin.“

Was ist aber kein Geld?!! kein Geld! kein Geld!!

Kein Geld ist ein Ding, von dem alle leeren Taschen voll sind, und welches jeder Mensch, der nichts in der Hand hat, mit den Fingern greifen kann.

Kein Geld ist das Alibi eines Wesens, welches zeugen sollte, daß wir wirklich auf der Welt sind.

Kein Geld ist ein consensuelles Leiden, welches wir durch eine anhaltende Obstruction der Fortuna erdulden.

Kein Geld ist eine leise Mahnung der Natur, Schulden zu machen, und ein lauter Befehl, sie nicht zu bezahlen.

Kein Geld ist eine mit sympathetischer Tinte geschriebene Anweisung auf das Himmelreich, die kein Mensch hier lesen kann, bis man den Sand vom Grabe auf sie streut.

Kein Geld ist die romantische Ehe von zwei

Sylben, die ein Leib und eine Seele sind, und die in siebenzig Jahren dennoch weder eine silberne, noch eine goldne Hochzeit feiern.

Kein Geld ist die Erklärung des Schicksals, daß unsere siebenzig Jahre mundtodt sind.

Kein Geld ist ein unwiderstehlicher Hang unserer Börse zur Melancholie und gänzlicher Abgeschiedenheit aus unglücklicher Liebe zu einem nicht zu erreichenden Gegenstande.

Kein Geld ist eine falsche Blödigkeit unserer Finger, so daß man glaubt, sie könnten nicht zwei zählen.

Kein Geld ist das auf Wasser und Brot Setzen unseres Geistes, d. h. auf das Wasser der Poesie und auf die Brotwissenschaften.

Kein Geld ist eine Exposition zu gar kein Geld, eine Präposition zur abstracten Philosophie, eine Position zu einem Finanzministerium, und eine glückliche Disposition zu einer platonischen Liebe.

Kein Geld ist ein Mensch ohne Geld, zu dem der Mensch fehlt.

Kein Geld ist ein permanentes Abonnement suspendu unserer Brieftasche.

Kein Geld ist ein siebenzigjähriges Niesen der Taschen, wobei die ganze Welt sagt: „Helf Gott!"

Kein Geld ist ein Gassenhauer, den die gemeinen Menschen laut singen, die vornehmen aber nur in ihren vier Wänden zwischen Lippen summen!

Kein Geld ist ein leichtes Kopfweh bei hohen Herrschaften, eine Uebligkeit beim Adel, eine Krankheit beim Militär und ein tödtlicher Nervenschlag beim Kaufmann.

Kein Geld ist der schwarze Staar in den Fingerspitzen.

Kein Geld ist die Propaganda des Ultraliberalismus, und die Kunst, um einen billigen Preis populär zu werden.

Ach! was ist der Mensch ohne Geld? eine abgeleierte Anecdote, ein aufgewärmtes Gericht, ein Text ohne Melodie, eine alte Coquette, eine abgefallene Frucht, ein verlorener Pudel ohne redlichen Finder, ein Kalender vom vorigen Jahr u. s. w.

Ohne Geld kann kein Fürst regieren, kein Minister ministriren, kein Feldherr zu Felde ziehen, kein Baumeister bauen, kein Maler malen, kein Bauer ackern, bloß der Sänger und der Dichter, sie singen und dichten auch ohne Geld; der Dichter dichtet erst recht, wenn er kein Geld hat, er dichtet, wie er eines bekommt.

Zweite Censurlücke: „Mutterlos.“

Mutterliebe! Heilige Einleitung zum Buche der Lebens! Süße, erläuternde Exposition des Daseins! Mutterliebe! Edelstein der Sprache! Königin im Reiche der Empfindungen! O Du liebfreundliche Leserin, die Du das Glück kennst, ein geliebtes Kind an Deinen

Busen zu drücken, war es Dir nicht, als ob Alles um Dich herum in einem Meer freundlicher Farben und Töne schwimme, als Du zuerst mit dem Namen „Mutter“ begrüßt wurdest? Eine neue Welt, holde Leserin, ist Dir da aufgegangen, denn die frühere Welt sinkt hinter Dir ein, alle Deine früheren Wünsche und Hoffnungen, alle Deine ehemaligen Lieblingsneigungen und Beschäftigungen, Alles, Alles hast Du wie bunte Flitter, von Dir geworfen, und nur Mutterliebe füllt Dein Herz, und Dein Leben ist nun weiter nichts als der tragende Fittig, der schirmende Arm und die leitende Hand Deines Kindes!

Und Du, lieber Leser, wenn Dir Deine Kindheit lieblich versummte in den süßen Präludien der Mutterliebe; wenn eine zärtliche Mutterhand Dich geleitet durch die Blumenbeete der Jugend; wenn ein Mutterauge Dich angelacht in den Stunden der Freude; wenn eine Mutterthräne Dich benetzt in den Stunden des Kummers; wenn ein Mutterkuß Dir gekühlt die fieberglühende Stirne; wenn ein Muttertrost Dir beschwichtigt den Aufruhr des Herzens; wenn ein Mutterhaupt sich über Dich gebeugt in Nächten des Leidens; wenn eine Mutterhand Dich hinausführte in den Tagen der Genesung; wenn ein Mutterarm Dich einschloß in den Stunden der Verzweiflung, dann, dann, o mein glücklicher Leser, hast Du gekostet den Honigseim des Lebens, und empfunden das Göttertheil in Deinem sterblichen Wesen!

Wehe aber dem, dem die Censur des Schicksals sogleich den großen Anfangsbuchstaben aller Seligkeit herausstrich aus seinem Leben! Wehe dem, der mutterlos wandelt durch das Labyrinth seiner jugendlichen Tage; wehe dem, der das Heiligste verlor, bevor er es innig zu lieben vermochte! Wehe dem, der mutterlos ausgesetzt wird an den Strand des Daseins; dem vor dem ersten Jugendroth des Lebenstages seine liebende und wärmende Sonne in das Grab sank, und der dann hinuntersteigt in den finstern Schacht seiner Zukunft, an geborgten Grubenlichtern, an fremdem Fackelscheine! Die oberste Blüthe seiner Freuden ist für immer verwelkt, und der Zündgipfel seiner Wonne eingestürzt!

Ach, es ist traurig, es ist herzzereißend, sich selbst die Gestalt der hingegangenen Mutter nicht mehr zurückrufen zu können, um sich in Leid und Freud mit ihr kindlich zu besprechen; um sie anzurufen in Stunden der Einsamkeit; um sie zu umfangen in den Augenblicken eines tiefen Wehes; um sie anzuflehen um Trost, um Hülfe, um Stärkung in den Momenten der Trauer, der Wehmuth und der Entsagung!

Ist es nicht eine grausame Censurlücke des Lebens, wenn man nicht einmal in der Seele tragen kann das Bild einer theuern allzufrüh verlorenen Mutter? Wer nur das kann, der kann in langen Leidensnächten, wenn er, den Kopf auf die Hand gestützt, mit Thränen in die Finsterniß hineinschaut,

dieses Bild hinsetzen vor sein Bett und sich mit ihm weinend besprechen, auf seine Hand weinen die gesalzenen Tropfen, und aushauchen sein tiefes Leid vor dem theuern Schatten! Der kann das theure Bild mit sich gehen lassen in den Kummergängen seiner Tage, und sein brennendes Antlitz kühlen an dem vergegenwärtigten Bilde! Der kann sich in das theure Andenken einwickeln und schluchzend einhüllen, wie ein Kind in das Gewand der Mutter und unter die Falten des Kleides sich verbirgt vor den Gespenstern der Luft! Der kann in dem Augenblicke, wo der schmerzliche Abfall von Freundschaft und Liebe einen großen ewigen Riß durch sein Herz reißt; in dem Augenblicke, wo alle ausgesteckten Fühlhörner seiner Seele an kalte Eisspitzen anschossen, und wie schneidende Dolche in seine Seele zurückfuhren; in dem Augenblicke, wo alle freundlich emporsteigenden Hoffnungsnebel wie fallender Hagel und Schloßen niedersanken, und sein Gemüth zerschlugen; der kann dann mit dem ernsten Lächeln sich anlegen an die Gestalt seiner Mutter, und sich in wollüstiger Schmerzenstäuschung an sie anschmiegen und ausrufen: „Weine mit mir, süße, süße Mutter!“

Wem aber auch nur das Schicksal es gegönnt, die fromme Stätte zu besuchen, wo seine Mutter ruht, wem es gegönnt ist, an das Grab seiner Mutter wallfahrten zu können in den Stunden des Schmerzes, ist glücklich zu nennen! Wenn das Leben

noch vor einem dasteht mit seinen italienischen Blüthenthälern der Liebe, mit seinen Maiabendhimmeln voll Regenbogen, wie ein Weihnachtstisch voll Christbäumen und Bescherungen, wie eine Spielgruppe rosiger Kindlein; wie das Lächeln eines bräutlichen Mundes; wie ein Heilandblick voll Gnade, und schöne Hoffnungen unsere Brust übergießen von mal zu mal mit süßem Schauen, und da kommt plötzlich der eiserne Hohn des Geschickes, und verschüttet die Blüthenthäler, und zerreißt die Regenbogen, und entblättert die Christbäume, und verjagt die rosigen Kindlein, und zerschneidet das bräutliche Lächeln, und überzieht den Heilandsblick mit einem fortquellenden Blutstropfen, und man steht dann so allein da in seiner einst so reichen, jetzt so armen vernichteten Gefühlswelt; dann ist es Trost und Labung und Erhebung, sich hinzuwerfen auf den Leichenhügel seiner Mutter und das Bahrtuch der Erde durchzuweinen, und geistig hineinzuschauen in den geöffneten Sarg, und in das wehmüthig freundliche blasse Muttergesicht alle unsere zerrissenen Hoffnungen als ewige Vergeltungen lächeln und blühen zu sehen.

Wer sich aber nicht einmal niederwerfen kann auf das Grab seiner Mutter, wenn er alles Lebensglück eingeäschert hat, dem folgt ein pressender Schmerz durch seine Tage, denn ihm gab das Schicksal nicht einmal einen Ort, wo er weinen kann!

Der Katzenjammer nach dem Börsenrausche;

oder:

„Warst nit aufig'stiegen warst nit abig'fallen!"

Eine Börsenvorlesung, gehalten auf der Stiege des Börsenhauses.

Sie wandern rastlos hin und her,
Abwechselnd voll und wieder leer!"
Schiller.

„Lieben Freunde, es gab schön're Zeiten
Als die unsern — das ist nicht zu streiten!"
Schiller.

„Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle,
Bewahrt die kindlich reine Seele!"
Schiller

„Hier wird der Reiche schnell zum Armen,
Und der Aermste dem Fürsten gleich;
Wie der Wind mit Gedankenschnelle
Läuft um die ganze Windesrose,
Wechseln hier des Geschickes Lose!"
Schiller.

Kein Ort der Welt, meine freundlichen Hörer, ist so zu erbaulichen und moralischen Betrachtungen geeignet, als diese Stiege! Diese Stiege, die Scala des Reichthums und der Armuth, diese Stiege, die man, wie den Berg Sinai, schwerer hin-

unter als hinauf steigt, diese Stiege, die wie die Molltonleiter fast immer hinabgeht, diese Stiege, der „Wendekreis des Krebses," wenn die Papiere zurückgehen, diese Stiege ist der Punkt, den ich mir zu meiner Vorlesung ausersehen habe, da sitz' ich und „Blicke mit Schwindeln hinauf, blicke mit Schaudern hinab!"

Hier

„Auf diese Stufen von Stein will ich mich setzen,
Dem Wanderer zur kurzen Ruh bereitet,
Denn hier ist keine Heimat, Jeder treibt
Sich an dem Andern rasch und fremd vorüber
Und fragt nicht nach seinem Schmerz! — Hier geht
Der sorgenvolle Kaufmann und der leicht
Geschürzte Rentner, der eilende Sensal,
Der düst're Bahnmann und der heit're Actionär,
Der Nehmer mit der schw rbelad'nen Kost u. s. w.

Ich sitze da, am Tage des Falles von Jerusalem, und singe meine Kino's:

„Die Wege Sion's sind verödet!"

Auch ich speculire mit Papieren, m. f. H. u. H., aber ich könnte Monate, Jahre lang hier sitzen, Niemand wird meine Papiere in die Kost nehmen oder geben, Niemand wird mit mir auf Zeit abschließen;

Der heutige Augenblick, m. f. H. u. H., ist günstig, günstig zu Betrachtungen über die Wandelbarkeit des Geschickes, über den Umsturz der Dinge, über das rollende Rad des Glückes, kurz, zu den

rührendsten Variationen auf das Thema: „Warst nit aufig'stiegen, warst nit abig'fallen!“

Das Leben, m. f. H. u. H., ist ein Traum, die Börse ist ein Rausch: man sieht Alles doppelt, man glaubt oft, man ist voll und ist doch leer, man glaubt oft, man ist dick, und man ist doch nur geschwollen, man glaubt oft, die ganze Welt gehört uns und das ist ein Aberglaube, denn in der ganzen Welt gehört uns gar nichts, man glaubt, die ganze Welt dreht sich um uns herum, und es ist ein Schwindel; in diesem Rausche halten wir die Börse für den Himmel, und den Himmel für eine Börse; der Mond ist ein wahrer Börsenspeculant, darum erscheint er bald mit vollen, bald mit leeren Taschen und oft ist er ganz auf dem letzten Viertel: darum nimmt er abwechselnd ab und zu; die Wandelsterne sind die Sensale, die ewig ihren Ringkreis gehen, und die Sterne, die sich schneuzen und verschwinden, sind die ehrenwerthen Männer, welche ausbleiben! Ich glaube selbst, daß der Himmel eine Börse ist, denn er ist ewig in einen blauen Dunst gehüllt!

In den Himmel der Börse, m. f. H. u. H., führt eine Himmelsleiter, eine sogenannte „Stellage,“ von der schon Schiller sang:

„Sie baut sich auf im Augenblicke
Und schwindelnd steigt sie in die Höh'“

Aber, m. f. H. u. H., auf eine Stellage muß man behutsam steigen, denn je mehr man dem Schwin-

del unterworfen ist, desto eher purzelt man herunter; und wenn man so unten an der Stellage liegt, so reicht Einem kein „Liebhaber" und kein „Contremineur" die Hand, um Einem wieder auf die Stellage hinauf zu helfen, sondern Jeder lächelt höhnisch und sagt:

„Warst nit aufig'stiegen, warst nit abig'fallen!"

Ja, m. f. H. u. H., das „warst nit aufig'stiegen" ist ein wahrer Confuciusspruch, und ist überall anzuwenden! Hier steigt ein Mann, der seine jährlichen paarmalhunderttausend Renten hat, auf den Pegasus hinauf; er spornt den Pegasus, er reißt ihn an der Trense hin und her, er kitzelt ihn, er peitscht ihn, der Pegasus bäumt sich, der Reiter liegt am Boden, streckt alle Viere von sich, und die Zuschauer rufen hohnlachend:

„Warst nit aufig'stiegen, warst nit abig'fallen!"

Ja, m. f. H. u. H., wer da auf dieser Stiege auf- und absteigt, der muß daran denken, daß er auf einem Luftballon in die Höhe getrieben wird, von Wind und Dampf, und daß an diesem Luftballon kein „Fallschirm" angebracht werden kann! Wer auf diesem Luftballon aufsteigt, muß einen guten Pelz haben! Er muß gefaßt sein, von jedem Windstoß dorthin und dahin getrieben zu werden, er kann nie wissen, wo, wann und wie er herunterkommt; — er kann nicht wissen, wo er hängen bleibt; — er muß einen langen Athem zum Aushalten ha-

ben, — und wenn alle Stricke reißen, das Papier am Ballon platzt, und der Luftsegler von seiner Chaussee in die Baisse fällt, so heißt's wieder:

„Warst nit aufig'stiegen, warst nit abig'fallen!"

Ja, m f. H. u. H., die Börse ist ein Frauenzimmer, je mehr Liebhaber sich bei ihr einfinden, desto verführerischer scheint sie der Welt, allein endlich bleiben auf der Börse und bei dem Frauenzimmer die Liebhaber und Speculanten aus, nur wenige solide, feste Männer halten aus, eine Oede tritt ein, die Schaaren sind gelichtet,

Leergebrannt
Ist die Stätte
Wilder Stürme rauhes Bette!

Ach, und es ist doch noch ein Unterschied, nämlich: wenn bei einem Frauenzimmer Einer ausbleibt, so bleibt er allein aus, aber wenn auf der Börse Einer ausbleibt, so bleibt er „mit noch" aus, er nimmt kein süßes Angedenken mit, aber er läßt ein bitteres Angedenken zurück!

Aber wenn man die Börse sieht in ihrem Flor, Ilion im Glanz, welches Leben, d. h., wenn Einer leben will, wie muß er den Andern treiben! Welches Lärmen, welches Tosen:

„Wer zählt die Völker, wer die Namen,
Die handelnd hier zusammenkamen?
Vom Lerchenfeld, vom Thury-Paß,
Vom Katzendorf und von der Judengass',
Vom Nikolsburg's entleg'ner Küste,

Von allen Dörfern kommen,
Selbst der da feil hat Gänsebrüste,
Kommt fragend her: „wie stehen sie?"

Aber wenn der Tag kömmt:
„Dies irae, dies illa
Tag des Schreckens, Tag des Zores!"

Der Tag der großen Abrechnung, der Vorabend des großen Jomkipurs, an dem Jeder seine Schläge kriegt, wo einer dem Andern seine Schläge austheilt, ja wo sie die Schläge gar nicht zählen, ob Neununddreißiger oder Vierziger; an diesem Tage, wo einem die Schuhe zu weit werden und man sich auf die Strümpfe macht, an diesem Tage, da ist Ilion wüst und verwaiset. Große Zahnlücken sind in den Reihen zu bemerken; wie nach einer Schlacht fragen sich die auf dem Platz Gebliebenen um die Zahl der Todten, Hartblessirten und Vermißten mit Zahlen und Zahlungen! Und Mancher, der

„Mit König Friedrich's Macht
Gezogen in die Prager Schlacht,
Der hat nicht mehr geschrieben.
Und ist zu Hauſ' geblieben!"

Und ist zu Hause geblieben! Ach, wer schildert, wer gibt ein Bild von einem solchen zu Hause geblieben?

Seht, da sitzt er auf der Matte,
Aufrecht sitzt er da,
Mit dem Anstand, den er hatte,
Als er die Börſ' noch sah!

Doch wo ist die Kraft der Fäuste,
 Wo des Athems Hauch,
Als er noch schrie, der Dreiste:
 Ich nehm' mit Vierzig auch!"

Wo die Augen, falkenhelle,
 Die auf der Actie Spur
Waren von der Börsen-Stelle,
 Bis auf die Grünanger-Flur?

Diese Arme mit dem Zettel,
 Mit „Dividend" und „Schluß?"
Seht, zu Ende ist der Bettel,
 Und er thut mehr keinen Schuß!

Wohl ihm! Er ist heimgegangen,
 Wo kein Kostherr frißt,
Wo noch, eh' ein Jahr vergangen,
 Mancher von uns ist! —

Sitzt zu Haus' dermalen,
 Läßt uns hier allein,
Daß wir hier bezahlen
 Die „Differenzen" sein!

Und so geht denn der Chineser
 Einst hinab in's Grab,
Als nähm' er Livorneser
 Mit sich noch hinab!

Industrie-Ausstellung

aller

inländisch fabricirten Gattungen von Liebe, als: Freundesliebe, Elternliebe, platonische Liebe, Ordnungsliebe, Kriegs- und Friedensliebe, Gerechtigkeitsliebe, Kunstliebe, Gesundheitsliebe und Menschenliebe.

Vor Allem, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, muß ich Sie ganz submissest um Entschuldigung bitten, daß ich Ihnen von Dingen spreche, die gar nicht existiren! Allein, glauben Sie mir, man findet noch Liebe! Und wo? Im „Conversations-Lexicon,“ da finden Sie noch „Liebe“ zwischen „Lichtmeß“ und „Lindwurm!“

Im Conversations-Lexicon, m. f. H. u. H., da finden Sie die „Liebe“ grade wie in manchen Frauenherzen, nämlich in der „achten Original-Auflage!“ Schiller sagt: „Die Welt wird erhalten durch Hunger und durch Liebe!“ Es ist gut eingerichtet, m. f. H. u. H., die Welt wäre schon lang zu Grunde gegangen, aber die gütige Natur erhält das Gleichgewicht! Da es immer weniger Menschen gibt, welche

lieben, so gibt es daher immer mehr Menschen, welche hungern, und so erhält sich die Welt!

Hunger und Liebe erhalten die Welt! Nun wissen wir also, m. f. H. u. H., wem wir die Erhaltung der Welt zu verdanken haben! Wenn so ein armer Teufel, der nichts zu essen hat, recht bis über die Ohren verliebt ist, der erhält die ganze Welt, nur sich nicht!

Wenn ein Hungriger verliebt ist, bei dem hat der Magen Herzklopfen und das Herz hat den Magenkrampf.

Wenn ich so unbescheiden sein darf, Ihnen zu sagen, daß ich ein Dichter bin, so werden Sie mir ohne Zeugniß glauben, daß ich einige Male damit beschäftigt gewesen, zu lieben, und wenn ich Ihnen ferner sage, daß ich ein deutscher Dichter bin, so werden Sie mir ohne Magerkeits-Zeugniß glauben, daß ich einige Male gehungert habe, ich kann mir also schmeicheln, mehr als einmal die Welt erhalten zu haben! Darum, m. f. H. u. H., soll die Welt nicht lachen, wenn ich in meinem Alter noch liebe! Um die Welt zu erhalten, muß man alle Opfer bringen! Je älter der Mensch wird, desto mehr muß er lieben, denn im Alter nimmt der Appetit ab, da kann man also durch Hunger die Welt nicht mehr erhalten, darum muß man alles Mögliche thun, um sie durch Liebe zu erhalten! Wenn Sie also, m. f. H. u. H., einem alten Mann begegnen, der in Liebe prasselt wie

altes Holz, so müssen Sie allen Respect haben, denn der muß Sie erhalten!

Nach Schiller, m. f. H. u. H., könnte man doch noch immer lieben, auch nach der Erklärung, welche das Conversationsblatt von dem Wesen der Liebe gibt, dürfte es nicht schwer sein!

Nach dem Conversations-Lexicon ist die Liebe nichts als: „ein ewiger Drang nach einem freien Wesen!“ Und wahrhaftig, die Männer lieben jetzt das freie Wesen im Umgang so, daß der freie Drang vollauf zu thun hat!

Adam und Eva haben zu allererst die Welt durch Hunger und durch Liebe erhalten, denn der Hunger hat sie angetrieben, den Apfel zu essen!

Adam und Eva waren die ersten Muster der Gattenliebe! Er hat an kein anderes Frauenzimmer gedacht, und sie hat auf keinen anderen Mann gesehen! Auch war Adam gar nicht eifersüchtig! Nicht einmal auf die Affen, die seine Hausfreunde waren, denn für einen eifersüchtigen Mann ist auch ein Affe ein fürchterlicher Gegenstand!

Liebe und Ehe! Liebe ist die Ouverture zur Oper der Ehe! Allein jetzt trifft sich's oft, daß eine Oper gegeben wied und eine ganz fremde Ouverture dazu! Ja, manche Ehe-Oper wird ganz ohne Ouverture gegeben!

Was ist die Liebe? Fragt die Blumen, und sie können nichts antworten, aber sie duften; fragt die

Nachtigallen, und sie können nichts antworten, aber sie singen; fragt die Sterne, und sie können nichts antworten, aber sie leuchten; fragt die Wolken, und sie können nichts antworten, aber sie brechen; fragt die Herzen, und sie können nichts antworten, aber sie seufzen; fragt die Augen, und sie können nichts antworten, aber sie weinen! Was ist also die Liebe? Die Blume sagt zu ihr: für Dich blüh' ich, der Stern: für Dich glüh' ich; die Nachtigall: für Dich sing' ich; die Quelle: für Dich spring' ich; der Bach sagt: Dir rausch' ich; das Echo sagt: Dir lausch' ich; die Thräne sagt: für Dich sprech' ich; und das Herz sagt für Dich brech' ich!

Die wahre Liebe hat fünf Selbstlauter: Sehnen, Seufzen, Weinen, Wünschen, Träumen! Alle Blumen und alle Sterne sind ihre Mitlauter; Ahnungen, Gedanken, fliegende Wolken, rauschende Bäche sind ihre Worte, der Schmerz ist ihre Sprachlehre, und Schweigen, Einsamkeit und Dämmerung sind ihre drei Freunde, mit denen sie sich im Sprechen übt!

Das Gold, m. f. H. u. H., wird nicht in Balsam, sondern im Feuer erprobt; ein Schiff wird nicht in Windstille erprobt, sondern im Unglück; die Bescheidenheit wird nicht beim Lobe erkannt, sondern beim Tadel, und die wahre Liebe wird nicht erprobt am Sonnenglanze der Beglückung, sondern an der Wasserprobe der Thräne! Es ist das Muttermal echter heiliger Liebe, daß sie aus dem zerrissenen Herzen

am glühendsten und heißesten entspringt, sowie aus zerrissenen Felsen und zerklüftetem Gestein die heißeste Quelle hervorsprudelt!

Die Ehe, m. f. H. u. H., ist der Pruth der Liebe; wenn der einmal überschritten ist, müssen beide Parteien stets unter Waffen steh'n. Die Ehe ist ein bewaffneter Friede.

Mann und Weib, m. f. H. u. H., sind ein Paar, Mann und Weib sind wie ein Zwillingspaar, das am Rückgrat zugewachsen ist; beide haben ein und dasselbe Kreuz!

Der Krieg in der Ehe führt uns gleich zur Kriegs- und Friedensliebe!

Aus dem Krieg in der Ehe, m. f. H. u. H., will ich Ihnen das Wort „Junggeselle" erklären. Haben Sie noch nicht darüber nachgedacht, wie sonderbar die Benennungen der beiden Geschlechter sind? Warum sagt man „Frauenzimmer" von einem weiblichen Wesen und von einem männlichen Wesen nicht auch „Männerzimmer?" Warum sagt man hingegen „Junggeselle" und nicht „Mädchengeselle?"

Aber nur die Frauen sind in der Liebe sogleich Meisterinnen, die Männer sind Jahre lang zuerst Lehrbuben, und bekommen von der Meisterin erst gar viele Kopfbeutler, bis sie Gesellen werden; bis sie Meister werden wollen, müssen sie erst lange wandern, und da die Ehe ein Krieg ist, so müssen diese

Junggesellen erst auf die Wanderschaft gehen, denn sie müssen für den Ehestand fechten lernen!

Aber es gibt gar keinen Junggesellen mehr, es gibt nur alte Junggesellen und junge Altgesellen!

Ebenso gerechtfertigt als der Name Junggeselle ist der Name „Frauenzimmer," denn die Frauen und die Frauenherzen sind wie die Zimmer. So ein Frauenherz hat, wie ein Zimmer, mehr Fenster als Thüren, es schaut mehr heraus als hineingeht; gar viele Frauen sind wie die Zimmer, sie werden geputzt und schön zusammengeräumt, wenn Fremde kommen, für den Mann sind sie ungeputzt und unaufgeräumt gut genug! Die Frauen sind die Zimmer und ihre Männer sind nichts als die — Zimmerputzer, — sie putzen sie für Andere! So ein Frauenherz ist wie ein Zimmer mit einer großen Flügelthür für den Herrn Gemahl und noch einen Separat-Eingang. Viele Frauenherzen sind wie ein Badner Miethzimmer; selten daß ein Stück Möbel d'rin ist, das nicht wackelt; — gut zu versperren ist gar nichts; wenn man die Fenster noch so gut zumacht, es zieht in dem Herzen doch von allen Seiten und ist windig. Und so ein Herz ist auch darin wie ein Badner Zimmer, wenn es auch jetzt bewohnt ist, in den Augen lassen sie den Zettel doch hängen: „Hier ist ein Herz zu vergeben!" Man kann nicht wissen, wann der auszieht!

Die Kriegsliebe in der Ehe zeigt sich erst immer

mit einem Wortgefecht! Da bleiben die Frauen immer Sieger mit der Zunge! Man kann sagen: sie umzüngeln den Feind!

Manchmal schlagen die Frauen in der Ehe Allarm für gar nichts, bloß um zu sehen, ob zur Zeit der wirklichen Gefahr Alles gut gehen wird, dann bekömmt der Mann eine Tageslöhnung!

Es gibt nur ein Mittel, die Frauen zum Schweigen zu bringen, nämlich: sie ausreden zu lassen! Das dauert freilich lange. aber am Ende nützt es doch und der Zungenstillstand führt zum Frieden!

Der Krieg in der Ehe, m. f. H. u. H., ist so gut ein Naturgesetz wie der Krieg überhaupt! Die Welt ist auf Krieg angewiesen! Der ewige Frieden ist gerade eine solche Redensart wie die ewige Treue! Eine schöne Idee, aber nicht practisch! Wenn der ewige Frieden zu Stande käme, so wären am Ende zu viel Männer auf der Welt, und wenn die ewige Treue zu Stande käme, wären am Ende zu viel Weiber auf der Welt! Zu viel Weiber kann's aber gar nicht auf der Welt geben, folglich ist die ewige Treue und das Silbergeld eine Chimäre!

Jetzt, m. f. H. u. H., in dem eisernen Zeitalter, wo der Mensch nur so kurze Zeit auf der Welt ist, wo der Mensch und wenn er noch so diät lebt, und wenn er auch nie eine Frau und nie einen Arzt nimmt, doch nicht länger als siebzig Jahre lebt, ist die Treue bis zum Grab eine Bagatell; aber ver-

setzen Sie sich in die Lage von Methusalem, der 935 Jahre gelebt hat, wenn der hätte wollen die Treue bis zum Grabe halten, er hätt's gar nicht erlebt! Wie viel ewige Treue würde jetzt ein Mann zerreißen und abtragen, bis er 900 Jahre alt wird?

Friede ist nur in der Ewigkeit, das ist der ewige Friede, in der Zeitlichkeit ist Krieg von Zeit zu Zeit so nöthig wie ein Ungewitter in der Atmosphäre! Vom Anbeginn der Welt ist und war Krieg! Jakob und Esau haben schon im Mutterleib den Nationalkrieg begonnen!

Ueberhaupt hat man in der patriarchalischen Zeit mit ganz anderen Waffen gekämpft und anders Frieden geschlossen! Simson hat gegen seine Feinde keine andere Waffe gehabt als eine Eselskinnbacke; wenn eine Eselskinnbacke jetzt noch als eine Waffe angesehen würde, wieviel tausend Menschen würden nicht wegen heimlichem Waffenbesitz bestraft werden?!

Deutschland hat durch seinen Frieden mehr gelitten als durch seine Kriege, Deutschland verdankt sein Wohlbefinden viel mehr den westphälischen Schinken als dem westphälischen Frieden!

Leider glauben wir sogar, daß die Ordnungsliebe der Friedensliebe jetzt quer in den Weg tritt, d. h. insoferne, daß jetzt Jedermann bewaffnet sein muß, bewaffnet mit Kraft, mit Muth, mit Energie und klarer Erkenntniß der Dinge, um seine Familie zu vertheidigen. Denn jeder Mensch, m. f. H. u. H.,

hat drei Familien, eine gibt ihm die Natur, eine das Herz und eine die Gesinnung; und diese Familie, die uns die Gesinnung gibt, die bildet das Familiendrama der Gegenwart, alle, die zu einer Familiengesinnung gehören, müssen stets in Geist und Rede bewaffnet sein gegen den Krieg, den das Scheidewasser mit der Farbe, der Moder mit dem Stoff, der wilde Strom mit dem Damm, das Erdbeben mit allem Bestehenden, und die Brandstifter gegen die Feuerwächter haben.

Nur dann, wenn die Weltfamilie der Bessern und Lautern die Familie besiegt haben wird, welche unter der Herrschaft brennender Worte steht, unter der Disciplin des rohesten Egoismus, unter der Subordination des Irrseins und unter der Nebelkappe der allgemeinen Zertrümmerung, dann erst wird es Zeit sein, die Menschen zu entwaffnen! Dann wird der ewige Friede noch eine halbe Ewigkeit lang nicht da sein, und bis die andere halbe Ewigkeit kommen wird, wird's auch noch eine lange Zeit dauern, aber dann! dann! dann wird ewiger Friede sein! Dann wird, wie der Prophet sagt: dann wird der „weiße Wolf" beim „goldenen Lamm" wohnen, der „schwarze Hund" wird mit der „weißen Katze" eine Friedenspfeife rauchen; die Schafe werden keinen Husten und die Katzen keinen Jammer mehr haben, die Tenoristen werden ihre Stimme und die Ehemänner ihre Geduld nicht mehr verlieren: die Haus-

herren werden nicht mehr steigern und der Vesuv wird anstatt Feuer Maccaroni auswerfen; die politischen Blätter werden von ihren Enten leben, und der dümmste Mensch wird so klug sein wie jeder Esel; der Antithierquälereiverein wird sich auflösen und jedes Vieh wird sich seines Herrn erbarmen; Mann und Frau werden aus einer Schüssel essen, der Regenbogen und der Steuerbogen werden Hand in Hand gehen und gerne gesehen werden; die englische und französische Flotte werden wie die Juden durch's rothe Meer gehen und werden sich die Füße nicht naß machen; der Staub in Baden wird von selbst zum Brunnen kommen und sich niedersetzen; Baden, Weikersdorf, Guttenbrunn und Dörfel werden ein einiges Deutschland ausmachen; die Mineral-Schwimmschule wird den Vöslauer Teich umarmen, als wäre es ihre Cousine; die Juden werden alle Häuser in Baden haben und die Börse wird auf den Ursprung verlegt; keine Laterne wird ausgehen; im Park wird jeden Mittag Tugend mit Schwefelgeruch sich mischen bis Mitternacht; und in den Badelisten werden die Titel aufgehoben sein, und jeder der d'rin steht, wird ein Mensch sein!

Die sieben Weisen Griechenlands werden die sieben Mädchen in Uniform heiraten und lauter Gemeinderäthe erzeugen; die fünf Welttheile werden in einen Band gebunden werden und als sechster Theil von Rinaldo Rinaldini erscheinen. Rothschild

wird schreien: Um Gotteswillen, wer will Geld geliehen haben? und nicht ein Schullehrer oder Finanzminister wird sagen: Ich! Die Wallachen, Hanaken, Wenden, Tungusen und alle slavischen Völker werden singen: Wo ist das deutsche Vaterland?

Alle Männer werden barfuß auf den Pfad der Tugend gehen, wodurch die Annehmlichkeit entsteht, daß die Frauen im Park nicht verurtheilt sind zu täglicher Strumpfstrickarbeit in leichten Schweißen. Der Weg durch die Krainerhütte wird geschottert werden mit ebenen Ballettänzerinnen und Leitartikeln, damit die Wiener Pferde wandeln auf Rosen und Vergißmeinnicht; die „Moriz-Ruh" wird eine Wallhalla sein, in welcher alle Mäcene Badens ein Table d'hote errichten werden, das Couvert zu drei Kreuzer mit Wein, Reunion und geselligen Scheintodt; die große allgemeine Jammerpepi, welche in Europa immer da wohnt, wo etwas zum Durchbruch kommt, wird in die Milchstraße versetzt, und in der ganzen Welt wird sein ein gelobtes Land, wo da fließt saure Milch, bitterer Honig und unterirdischer Ueberfluß!

An die ewige Friedensliebe schließt sich die ewige Gerechtigkeit, die Gerechtigkeitsliebe an!

Die Liebe zur Gerechtigkeit ist eine unglückliche Liebe! sie findet keine Gegenliebe! Die Gerechtigkeit ist eine curiose Frau! Sie läßt sich lieben, aber sie erhört selten Jemanden!

Die Gerechtigkeit hat Hausfreunde: Das sind

Rechtsfreunde! Die Doctoren der Gerechtigkeit. Die Advocaten sind also Frauenärzte! Aber sie sind wie alle Frauenärzte, sie behandeln ihre Patientin, die Gerechtigkeit, ganz lang, sie lassen sie gern lange krank, damit sie ihr nur immer verschreiben können,

Den Menschen, m. f. H. u. H., geht's mit den Krankheiten, wie mit einer bösen Frau. Wenn ein Mann mit der bösen Frau zankt, ruft der arme Teufel den Schwiegervater zu Hilfe, der Schwiegervater bringt die Schwiegermutter mit und nun hat der arme Teufel anstatt gegen eine, gegen drei Personen zu kämpfen.

So ist's mit der Krankheit; wenn der Mensch die Krankheit verspürt, ruft er den Schwiegervater der Krankheit, den Doctor, zu Hilfe. Dieser bringt die Schwiegermutter, die Medizin mit, und nun hat der Patient gegen drei, gegen die Krankheit, gegen den Doctor und gegen die Medizin zu kämpfen!

Es gibt Allopathen, Homöopathen und Hydropathen. Alle drei befördern den Menschen in den Himmel!

Die Allopathen durch beständige geheimnißvolle Eingebungen.

Die Homöopathen durch anhaltendes Fasten.

Und die Hydropathen sagen also: Der Mensch ist aus Erde gekommen, die Erde ist aus Wasser gekommen, ergo fort wieder mit dem Menschen durch's Wasser in die Erde.

Aber die Allopathen, m. f. H. u. H., sind doch bessere Menschen als die Homöopathen; die Homöopathen lassen gar keinen Menschen leben, die Allopathen aber, wenn sie auch die Patienten nicht leben lassen, so lassen sie doch die Apotheker leben!

Menschenliebe! Was ist das für eine Liebe! Ist Menschenliebe und Nächstenliebe eins und dasselbe? Nein! Nach dem Gesetze der Nächstenliebe braucht man bloß seinen Nachbar zu lieben, aber die Menschenliebe geht noch weiter, die geht bis über die Straße, bis ein paar Meilen weit!

Man soll alle Menschen lieben! Ich bitte Sie, m. f. H. u. H., schauen Sie sich alle Menschen an und sagen Sie mir, ob das nicht viel begehrt ist! Der Himmel wird nicht unbillig sein. Man thut, was man kann; jeder Mann liebt so viel Frauen als möglich, jede Frau liebt so viel Männer als möglich, aber das Herz hat auch seinen Rubicon! Es hat mich ohnehin längst verdrossen, daß man sagt: „Alle Menschen sind Brüder," und nicht „Alle Menschen sind Schwestern!" Man trinkt Bruderschaft und nicht Schwesterschaft! Das kömmt vom Egoismus der Männer! Sie glauben ganz allein zu fühlen, was die Menschenliebe unter Brüdern werth ist!

Und doch wohnt die Fürstin Menschenliebe mit ihrer Hofdame, die Barmherzigkeit, und mit ihrer Palastdame, die Aufopferung, und ihrer Schlüsseldame, die Hingebung, nur im Frauenherzen! Die Männer

genießen von der Menschenliebe nur den Genuß und nicht das Leid, aber das Herz der Frau, wenn es in Menschenliebe aufgeht, genießt nicht nur den Duft der Blüthe, nicht nur den Sammt der Blätter, nicht nur die Zartheit des Kelches, nicht nur die Süßigkeit der Frucht, sondern auch die Wunde der Rinde, die Bitterkeit der Wurzel, den Schmerz des herben Zerknickens und Hinwelkens! Die Männer weinen höchstens nur über sich, ihre Thränen sind nur das ausgetretene Wasser des Schmerzes und Mitleids mit sich selbst, oder das Haderwasser mit dem Geschick, aber die Thränen der Frauen sind das heilige Taufwasser fremder Leiden, fremder Schmerzen!

Man soll alle Menschen lieben! Das ist eine schwere Aufgabe! Und grade die Nächsten sind am wenigsten zu lieben, weil man sie am besten kennt! Es ist für einen Wiener leicht, alle Madrider, Londoner, Dubliner Menschen zu lieben! Die Menschen sind wie die Maschanzger-Aepfel, wenn sie gut bleiben sollen, müssen sie einzeln bleiben; wenn viele zusammen im Haufen bleiben, verderben sie, faulen an und einer verdirbt den andern.

Die Menschen aber, m. f. H. u. H., wären viel verträglicher und würden besser harmoniren, wenn sie alle ihre Leiden und Gebrechen zugleich hätten und bekämen; z. B. wenn alle Menschen auf einmal husten müßten, wenn alle Menschen auf einmal nies'ten, wenn alle Menschen sich auf einmal die Zähne herausreißen

ließen; wenn alle Menschen zugleich in derselben Minute Seitenstechen, oder Gliederreißen, oder den Wadenkrampf, oder eine Frau bekämen, dadurch würde ungeheuer viel Sympathie unter den Menschen sein; dadurch würden sich die Menschen immer dasselbe wünschen, aber so ist kein Einklang unter den Menschen. Wenn der Eine nies't, heiratet der Andere, wenn der nies't, sagt der Andere: helf' Gott! und während der Eine heiratet, sagt der Andere: ich gratulire! Und es sollte doch verkehrt sein, wenn Einer nies't, sollte man ihm gratuliren, und wenn Einer heiratet, sollte man sagen: helf' Gott!

Auch wird die Harmonie des Menschen sehr gestört durch die verschiedenen Bärte der jetzigen Männer! Früher haben sie den Zopf hinten am Nacken getragen, jetzt tragen sie den Zopf vorne am Kinn und unter der Nase. Früher war der Zopf hinten am Menschen das Register des Kopfes, jetzt ist der Zopf vorne die Vorrede des Kopfes und oft auch sein Inhalt!

Die griechischen Philosophen trugen alle lange Bärte und schwuren stets nur: „Bei meinem Barte!“ Die jetzigen Männer sind zwar keine Philosophen, aber sie tragen doch lange Bärte, bei vielen ist's wie mit den Waizenähren, je leerer der Kopf, desto länger der Bart! Die Männer schwören den Frauen Liebe, sie schwören auch bei ihrem Bart! Darauf lassen sie sich die Liebe mit dem Bart abscheeren!

Dieser Umstand wirkt auch auf die Liebe und Menschenliebe ein, mancher Mann wird im Barte geliebt, und wenn er sich rasiren läßt, sieht das Mädchen erst, daß sie den Bart geliebt hat und daß ihre Liebe früher von gar keinem „Gesichtspunkt" ausging.

Wenn alle Menschen sich auf einmal barbiren ließen, die ganze Menschheit bekäme ein anderes Gesicht!

Auch ist es für alle Menschenliebe ein Unglück, daß während ein Mensch wacht, der andere schläft, während der Eine träumt, schnarcht der andere! Wenn ein Mensch steht, geht der andere, wenn der eine geht, kriecht der andere, wenn der kriecht, sitzt der andere! Wie schön ruhig wär' die Welt, wenn alle Weiber schlafen, und alle Menschen sitzen möchten!

Der große Naturforscher Buffon sagt: „Wenn man sitzt, hört man mehr und besser, wenn man geht, sieht man besser." Sie, m. f. H. u. H., werden sich aber nicht wundern, daß ich mein Lebtag in der Welt vielmehr gehört habe als Sie!

Mit Schlafen und Wachen ist es eben so!

Die Frauen schlafen, die Männer nicht; denn man sagt wohl: die Blumen schlafen, aber nicht: die Kürbisse schlafen! Die Männer hören bloß auf zu wachen; sie rasten, aber sie schlafen nicht. Bei den Frauen sind die Träume Herzenslieder ohne Worte,

bei den Männern sind die Träume bloß Truth mit obligater Schnarchbegleitung.

Es ist sonderbar, m. f. H. u. H., die ganze Welt meint, der Traum gehört zum Schlaf, und es ist nicht wahr, der Traum gehört dem Wachen an! Der Traum ist die Vignette des Erwachens, er ist der Thürsteher an der Pforte des Morgens und meldet in das umdunkelte Seelengemach die Gedanken und Gefühle des Tages an!

Allein ich fürchte, Sie verklagen mich, m. f. H. u. H., und sagen: Sieh her, wir schlafen schon alle; daher schließe ich, um sie aufgeweckt zu machen.

Frugale Betrachtungen über Krieg und Frieden in Liebe und Ehe,

oder:

Das weibliche Herz mit seinen zwei Kammern, als große und kleine Walachei.

Vor Allem, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, muß ich Sie höflichst um Entschuldigung bitten, daß ich Sie, wenn auch nur in der Fantasie, von Baden weg in das Paradies zum ersten Menschen führe.

Adam, m. f. H. u. H., war ja selbst ein geborner Badner, er wurde aus Staub geboren. Adam mit seinen geselligen Eigenschaften war auch sonst ganz wie ein Badner Curgast; er war zu seinem Vergnügen sich selbst genug und legte sich schlafen; was der Doctor ihm verboten hat, ißt er doch, und dann muß die Frau dafür büßen, und nach dem Essen versteckt er sich wieder, damit kein Mensch ihn sieht.

Während Adam schlief, wurde ihm seine Frau von seiner Seite herausgenommen; das geschieht manchem Curgast vielleicht auch; während er schläft, wird ihm die Frau von der Seite genommen.

Eva war der erste weibliche Curgast im Paradiese, und sie war gewiß in der dortigen Badeliste so bezeichnet: Frau von Eva, privatisirende erste Kreis- und Bezirks-Staubs-Obercontrolorsgattin, wohnt beim „grünen Baum."

Da nun Baden ein Paradies ist und das Paradies ein Baden war, worin war das Paradies doch von Baden unterschieden? Im Paradies hat der Himmel zweierlei Beleuchtungen gemacht, ein großes Licht für den Tag und ein kleines Licht für die Nacht; in Baden aber sieht man bei Tag kein großes Licht und bei Nacht kein kleines Licht.

Am Tage regiert die Sonne, bei Nacht der Mond; der Mann im Mond regiert beim Nachtlicht.

Der Mann im Mond ist ein kranker Mann, bald nimmt er ab, bald nimmt er zu; letzthin hat sein Hausdoctor geglaubt, der Halbmond sei schon auf dem letzten hintern Viertel, und hat ihm ein Ultimatum verschrieben; aber es hat einmal einen kranken Mann gegeben, der hat statt der Medicin das Recept gegessen, das war sein Glück, der kranke Mann wird zu seiner Genesung vielleicht statt der Medicin und des Receptes gar den Leibdoctor fressen. Wir wünschen Alle wohlgespeis't zu haben.

Der Mond, m. f. H. u. H., wollte sich einmal ein Kleid nach europäischer Tracht, einen Leibrock, machen lassen, er ließ den Schneider kommen, der Schneider nahm ihm das Maß, nach einigen Tagen

brachte ihm der Schneider den Leibrock, er war ihm zu eng, als der Schneider das Maß nahm, war der Mond nämlich erst im Zunehmen und jetzt war Vollmond! Was war zu thun? Aendern! Der Schneider nahm dem Mond neuerdings das Maß, brachte das Kleid wieder, probirte es dem lieben Mond an, und der Leibrock war zu weit; als er das Maß zum zweiten Mal nahm, war Vollmond und jetzt war der Mond wieder im Abnehmen!

Was war zu thun?

Da sagt der Schneider: „Lieber Herr von Halbmond, für Euer Licht, das so wechselt, das bald ab- und bald zunimmt, ist so eine europäische Tracht nicht geschaffen: Da muß man sich in ein Gewand hüllen, in welchem jede Taille hineinpaßt, in eine Art Kaftan u. s. w." Und von daher stammt es, daß der Mann im Mond ein Türke ist!

Der Himmel, m. f. H. u. H., hat zwei Lichter zur Herrschaft der Welt eingesetzt: Ein großes Licht zur Regierung des Tages und ein kleines Licht zur Regierung der Nacht; aber zu was? Wenn es bei Nacht auch nicht ein Bischen finster sein soll, von was sollen alle die tausend und tausend Menschen leben, welche für gute Bezahlung die Finsterniß fabriciren?

Wir leben in dem Zeitalter der Industrie, des Triumphs der Industrie und der Fabrication, es

werden jetzt Finsternisse fabricirt, die von der egyptischen gar nicht zu unterscheiden sind.

Ist es Ihnen noch nicht aufgefallen, m. f. H. u. H., warum seit einigen Jahren so viele junge Egyptier in allen Hauptstädten Europas studiren? Das geschieht bloß aus Heimweh nach der egyptischen Finsterniß.

Es ist sonderbar, m. f. H. u. H., daß sich aus der alten Geschichte und alten Romantik nur die Odiosa bis auf unsere Zeit fortgepflanzt haben, die Größen und die Tugenden aber sind ausgestorben.

Aus Egypten haben sich bis auf unsern Tag die Mumien, die Finsterniß und die mageren Kühe fortgepflanzt, die egyptische Weisheit und die keuschen Josefs aber sind ausgestorben; die starken Samsons, die mit einem Eselskinnbacken tausend Philister erschlugen, sind ausgestorben, die Philister und die Eselskinnbacken haben sich fortgepflanzt; die Isaks, die ein Mädchen heirateten, welches die Kameele gern hatte, haben sich fortgepflanzt; die Romeos und Julias sind ausgestorben, die Shylocks und Othellos haben sich fortgepflanzt; die Adams, die so geschwind in den sauern Apfel der Ehe beißen, sind ausgestorben, aber die Evas setzen jetzt noch nach seinem Tode das Aepfelgeschäft fort, und die Schlangen, die jedes Stück im Paradies vergiften, indem sie im Staube kriechen, haben sich fortgepflanzt.

Das Paradies, m. f. H. u. H., wie ich schon einmal die Ehre hatte Ihnen zu sagen, lag im Morgenland, die Wiege der Menschheit stand im Orient, und so zu sagen in der Türkei; die Menschheit ist eine geborne Türkin. Europa ist 180.000 Quadrat-Meilen groß, von welchen Rußland die Hälfte besitzt, also ist Europa Rußlands Ehehälfte. Europa ist eine geborne Türkische, verehelichte Russische; in diesem Augenblicke klagt Europa auf Scheidung von ihrem Heern Gemahl, es ist jetzt der Scheidungsproceß; und da der jetzige Zustand ein Proceß ist, so werden Sie sich nicht wundern, daß die Geschichte so lange dauert. Da sind lauter Termine und Erstreckungen, und bis der Proceß zu Ende sein wird, wird's schwarze Meer vor Alter weiß und 's weiße Meer vor Galle schwarz werden. Zuletzt wird's nur darauf ankommen, wer die Proceßkosten zahlen wird.

Sie wissen, m. f. H. u. H., daß Europa als eine sitzende Jungfrau abgebildet wird, Spanien ist das Gesicht, was das G'sicht jetzt für ein G'sicht hat, wissen wir; Italien ist der Fuß mit der großen Krampfader, Deutschland und Mittel-Europa ist der Bauch, in diesem Bauch findet zuweilen eine Bamberger Conferenz Statt, das sind Deutschlands diplomatische Bauchredner.

Europa wird als sitzende Jungfrau abgebildet, sie ist sitzen geblieben wegen eines Jugendfehlers. Sie hat sich nämlich einmal in einen schönen Ochsen ver-

liebt und sich von ihm entführen lassen; wenn jetzt alle Mädchen sitzen bleiben sollten, welche einmal eine solche Neigung gehabt haben, das ganze weibliche Geschlecht müßte zum Sitzen verurtheilt werden.

Sie können sicher darauf rechnen, m. f. H. u. H., die ganz erste Neigung eines Frauenzimmers fällt immer auf einen dummen Kerl.

Die erste Liebe eines Frauenzimmers ist gar nichts, sie betrachten ihr Herz wie ein neues Faß: Bevor der Wein hineinkömmt, füllen sie es mit Wasser an, damit sie sehen, wie viel hineingeht. Ueberhaupt ist es ein Vorurtheil, wenn man sagt, die erste Liebe ist die stärkste, es ist nicht wahr, die erste Liebe ist wie die ersten Zähne, die wackelt am geschwindesten. Die zweite Lieb' wackelt schon weniger, die zwanzigste, dreißigste Liebe wackelt am wenigsten.

Die erste Liebe ist bloß die Leseprobe der wahren Liebe, die zweite ist die Scenenprobe, die dritte Liebe ist die Orchesterprobe, die vierte Liebe ist die Costümprobe, die fünfte Liebe ist die Bühnenprobe, die sechste Liebe ist die Generalprobe, bis es zur Vorstellung der wahren Liebe kömmt, die dauert ewig, — das heißt, bis die Komödie aus ist. Daran, daß die Männer so oft lieben, ist das Lateinstudiren schuld.

Mein Lateinlehrer fragte mich immer, bist Du fest in den Quae maribus? Du mußt sie oft wiederholen, bis Du fest darin bist; nun dachte ich, die Liebe wird doch nicht schwerer sein als die Quae

maribus, ich werde sie so lange wiederholen, bis ich fest darin bin.

Unsere Männer hört man zwar oft sagen, sie tragen ein Grab der Liebe im Herzen, aber wenn man jetzt in das Herz eines solchen Mannes hineinsehen könnte, man fände in jedem Herzen einen Währinger Kirchhof.

Wenn die Männer jedem Grab der Liebe in ihrem Herzen nur einen kleinen Leichenstein setzen wollten, man würde in jedem Herzen lesen: „Hier ruht" — und „hier ruht" — und „hier ruht" — und „hier ruht" — ihr Dasein war kurz, sie sind eingegangen in ein besseres Lieben.

Da sind die Frauenzimmer ganz anders, wenn sie von dem Grab ihrer Liebe sprechen. Ein solcher Bericht über das Grab in einem weiblichen Herzen lautet geradeso wie ein russischer Schlachtbericht aus der Dobrudscha, die Frauenzimmer reden nur von einem Todten in ihrem Herzen. Den einen Todten geben sie officiell an, so viel heimlich Begrabene und Verwundete sie auch haben, — und dennoch, m. f. H. u. H., wohnt die wahre Liebe nur im weiblichen Herzen, die Männer besitzen nur eine Uebersetzung der Liebe, eine freie, aber keine treue!

Die Liebe ist die Sonne der Herzen, sie schließt alle Herzen auf wie die Sonne alle Blumen aufschließt; aber alle Blumen schließt die Sonne bloß auf, aber die Sonnenblume allein folgt ihr; und so

schließt die Liebe alle Herzen auf, aber nur das weibliche Herz ist die Sonnenblume, die ihr folgt.

Die Liebe mit Vernunftgründen bekämpfen, so lange die Flamme der Liebe im Herzen ist, wäre Unsinn; man muß den Rauchfang im Kopf nicht kehren wollen, so lange im Herzen das Feuer brennt.

Der Kopf, m. f. H. u. H., ist der Stammbaum der Gedanken, das Herz ist der Stammbaum der Gefühle und die Liebe ist die Majoratsbesitzung des Herzens.

Jedes menschliche Herz hat zwei Grundrechte, die Liebe und den Haß, der Haß hat seine Berechtigung wie die Liebe; wer nicht gründlich hassen kann, kann nicht gründlich lieben; aber leider hat der Haß eine Leidenschaft vor der Liebe voraus; die Liebe kann nicht immer auf Gegenliebe rechnen, aber wer haßt, dem ist Gegenhaß gewiß.

In jedem Menschenherzen, m. f. H. u. H., befindet sich eine Menagerie von zahmen und wilden Leidenschaften. Die zahmen, als da sind: die Liebe, Sanftmuth, Freundschaft, liegen ruhig! die wilden aber: der Haß, die Rache, die Eifersucht, der Neid, die Bosheit, die schreiten ewig hinter dem Brustgitter auf und ab mit rollenden Augen und drohen loszubrechen.

Und wie in jeder Menagerie versammeln sich die Menschen und schauen vergnügt zu, wenn die Fütterungsstunde der wilden Leidenschaften da ist;

wenn der Mensch seinen Haß, seine Rache, seine Bosheit sättigt, da drängen sich die Menschen gerne herbei und zahlen ihr Entrée.

Leider füttert der Mensch die wilden Leidenschaften von selbst, die zahmen aber, als: Die Liebe, die Freundschaft, die Nächstenliebe, die müssen ihn erst angehen, und bitten, daß er ihnen Nahrung gibt.

Ja, m. f. H. u. H., die Leidenschaften im menschlichen Herzen sind wie die Thiere.

Die wilden Leidenschaften, wenn sie auch schlafen, schlafen sie mit offenen Augen, immer sprungbereit. Die zahmen Leidenschaften aber werden gewiegt, schlafen und träumen.

Alles im Leben, m. f. H. u. H., wird gewiegt, die Nachtigall wird von dem Zweig gewiegt, die Biene von der Rose, der Käfer vom Blatt, der Thautropfen vom Grashalm, der Wipfel vom Abendwind, das Herz von der Liebe, die Liebe von der Hoffnung, und das Leben von der Täuschung!

Und doch! Was wäre eine Biene ohne Rose, ein Herz ohne Liebe, eine Liebe ohne Hoffnung und ein Leben ohne Täuschung!

Wehe dem Auge, das nie geweint, wehe dem Munde, der nie gelächelt, wehe dem Herzen, das nie geliebt, wehe der Liebe, die nie gehofft, und wehe dem Menschen, der nie getäuscht wurde! Denn wer nie getäuscht wurde, hat nie geliebt, hat nie vertraut, hat nie gehofft, und wer nie geliebt, nie gehofft, nie

geglaubt hat, ist bejammerswerther, als wer unzählige Male verrathen, betrogen und getäuscht wurde.

Wer nie ein Herz verlor, ist nicht so arm als wer nie ein Herz gefunden; und wer nie ein Herz gefunden, ist nicht so arm, als wer nie ein Herz gesucht.

Die Liebe und die Ehe, m. f. H. u. H., ist ein Krieg, wer glücklich in dem Krieg der Liebe sein will, muß nicht viel unterhandeln, muß die Zeit nicht mit Circularseufzern verbringen, nicht mit Blickbotschaften hin und her zögern, nicht mit „Lotte schreibt hin und Werther schreibt her" zubringen, muß nicht um das weibliche Herz herumgehen wie der Napier um das heiße Kronstadt, muß nicht früher von Gott Amor das Messer wetzen lassen.

Wenn man ein weibliches Herz besetzen will, muß man nicht warten bis der frühere Liebhaber, der die zwei Herzenskammern, die große und die kleine Walachei, besetzt hat, diese Walachei von selbst räumt; denn ein zurückgezogener Nebenbuhler ist nur eine halbe Freude, ein hinausgeworfener Nebenbuhler ist ein herrlicher Anblick.

Das weibliche Herz selbst hat viel mehr Respect vor dem neueinziehenden, wenn er den früheren hinausgeworfen hat.

Es ist oft mit einem solchen weiblichen Herzen wie mit jedem Quartierwechsel, acht Tage früher

wird's halbe Herz geräumt, bis zur Ziehzeit wird's ganze Herz geräumt.

So wenig wie unsere Zeitungen wissen, ob die Russen die Walachei gern oder ungern räumen, ob aus strategischen Gründen oder weil sie sonst noch Schmerzen haben, ebensowenig kann man es bei einem weiblichen Herzen wissen, warum es der frühere Liebhaber geräumt hat; ob, weil er d'rin sich nicht mehr halten kann, oder wegen des bei ihm grassirenden Dobrudschafiebers, oder aus strategischen Gründen.

Eine Liebe beginnen, m. f. H. u. H., das braucht curiose Rüstungen, und gar heiraten, dazu braucht man Kriegskosten; das Geld, was der Vater der Tochter mitgibt, ist nichts anders als eine freiwillige Kriegssteuer.

Wer ein Herz erobern will, muß alle seine Liebenswürdigkeiten mobil machen, muß alle Beurlaubten einrufen, muß von Geist und Witz die schwere Cavallerie completiren, aber nicht wie Preußen, wo man vorderhand für die Cavallerie noch Pferde sucht, die keine Reiter leiden können, und wo man statt Araber und Vollblut bloß Meklenburger aufsattelt.

Die Hauptsache bei einem weiblichen Herzen ist: Einrücken. Oft besetzt Jemand so ein weibliches Herz als Schutzherr, was da das weibliche Herz auszustehen hat, ist unmenschlich, und wie oft sehnt sich ein weibliches Herz, daß nur ein Anderer einrücke und

fragt alle Augenblicke mit Sehnsucht: „Hab'ns kan Türken g'seh'n?"

Ein weibliches Herz und eine Festung kann man auf zweierlei Weise erobern, durch Sturm, und was das Sicherste ist, das weibliche Herz aushungern, alle Zufuhr an Mannschaft und Lebensmitteln abschneiden, und so ein weibliches Herz sagt am Ende: Hunger thut weh!

Es gibt zwar unter den weiblichen Herzen auch Sebastopols und Silistrias, von denen man sagt, sie sind nicht einzunehmen, sie hätten ganze Felsenblöcke in die Herzgrube gesenkt; aber kein weibliches Herz ist uneinnehmbar, wenn der Rechte kömmt; ist's nicht der Hamelin, ist's der Dundas, ist's nicht der Dundas, ist's der Perceval, am Ende wird auch Sebastopol genommen.

Der Prophet sagt: Ein jedes Ding findet sein rechtes Ende; das Ende eines jeden Ochsen ist, geschlachtet zu werden, das Ende eines jeden Kaufmannes, Bankerott zu machen, das Ende eines jeden Diebes, gehängt zu werden, und das Ende eines jeden Menschen, zu siebzig Jahr zu sterben.

Nun aber könnte man dem Propheten einwenden, es gibt viele Ochsen, die ungeschlachtet zu ihren Vätern eingesammelt werden, es sind viele Kaufleute gestorben, ohne früher fallirt zu haben, und es sind viele Diebe ungehängt gestorben, und es sind viele

Menschen viel jünger als siebzig Jahr aus der Welt gegangen.

Allein der Prophet hat doch Recht; die Ochsen, die nicht geschlachtet wurden, waren klug genug, diese Katastrophe nicht abzuwarten und sind früher auf eigene Hand gestorben, die Diebe, die nicht gehängt wurden, haben's auch nicht erlebt und haben sich durch einen bescheidenen Tod der öffentlichen Anerkennung entzogen, und die Menschen, die früher als zu siebzig Jahre gestorben sind, haben die siebzig Jahre nicht erlebt, weil sie sich voreilig einen Doctor haben holen lassen.

So ist es auch mit den weiblichen Herzen. Das Ende eines jeden weiblichen Herzens ist, erobert zu werden, wenn eines nicht erobert wurde, so hat es die Eroberung nur nicht erlebt.

Nichts in der Welt ist unmöglich, der Mensch kann alles was er will, der Mensch will nur nicht immer was er kann. Gegen die rechten Mittel gibt's keine rechte Unmöglichkeit.

Der Mensch bringt aber für seine Schwächen und Dummheiten stets Zeugnisse aus den Sternen, aus dem Himmel, aus der Mythologie.

Wenn der Mensch aus Faulheit den rechten Zeitpunkt versäumt, so sagt er: Der Himmel hat's nicht gewollt.

Wenn der Mensch die Hände in den Schooß legt, in dem Augenblick einer glänzenden Entscheidung, so

sagt er: Es stand nicht in den Sternen geschrieben, und wenn die Dummheit es beschönigen will, daß sie nicht nach dem Höchsten strebt, beruft sich die Dummheit auf die Mythologie, auf die Götterlehre, da hat die Dummheit in der Götterlehre einen Schutzpatron gefunden, den Icarus.

Icarus wollte zur Sonne fliegen, er machte sich richtig ein paar Wachsflügel und flog zur Sonne, da schmolzen die Wachsflügel, Icarus fiel herunter und brach das Genick. Daraus wollen nun die superklugen Menschen beweisen, daß man nicht nach dem Höchsten streben soll, weil der Icarus das Genick gebrochen hat; aber es ist nicht wahr, es thut mir zwar herzlich leid, daß der Herr von Icarus das Genick gebrochen hat, aber Herr von Icarus soll mir verzeihen, er war ein dummer Kerl. Herr von Icarus ist nicht daran gestorben, daß er der Sonne zufliegen wollte, sondern er ist daran gestorben, daß er schlechte Mittel zu dem Zwecke anwendete, daß er sich Wachsflügel anklebte.

Die großen Zwecke werden immer durch schlechte Mittel verfehlt, und die schlechtesten Mittel heißen: Zögern, zuwarten, zaudern.

Aber zögern und zaudern haben auch zwei Seiten, manchmal ist das Zögern die Schwäche des Starken, manchmal ist das Zögern die Stärke des Schwachen. Haben Sie schon erfahren, m. f. H. u. H., daß Jemand, der zögert, den Nagel auf den

Kopf trifft? Um den Nagel auf den Kopf zu treffen, muß man zuschlagen und nicht mit dem Hammer laviren.

Die orientalische Frage ist ein großer Nagel, und dieser Nagel hat so viel Köpfe, daß man, wo man hinschlägt, den Nagel auf den Kopf treffen würde.

Wissen Sie, m. f. H. u. H., wer in der Kriegsgeschichte der Welt den Nagel am besten auf den Kopf getroffen hat?

Ein Frauenzimmer, Jael, die hat dem Feinde ihres Volkes, Sissera, den Nagel durch den Kopf geschlagen.

Also ich wiederhole es, wer in einem weiblichen Herzen den Nagel auf den Kopf treffen will, der muß nicht säumen, der muß handeln, er muß nicht vor dem Herzen warten bis die Liebe herauskömmt, wie die Engländer vor Sebastopol, bis die russische Flotte herauskömmt.

Es geht mit der russischen Flotte in Sebastopol, wie's mit dem bekannten Bären im Bauernkalender geht. In dem Bauernkalender heißt es, wenn der Bär an dem und dem Tag herausgeht, wird schönes Wetter, aber der Bär geht gar nie aus der Höhle. Hat Jemand von Ihnen, m. f. H. u. H., den Bären schon jemals gesehen oder begegnet? Der Bär denkt sich, ich soll aus der Höhle herausgehen, damit die andern Leute schönes Wetter bekommen, was geht

mich das Wetter der andern Leute an, ich bleibe in meiner Höhle.

In der Höhle des weiblichen Herzens sitzt auch so ein kleiner niedlicher Liebesbär, der den Eingang streitig macht, aber wenn der Bär zum Krieg nicht herauskommen will, muß man zu ihm hinein gehen.

Der Krieg unter Liebenden ist so gestellt: Im Grunde meinen beide es mit dem Kriege nicht ernst, aber wenn zwei Liebende nur anfangen, in Mißverständniß zu gerathen, da kommen gleich eine Menge alte Weiber, Basen und Nachbarinnen, die leben ja nur davon, wenn die Andern Krieg führen, und alle Tag wissen sie neue Lügen vom Kriegsschauplatz der Liebenden und prophezeien einen fürchterlichen Kampf, und diese lebendigen Zeitungen bringen telegraphische Depeschen in Unzahl, nur hie und da gibt es einen alten Prakticus in den Angelegenheiten der Liebe, der sagt: „Die Liebesleut, die kenn' ich schon, das Kesselflickervolk thut sich doch nichts, es kömmt zu nichts!"

Der Krieg in der Ehe ist wieder anders: Die Frauen haben zwei Kriegsmanöver; Schmollen, das ist der unerträglichste Zustand, man muß immer gerüstet sein. Schmollen ist die Avantgarde und in Ohnmacht fallen ist das Reservecorps. Wie es in dem jetzigen Krieg einen kranken Mann gibt, so gibt's im Krieg der Ehe eine kranke Frau, und da kommt ein orthodoxer Hausfreund, übernimmt das

Protectorat über die kranke Frau und besetzt die Herzwalachei, aber nicht auf ewig, Gott bewahre, blos als Pfand, denn die Männer überhaupt betrachten die Frauen blos als Pfand, sie geben nie so viel darauf, als sie werth sind!

So ist der Krieg in der Ehe, und da in der Ehe Mann und Frau jeder Tag ein Jahr scheint, so feiern sie jede Woche einen siebenjährigen Krieg und jeden Monat einen dreißigjährigen, und jeder Mann in dem Krieg seiner Ehe ist Redacteur einer Kreuzzeitung.

Der Krieg in der Ehe endigt immer mit einem ewigen Frieden, das heißt: Wenn eines von ihnen in der Ewigkeit ist.

Im Kriege der Liebe handelt es sich bloß um die Herstellung des status quo, aber im Krieg der Ehe begnügen sie sich nicht mit der Herstellung des status quo, sondern sie wünschen den status quo ante, sie wünschen noch ledig zu sein.

Ich glaube aber, daß Sie, m. f. H. u. H., weil Sie so liebenswürdig waren, die Räume hier zu besetzen, auch schon den status quo ante wünschen und sich gerne zurückziehen würden, zwar nicht aus strategischen Gründen, aber, da es schon 2 Uhr ist, wegen Mangel an Nahrungsmitteln. Ich ziehe mich also über den Pruth zurück und werde froh sein, wenn ich nur bei mir zu Hause Alles gut gedeckt finde.

Unterthänigste Neujahrs-Vorstellung des vielgequälten Dichterpferdes Pegasus an den Anti-Thierquälerei-Verein,

oder:

Neujahrs-Betrachtungen über den sonderbaren Umstand, daß der Mensch siebenzig neue Jahre braucht, um ein alter Mann zu sein!

Das menschliche Leben, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist eine Zeitungsredaction, es kündigt sich alle Neujahr neu an, verspricht Alles für die Zukunft, und die Menschen sind die guten Narren, die das glauben! Sie sind auch ironisch, und sagen Einer zum Andern: „Na, ich gratulire!"

Der Mensch aber bekommt von der Lebensredaction keinen Einladungsbrief, er wird nicht gefragt, ob er abonniren will, der Pränumerationsschein wird in's Haus geschickt! wie er auf die Welt kommt, ist er schon Abonnent, deshalb fängt er auch gleich zu schreien an, das Blatt gefällt ihm nicht. Der junge Pränumerant wünscht abzufallen, allein, da ist

er schief gewickelt, wer einmal pränumerirt hat, den läßt man nicht mehr los! Ein Pränumerant ist ein lebenslängliches Abonnement, und wenn er stirbt, wird das Geschäft auf die Frau geschrieben, und sie zeichnet: „Pränumerants selige Witwe!“

Die Lebensredaction ist nobel! Bei jedem neuen Jahrgang gibt sie dem Menschen alle alten Jahrgänge d'rauf! Auch läßt sie zweierlei Ausgaben des Lebens erscheinen: ein feines Leben auf Velin für die reiche Welt, und ein ordinäres Conceptleben für die arme Welt!

Allein, der umsichtige Redacteur ist gerecht, die Reichen bekommen in ihrem feinen Exemplare doch denselben Inhalt, wie die Armen, dieselben stehenden Artikel von Schmerz und Lust, dieselben Mitarbeiter: Die Liebe für das lyrische Fach, die Hoffnung für das phantastische, die Lüge für die Tagesneuigkeiten, die Parteilichkeit für die Beurtheilung der Andern, die Verleumdung für das Gesellige, und all' die unerforschlichen Mächte des Schicksals für die ungelös'ten Räthsel und Rebus des Lebens, die erst in dem ersten Blatte des andern Lebens gelös't werden.

Zum Leben, m. f. H. u. H., braucht der Mensch Luft, Wasser, Schlaf und Geld! Zum glücklichen Leben braucht er freie Luft, ungetrübtes Wasser, ruhigen Schlaf und bedeutendes Geld!

Das ist der Vorzug des Menschen vor der Thierwelt. Die Thiere brauchen auch Luft, Wasser

und Schlaf, aber sie brauchen kein Geld! Wenn Sie, m. f. H. u. H., mich aber fragen wollten: „Wenn die Thiere kein Geld haben, was heißt dann nachher ein „großes Thier?“ So muß ich Ihnen ergebenst antworten: „Gerade jenes Wesen, welches groß in die Luft hineinlebt, bis an den Hals im Wasser steckt, ruhig schläft und doch kein Geld hat, das ist ein großes Thier.“

Im Paradiese haben die Thiere gesprochen, folglich haben sie auch gedacht, denn sprechen ohne zu denken, ist eine spätere Erfindung der Deutschen, wenn sie von Sachen sprechen, an die gar nicht zu denken ist.

Allein, der Mensch hat gesündigt, und die Thiere sind bestraft worden, weil Eva ihre Sprache dazu anwandte, um Adam zu verleiten, und Adam seinen Verstand gebrauchte, um vom Baume der Erkenntniß zu essen, haben sie Sprache und Vernunft verloren! Ich glaube immer, die armen Thiere im Paradiese sind alle Schriftsteller gewesen, und damit den Menschen die Augen nicht noch mehr aufgehen sollen, ist diesen armen Thieren das Denken und Sprechen eingestellt worden!

Warum ist, m. f. H. u. H., ein Pferd, der Pegasus, das Sinnbild der Schriftsteller? Weil die Schriftsteller eine Roßnatur haben müssen, weil sie mit dem Kappzaum um den Mund, den Gurt um den Leib, mit Eisen an den Füßen, desto leichter aus-

gleiten, je schärfer sie beschlagen sind, weil sie kaum Heu zu essen haben, und doch vor frohem Muth nicht wissen, wo sie der Hafer sticht!

In der neuesten Zeit, m. f. H. u. H., werden die Menschen von allen Seiten gequält, sie sollen kein Thier mehr quälen! Die Menschheit, m. f. H. u. H., hat auch ihre Staats- und Nationalschulden an den Himmel, die sie nie oder nur nach und nach abzahlt, z. B. den Sclavenhandel, den Krieg und die Herrschaft, die sie sich über die Thiere anmaßt, und die so weit geht, viele davon zu essen.

Die Philantropie unserer Zeit geht zu weit, und darum wird das Nächste übersehen: man curirt zwar Kopfweh mit Fußbädern, aber die Hauptwehen der Menschheit werden nicht durch die Behandlung der vierfüßigen Thiere geheilt. Nur wenn man die Thiere zärtlich behandelt, heißt man jetzt ein Menschenfreund!

Es hatte einmal Jemand einen Bedienten, dem sagte er: „Du mußt pfiffig sein, wenn ich etwas sage, mußt Du gleich auf den vierten Fall denken und darnach handeln.“ Einmal bekam er Kopfweh, und sagte zum Bedienten: „Hole mir den Arzt!“ Der Bediente ging, und brachte ihm den Todtengräber. Sein Herr sagte: „Hol' den Arzt,“ da ist der Arzt der erste Fall, der Apotheker der zweite Fall, der Notar der dritte Fall und der Todtengräber der vierte Fall!

Die Menschheit sagt: „Du sollst Deinen Neben-

menschen lieben," das versteht unsere Philantropie wie folgt: den Menschen als Kind, die Kindererziehung, damit sie nicht Verbrecher werden, der erste Fall; — der Mensch als Armer, ihn zu beschäftigen, ihm Arbeit zu geben, der zweite Fall; — der Mensch als Kranker, Alter, Blinder, Gebrechlicher, der dritte Fall; der Mensch aber, der drei Mal im Zuchthause gewesen, ist der vierte Fall! Die Menschheit sagt: Du sollst den Nächsten lieben wie Dich selbst, da ist das nächste liebe Ich der erste Fall, der nächste Restaurateur der zweite Fall, die nächste Liebschaft der dritte Fall, und der nächste Ochs oder Esel der vierte Fall!

Warum treten die kleinen und großen Thiere der Erde nicht zusammen, und bilden einen „Anti-Menschen-Quälerei-Verein?" und die Qualen der Menschen schreien doch lauter zum Himmel als die Qualen der Thiere!

Es ging einmal Jemand durch die Stadt, und kam bei einem Silberarbeiter vorbei, wo das Silber geschlagen wurde, das Silber wimmerte leise unter den Hammerschlägen; dann kam er an einem Goldarbeiter vorbei, das Gold wimmerte noch leiser unter den Hammerschlägen; dann kam er an einem Eisenschmiede vorbei, und das Eisen stöhnte und brüllte lärmend unter den Streichen des Hammers. Da fragte der Mann das Eisen: „Das Silber, wenn es geschlagen wird, ächzt nur leise, selbst Gold, das feinste Metall, wimmert kaum hörbar unter dem Hammer-

schlage, und Du, grobes, gemeines Eisen tobst und lärmst, als ob's Dich mehr schmerzte, wie Gold und Silber?" — „Ja," erwiederte das Eisen, „mich schmerzen die Schläge mehr, denn jene, Silber und Gold, werden von Fremden geschlagen, vom Hammer aus Eisen, ich Eisen aber werde von meines Gleichen, wieder von Eisen gequält und geschlagen, das schmerzt mehr!" So ist's mit Thieren, die werden von einem Menschen gequält, die Menschen aber werden wieder von Menschen gequält, das schmerzt mehr!

In der ganzen Natur ist jedes lebende Wesen ein Reiß- und Raubthier gegen andere Wesen! Das Kind ist ein Menschenfresser für seinen lebzeltnen Reiter, das Lamm ist ein Wolf für die Butterblumen, die Raupe ist ein Krokodill für das Maulbeerblatt, das Glühwürmchen ein Mordbrenner für den Grashalm, und die Milbe ist ein Attila der Linsenwelt!

Die Menschen werden von den Thieren mehr gequält, als die Thiere von den Menschen.

Der Mensch hat Verstand, ja wohl, aber was nützt Verstand und Geist einem Vieh gegenüber?

Die Anti-Thierquälerei sollte bei der Kindern anfangen, diese kleinen, armen, verlassenen Thiere von den Hofmeistern, Erziehern und Gouvernanten nicht quälen zu lassen! Man sagt, es fehlt an Erziehung der Kinder, es ist nicht wahr, es fehlt an Erziehung der Erzieher! Wenn im Hause eine Wäscherin aufgenommen wird, so sieht man darauf, wie

sie die Wäsche behandelt, ob sie sie nicht zu sehr laugt, schlägt, bürstet u. s. w., wenn ein Kutscher aufgenommen wird, so fragt man, ob er mit Pferden umzugehen weiß, ob er die Pferde liebt, aber ein Lehrer, eine Gouvernante wird aus der Schweiz, aus Frankreich verschrieben, und kein Mensch erkundigt sich, ob sie mit Kindern umzugehen wissen, ob sie die Kinder lieben! Die Eltern übertragen ihnen nicht nur das Amt: sie zu erziehen, sondern auch das Amt: sie zu lieben, und wo die Liebe bloß Amtsmann ist, in diesem Kreise gedeihen die Kinder nicht!

Man sagt wem der Himmel ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand! Das war früher, als noch der Himmel die Aemter vergab; jetzt geben die Menschen die Aemter, die können nicht Jedem Verstand geben, daher findet man hie und da, — in China und in Schiras, — zuweilen Männer, die ein Amt und keinen Verstand bekommen haben, dafür haben sie eine Frau bekommen. Die Frau eines Mannes ist sein Verstand, wenn ein Mann so einen schönen und jungen Verstand hat, so wird sein Verstand oft von vielen Leuten zu Rathe gezogen. Man glaubt gar nicht, was in dieser Beziehung der Verstand eines Mannes für Anerkennung findet! Es ist nur ein Unglück bei der Sache, wenn ein Mann so einen schönen Verstand geheiratet hat, daß ihm der Verstand so oft ausgeht; wenn er aber ausgehen will, bleibt ihm der Verstand steh'n!

Die Frau des Mannes ist sein Verstand, die Geliebte ist seine Vernunft, denn was ist der Unterschied zwischen Vernunft und Verstand? Die Vernunft beschränkt sich auf das Seelenvermögen, der Verstand hält sich an das Gegebene; also in der Liebe ist dem Manne ihre Seele genug Vermögen; in der Ehe kommt der Verstand, der sieht auf das Mitgegebene!

Es ist ein Glück, daß die Thiere keinen Verstand und keine Sprache haben, sie können sagen: das Thier hat zwei Vorzüge vor dem Menschen: es denkt nicht, und es spricht nicht! Die Thiere haben keinen Verstand, darum haben sie kein Narrenhaus; sie haben keine Sprache, darum haben sie auch keinen Sprachenkampf. Die Thiere denken nicht, darum verdenken sie auch nicht jeden guten Gedanken; sie sprechen nicht, darum versprechen sie auch nicht, was sie nicht halten wollen! Sie gehen nicht aufrecht, aber sie gehen auch nicht auf Unrecht! Unter den Thieren gibt's keine Aerzte, sie sterben doch; unter den Thieren gibt's keine Advocaten, man zieht ihnen doch die Haut über die Ohren; unter den Thieren gibt's keinen Unterschied der Stände, der Königstieger darf doch mehr Flecke haben, als ein ordinäres Thier; unter den Thieren gibt's keine Humoristen, und sie kommen doch oft in die Sauce!

Es gibt unter den Menschen Wesen, welche alle Aufmerksamkeit des Anti-Thierquälerei-Vereines ver-

dienen! Ehemänner, Schriftsteller, Practikanten, Redacteure, Theater-Directoren u. s. w., was sind das nicht für geplagte Thiere?

Ein Ehemann ist ein geplagtes Thier, ein gutgeplagtes Thier, und ein geplagtes gutes Thier! Seine Frau, der Engel, plagt ihn, und plagt ihn der Engel nicht, so plagt ihn der Teufel! Auch bei der Ehe von Körper und Seele ist der Mann „Körper" ein geplagtes Thier; er schläft nicht eher ruhig, bis die liebe Frau „Seele" sich zur Ruhe begibt! und wenn der Mann Körper in die Erde kommt, ist die Frau Seele wie im Himmel. Mann und Weib sind ein Leib und eine Seele, darum fühlen sich die Eheleute so einsam, wenn sie beisammen sind! Die Frauen, m. f. H. u. H., waren von jeher der liebste Gegenstand der Satyre; der Witz hat ein Privilegium dazu, so wie der Schmetterling ein Privilegium hat, die Rose zu necken; allein man muß von einem Privilegium keinen Mißbrauch machen. Weil mancher Satyriker zuweilen ein harmloses Witzwort über das weibliche Geschlecht fallen gelassen hat, glauben viele falsche Propheten, ihre Ausdrücke von Nichtachtung und Entwürdigung des weiblichen Geschlechtes sollen für Witz gelten. Der Witz ist eine Rakete, die aufsteigt, einen Moment über dem Haupte des Gegenstandes aufleuchtet, aber die Rußdüte darf nicht verunglimpfend auf dieses Haupt zurückfallen. Ich finde mich veranlaßt, hier ein ernsthaftes, eindringliches

Wort zu sprechen über die unwürdige und entartete Weise, in welcher besonders unsere „Volksdichter“ das weibliche Geschlecht in ihren Producten hinstellen. Sie stellen das Laster und die schlechten Sitten dar; aber sie gebrauchen den Witz nicht, um Laster und Sittenlosigkeit zu geißeln, um s e als ein Verwerfliches darzustellen, sondern um sie als ein Berechtigtes, als eine natürliche Erscheinung des Lebens auszumalen.

Liebe und Ehe, diese zwei Cherubim, welche die heilige Lade des menschlichen Herzens überflügeln, werden von ihnen bloß mit dem Thierleib und mit dem Schuppenrücken gemalt, nicht mit dem göttlichen Antlitz, nicht mit dem Auge der Ewigkeit! Der Strahl ihres rohen Witzes verzehrt nicht nur das Opfer, sondern den Priester und den Tempel mit! Um ein kleines Insect an dem großen Lebensbaum von Lieb' und Ehe mit dem Schwefelkerzchen ihres Witzes zu tödten, fällen sie den ganzen Baum, zerstören die Blüten, zertreten die Früchte, und legen die frevelnde Axt an die Wurzel aller geselligen Moral und Glückseligkeit!

Fürwahr kann die Art nicht ernst genug zurückgewiesen werden, wie die meisten unserer „Volksdichter“ die Liebe als ein absolutes Product der Sinnlichkeit, die Ehe als ein Unglück, als ein Jammerinstitut an und für sich hinstellen; wie sie die edelsten Regungen des weiblichen Herzens zerfasern, wie sie mit dem Bartwisch trivialer Gesinnung den Schimmer-

staub von dem Fittig der Seele wischen, und eine Thauperle nach der andern aus der Blätterkrone des Herzens ziehen, sie zerdrücken und in das Schlammwasser der entadelten Sinnenwelt schleudern! Der Priester des rohen, niedern Spaßes weiß dem Witze nicht anders zu opfern, als wenn er das Opferthier schlachtet; der edlere, bessere Witz weissagt aus dem Flug der menschlichen Leidenschaften, aus den hochgehenden Wellen des Herzens, er neigt sich mit Blumen zu Boden, er erhebt sich mit dem Wipfel in die Luft, er fällt mit der Thräne zur Erde, er steigt mit der Freude zum Himmel, er durchschüttert den Baum, aber streift die Blüten nicht ab, und selbst wenn er die öden Steppen, die traurigen Wüsten des menschlichen Herzens betritt, so sieht er zum Himmel, und tröstet sich und die Menschen damit, daß nur die Erde Wüsten und Steppen hat, der Himmel aber lauter fruchtbares, ewigblühendes Land!

Es wird jetzt kein Thier so geplagt als der Pegasus, die Frauen sitzen auf diesem Pferde, wie auf jedem andern Pferde, auch nur — einseitig.

Bei der jetzigen geistreichen Zeit, wo ein wohldressirtes Pferd eher Mäcene findet, als alle Künste und Wissenschaften, da kann man mit jedem Pferde mehr Geld verdienen, als mit dem Pegasus, man kann also vom Pegasus auf keinen Fall sagen: „Es ist ein Capitalroß!"

Allein der Pegasus rächt sich, er wird von den

Menschen nicht so sehr geplagt, als er die Menschen wieder plagt! Das Musenpferd ist das allgemeinste Steckenpferd und zu der Hälfte des Menschengeschlechtes kann man in dieser Beziehung sagen: „Wärst nicht aufig'stiegen, wärst nicht obig'fallen!"

In dieser Beziehung ist der deutsche Pegasus der sicherste: er läßt gut aufsitzen und er — wirft nichts ab!

Durch den Pegasus werden die geplagten Thiere unter den Menschen sehr vermehrt! Redactionen und Directoren! Was für ein geplagtes Thier ist ein Theaterdirector! Auf dem rechten Flügel des Pegasus sitzt ein Lustspieldichter, auf dem linken Flügel sitzt ein Trauerspieldichter, auf der Croupe sitzt ein Dramendichter, und auf dem Schweif sitzt ein Familiengemäldedichter.

Unsere Theaterdichter sollten eigentlich bei der Artillerie, beim Stückwesen gegen den Feind angestellt werden, denn Alles läuft davon, wenn sie ihre Stücke aufführen!

Warum schreiben die Theaterdichter seit der Tantième schlechte Stücke? — Weil sie sich fürchten, wenn das Publicum Antheil nimmt, kommt auf ihren Antheil weniger! Früher, wo die Dichter keinen Theil der Einnahme hatten, bekamen sie bloß von den Recensenten ihren Theil! Mit den Recensenten geht das Publicum um, wie mit einem Werke in vielen Bänden, wenn ein Theil schlecht ist, so verdammen sie das ganze Werk!

Unsere dramatischen Dichter halten sich an die Zeit, an die Richtungen der Zeit, an die Zeitfragen, Zeitinteressen, Zeittendenzen! Das Publicum aber hält sich auch an die Zeit; wird ihm die Zeit zu kurz, so fragt es nichts nach der Zeit, wird ihm die Zeit lang, nimmt es eine andere Zeitrechnung, es richtet seinen Weg bei Zeiten nach Hause!

So ein armer Theaterdirector soll Bühnentalent wecken und ermuntern, und wenn er ihre Stücke gibt, muß er auch das Publicum wecken und ermuntern!

Ein jeder angehender Poet stellt dem Director tausend Mal die Vortrefflichkeit seines Stückes vor, und seine Stücke erleben, auch wenn sie nicht gegeben werden, viele Vorstellungen.

Was sind die armen Directoren durch junge Liebhaber, d. h. durch keine jungen Liebhaber gequält! Es herrscht jetzt großer Mangel an jugendlichen Liebhabern!

Vier Sachen gehen in Deutschland nach und nach ganz aus: Steinböcke, Tenorsänger, Liebhaber und Räuberhauptleute! Steine gibt's zwar für sich und Böcke für sich! die Steine zum Anstoßen und die Böcke zum Schießen; aber im Zusammenhang „Steinböcke“ werden sie selten. Sänger gibt's genug, Tenore auch, aber sie finden sich nicht beisammen; weil der echte Tenor die freie Bruststimme aufschließt, haben sie den Tenorschlüssel ganz abgedreht. Räuber gibt's auch und Hauptleute auch noch, aber die ro=

mantische Mischung: „Räuberhauptmann,“ ist ausgestorben; es ist kein Platz da für sie, es müssen ganz andere Hauptleute eingesperrt werden! Liebe ist auch da, und Haber auch: Rechthaber u. s. w., aber Liebhaber sind selten! Und welche Mühe geben sich die Theaterdirectoren, um diesen Mangel zu verdecken; sie spielen oft selbst den jugendlichen Liebhaber, aber es ist nicht ihr eigentliches Fach!

Und was, m. f. H. u. H., ist nicht das Publicum für ein geplagtes Thier? Die Leiden des Publicums werden eingetheilt in Vocal- und Instrumentalleiden? Zu den Vocalleiden gehören die humoristischen Vorlesungen; zu den Instrumentalleiden aber Alles, was nur auf einem Instrument spielt, dazu gehören auch die Processe, denn man hört alle Engel pfeifen und singen, wenn der Advocat mit seinem Instrument kömmt!

Das Publicum und König Pharao haben ein und dasselbe Schicksal, alle ihre Plagen kommen als Kunst- und Zauberstücke über sie!

Im menschlichen Herzen, m. f. H. u. H., ist all' sein Lebelang ein Concert aller Leidenschaften! Jeden Vormittag ist Probe und jeden Nachmittag Production. Das Zusammenstimmen dieser Leidenscheften ist das Schwierigste, und eine Leidenschaft nach der andern trägt ihr Solo vor, aber wie der Mensch älter wird, verläßt ein Concertist nach dem andern das Herzorchester, legt sein Instrument nieder.

der Ton verhallt, die Pulte werden abgeräumt, das Alter, der Orchesterdiener, löscht die Lichter aus, das Herz wird still, die Ohrenläden werden zugemacht, und das Concert ist zu Ende!

Welch' ein geplagtes Thier, m. f. H. u. H., ist nicht „ein Humorist?“ „Ein Vorleser?“

Die Humoristen sind heuer ungeheuer gerathen, wenn sie Kartoffeln wären, die Kartoffeln wären wohlfeil!

Es ist keine kleine Plage, ein Humorist zu sein ohne Witz, aber es ist noch eine größere Plage, ein Humorist zu sein mit Witz! Ein Humorist ohne Witz, wenn auch seine Hörer nicht lachen, so kann er doch lachen; aber ein Humorist mit Witz weiß nicht, was er thun soll; soll er auswendig lesen, so kann er den Witz nicht Schwarz auf Weiß haben, und soll er aus dem Papier lesen, so muß er das Blatt vor den Mund nehmen, und dadurch geht dem Hörer viel verloren! — Ich kann mir zwar schmeicheln, daß ich gar keine Hörer habe, denn ich habe bei meinen Akademien eine sonderbare Bemerkung gemacht: im gewöhnlichen Leben geniren sich die Menschen, schlechthörend zu sein, bei mir, wenn die Leute um Sperrsitze kommen, hören sie Alle schlecht und müssen deshalb auf der ersten Bank sitzen!

Neulich kam eine Frau und bat mich um einen Sitz auf der ersten Bank, denn sie höre außerordentlich schwer. Ich ging an die andere Ecke des Zimmers zu einer Chatouille, steckte den Kopf hinein und sprach

ganz leise: „Da hab' ich noch einen guten Sitz!" — „So?" rief sie, „den geben Sie mir!" Ich aber sagte: „Ich höre gut: Sie hören gut — gut, so hören Sie: ich habe keinen Sitz mehr!"

Es gibt Leute, m. f. H. u. H., die vom Witz verlangen, er soll zusammenhängend sein! Unsinn! Pech hängt zusammen, Flanell ist ein Ganzes, aber Quecksilber zerquirlt sich in kleine Theile! Witz muß verschwenden, Witz muß gießen, nicht tröpfeln, nicht zumessen. Witz muß eine Geliebte sein, die Einen mit Küssen erstickt, nicht eine Gattin, die Einem alle morgen ein Mal beim guten Morgen den Mund hinreicht! Unter allen heißen Getränken ist ein kalter Kuß und ein lauer Witz der fadeste Schluck!

Es ist besser, gar keinen Witz zu machen, als ihn wie die Postmeister anzustellen, alle zwei Meilen einen. Da ich also einsehe, daß ich besser fahren würde, den Witz aufzugeben, so bin ich so frei, zum Schluße dieser Vorlesung einen „Ausverkauf von Witzen" zu machen, in welchem ich meine letzten kleinen Witze und Gedankenflitter ausbiete. Daß Alles festgesetzter Preis ist, das versteht sich von selbst, da Sie, m. f. H. u. H., für Ihr Geld schon fest sitzen. Sie müssen nichts kaufen, anschauen kostet nichts.

1.

„Irren ist menschlich," — die Leute glauben daher, sie sind schon menschlich, wenn sie sich irren, da irren sie sich aber unmenschlich!

2.

Was ist der Unterschied zwischen einem Recensenten und einem Hahn? Der Hahn kräht und reißt das Maul auf, wenn er unter einem Berg voll schlechten Zeuges ein gutes Körnchen findet: der Recensent kräht und reißt das Maul auf, wenn er in einem Haufen Gediegenes ein schlechtes Körnchen findet.

3.

In der Ehe beweist der Mann Alles und behauptet nichts, die Frau beweist nichts und behauptet Alles.

4.

Was für ein Kartenspiel liebt eine Witwe, die schon drei Männer hatte? — Das Whistspiel, sie sucht einen vierten Mann!

5.

Im Leben und im Schachspiel ist ein schlechtes Spiel, wenn der Bauer ein Ritter wird.

6.

Der Kummer, den die Nacht verborgen,
Kömmt an den Tag doch wunderbar,
Man geht zu Bett mit schwarzen Sorgen,
Und man erwacht mit weißem Haar!

7.

Wer die Menschen verleumdet, der verdient, daß man ihm das Haus über dem Kopfe anzünde, des-

halb lassen sich die Menschen alle ihre Häuser assecuriren.

8.

Warum kommen gerade alle Concerte und Akademien im Winter? — Weil sich da die Menschen mit guter Art Baumwolle in die Ohren stopfen können.

9.

Warum ist ein Kuß das Süßeste im Leben?
Weil er gibt im Genuß und genießt im Geben.

10.

Inwieferne sind sich unsere jetzigen Jünglinge und ein Degen ähnlich? — Beide glänzen dadurch, daß sie stets ungezogen bleiben.

11.

Warum ist bei den Recensenten Geld der einleuchtendste Grund? — Weil der auf der Hand liegt.

12.

Warum trinken die Männer bloß außer dem Hause, und haben nie einen Rausch zu Hause? — Weil sie sich fürchten, ihre Frau doppelt zu sehen.

13.

Willst Du lachen, willst Du weinen,
Suche noch ein zweites Herz;

Will die Freude Dir erscheinen,
So verdoppeln zwei den Scherz;
Doch zu Thränen sich vereinen,
Das halbirt den bittern Schmerz;
Willst Du lachen, willst Du weinen
Suche noch ein zweites Herz!

14.

Warum sagt man, wenn Jemand stolpert: „Hier liegt ein Musikant begraben?" — Weil die Musikanten jetzt dadurch begraben sind, daß man keinen Schritt mehr gehen kann, ohne über einen Musikanten zu stolpern.

15.

Warum wird jetzt jede Celebrität, der ein Ruf vorangegangen, bloß mit Essen tractirt und gefeiert? — Um zu sehen, was an all' den Gerüchten ist!

16.

Ein Zauberer hat einen Changirstock, ein Capellmeister einen Tactirstock, für die Leute, welche die Festessen arrangiren, erfinde man noch einen Tractirstock!

17.

Liebe kömmt herangeflogen,
Treue kommt nur mit der Zeit,
Lieb' ist irdisch angezogen,
Treue trägt ein Sternenkleid,

Lieb' ist Vielen wohlgewogen
Treue athmet bloß zu zweit,
Liebe ist dem Streit gewogen
Treue lebt in Ewigkeit,
Liebe wird zur Welt gezogen,
Treue lebt für sich abseit,
Lieb' hat Treue oft gelogen
Treu hat Lieb' stets im Geleit,
Liebe wird dem Blick entzogen,
Treue wohnt in Offenheit.

18.

Warum lassen sich jetzt die unbedeutendsten Virtuosen und Dichter gleich lithographiren? — Damit das Ding doch ein Gesicht habe.

19.

Was denkt sich jetzt das Publicum? — Es denkt: „Wenn der nur schon vom Tische aufstehen möchte, damit wir uns zum Tische setzen könnten." Künftighin werde ich zeitlicher aufstehen.

Sechzig Jahre,

oder:

Unseres Herrgotts Polizeistunde im Wirthshause des Lebens.

Das Leben, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist ein Wirthshaus, und jeder Mensch ist ein anderes Gast- und Wirthshausschild, z. B. das Lamm, das Roß, das Kameel, der Ochs, der Zeisig, der Bock u. s. w. Sie, m. f. H. u. H., sind heute auch in einem humoristischen Wirthshäusel, und ich bin auch das Wirthshausschild: „Der wilde Mann."

Was heißt ein wilder Mann? Wer in der jetzigen Zeit ein Mann ist, der muß wild werden! Sie, m. f. H. u. H., sind heute die Gäste beim „wilden Mann," und wenn ich ihnen Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch vorsetze, so haben Sie Wild—pret.

Eine jede Frau ist ein Kreuzberg; wie Kreuzberg wilde Thiere zähmt, so zähmen die Frauen die „wilden Männer," aber nicht nur die schönen Frauen zähmen die wilden Männer, sondern auch die wilden Frauen; darum ist die Ehe eine „wilde Geschichte!"

Schon Adam war ein „wilder Mann,“ er lief ganz nackt im Wald herum, aber Eva hat ihn schön gezähmt, er hat ihr aus der Hand gegessen.

Jupiter war auch ein „wilder Mann,“ er hat in einer Höhle gelebt und ist bei Gaismilch erzogen worden, und wie hat ihn die liebe Juno gezähmt. Es hat gar keinen größern „Simandl“ gegeben als Jupiter. Wie er sich hat nur bei einer andern sehen lassen, hat sie Juno gleich verwandelt, in eine Fledermaus, in ein Wiesel u. s. w.

Von dem wilden Mann, von Jupiter, sollen alle wilden Männer lernen, wie man bei den Weibern Glück macht. Nicht nur der wilde Mann, der hier vor Ihnen sitzt, sondern der alte wilde Mann da oben war ein gescheidter Practicus. Alle andern Götter haben sich zum Courmachen verkleidet als Riesen, als Adler u. s. w., Jupiter aber, der hat's verstanden, bei den Frauen Glück zu machen; zu der Einen kam er als „goldener Regen,“ zu der andern kam er als „Ochs.“

Der starke Simson war auch ein „wilder Mann,“ er hat sich nicht gekämmt, nicht rasirt, wie ein deutscher Demokrat, und wie hat ihn sein gutes Weib, die Delila, gezähmt, gekampelt und geschoren; von ihr hat ja Parthenia gelernt, wie man den „Sohn der Wildniß“ barbirt und frisirt!

Holofernes war auch ein „wilder Mann“ und wie zahm hat ihn die Juden-Judith gemacht!

Dieser wilde Mann Holofernes wollte haben, daß Alles nach seinem Kopfe gehe, und die gute Judith ist wirklich nach seinem Kopf gegangen!

In der Geschichte der Juden, m. f. H. u. H., bildet die Episode von Judith nnd Holofernes einen — Haupt=Abschnitt.

Meine verehrten Freunde und Gönner haben mich heute so viel gelobt, Sie haben das freundliche Perspectiv der Anerkennung mit der Vergrößerungsseite an meine gute Seite und mit der Verkleinerungsseite an meine Fehler gelegt, und ich als Hauswirth darf nicht widersprechen. Ich glaube, diese Huldigung ist nur ein Vorspiel, sie fangen schon zu meinem sechzigsten Geburtstag an, mich — einzubalsamiren! Um aber Jemand einzubalsamiren, muß man alle Höhlen in ihm mit Weihrauch und Spezereien anfüllen, muß man ihm erst das Gehirn herausnehmen; ich aber habe Gottlob noch so viel Gehirn im Kopf, um diese schmeichelhaften, gesungenen und gesprochenen Huldigungen mit dem gerührtesten Dank für das hinzunehmen was sie sind, für herzlich wohlgemeinte Mährchen, mit welchen man das Alter in den letzten Schlummer hinein plaudert.

Sechzig Jahr, m. f. H. u. H., ist die Polizeistunde des Todes, da ruft der Gensd'arm des Todes mit der Sense in's Wirthshäusel herein: „Es ist bald Zeit zum z'Haus gehen!" Aber der liebe Gott, der gute Wirth, sagt freundlich: „Nun! ein Bischen

kannst du schon noch dableiben, aber nur hübsch ruhig, mach' keinen Lärm und unterhalt' Dich ganz solid bei deiner letzten Neige Wein!"

Aber wenn der Mensch sechzig Jahre alt wird, da fangen außer seinen Gönnern die andern Leut' auch an, ihn gern zu haben, sie denken sich: „Jetzt ist der Kerl sechzig Jahr alt, jetzt wird uns der Kerl nicht mehr lang sekiren! Vor dem brauchen wir unsere Weiber und Töchter nicht mehr einzusperren! —"

Ich sollte Ihnen eigentlich heute eine kurze gedrängte Biographie von mir geben, ich will es ganz drastisch in wenigen Worten thun: Mein Leben ist mein Schreibzeug, mein Schreibzeug ist mein Leben! Wenn mich die Lampe angegriffen, hab ich sie mit Papier besiegt. Wenn mir das Wasser an den Hals ging, hat mich die Tinte herausgezogen.

Wer mich scheel angesehen hat, dem habe ich Sand in die Augen gestreut, und was ich mit den Federn verdient habe, haben mich die Gänse gekostet.

Die Lebensgeschichte des Menschen, m. f. H. u. H., ist gewöhnlich nichts als seine Sterbensgeschichte. Jeder Sterbliche ist zum Tode verurtheilt, das schlechteste Leben aber hat der, der zur Unsterblichkeit verurtheilt ist! Der Mensch ist aus Thon und Erde gemacht, er ist eine Töpferarbeit, jeder Mensch ist ein Topf, aus Thon geschaffen, wird am Ende ein Scherben und wird wieder zur Erde geworfen.

Eigentlich ist nur der Mann ein Topf, die

Frau ist der „Hafendeckel.“ Jeder Topf geht so lange herum, bis er seinen Hafendeckel gefunden hat, und hat er seinen Hafendeckel gefunden, dann ist er erst recht zugedeckt!

Der Topf und sein Hafendeckel stehen am Herde nnd kochen sich ihr bischen Essen, da kommt der Hausfreund, das ist der Häferlgucker, und nimmt den besten Bissen fort.

Das Leben, m. f. H. u. H., ist nichts als ein Bienenstich, es wird am gründlichsten durch etwas kühle Erde geheilt.

Es gibt todte Völker, auf deren Grab kein Leichenstein steht, keine Cypresse klagt und keine Inschrift zu lesen ist, es gibt todte Herzen, auf welchen ebenfalls kein Liebeskreuz, keine Thränenurne, kein klagendes Wort steht, aber das Herz dessen, der geliebt hat, ein Weib, ein Kind, einen Freund, die Menschheit, das Gute, das Schöne, auf einem solchen Herzen, wenn es auch ein Grab geworden ist, steht doch eine Trauerweide und Vergißmeinnicht und eine Aeolsharfe, und freundliche Herzen besuchen es am Allerseelentage der Erinnerung, und ein solches Herz lebt fort als Klagelied im Munde derer, die es kannten und liebten!

Jedoch, m. f. H. u. H., ich werde zu ernst; das werden sie dieser Stunde wohl verzeihen, die Wehmuth findet noch immer mehr Anklang als der Scherz!

Wer da will rühren Menschenherzen,
Stimme an den Ton der Schmerzen,
Aber nicht den Ton der Lust,
Denn viele gibt's, die niemals fröhlich waren
Aber keinen gibt's, der noch niemals hat erfahren
Leid und Weh in seiner Brust!"

Und doch ist das Leben schön und der Lebende hat Recht und der schönen Stunden gibt's viele auf Erden!

Freilich, wer nur Engel sucht auf Erden, der wird nur Teufel finden, wer aber nur Menschen sucht, der wird auch zuweilen einen Engel finden.

Die Menschheit ist erhaben und der Mensch ist gut und der böseste Mensch hat Augenblicke, in welchen er das Wohl der leidenden Menschheit will, zum Beweis schließe ich und lese Ihnen nichts mehr vor!

Behutsame Gedanken über Fallen, Stürzen, Straucheln, Purzeln und Stolpern,

oder:

Warum stolpert der Mensch immer nur über kleine Steine und nie über einen Blocksberg und Kahlenberg?

Es ist ein großer Vorzug, den der Mensch vor dem Thiere hat, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, daß er nur mit zwei Füßen stolpern kann; wenn der Mensch vier Füße hätte, würde er stets mit einem vorwärts gehen, mit zwei zurück und mit dem vierten würde er nichts als stolpern.

Der Mensch, m. f. H. u. H., hat nur zwei Füße und diese zwei Füße verwendet er meist folgendermaßen: Mit dem einen macht er vor dem Höhergestellten einen Kratzfuß und mit dem Andern giebt er Niedergestellten einen Fußtritt.

Als der Mensch geschaffen wurde, ist er sogleich gefallen, und zwar in einen tiefen Schlaf; da hat die Schöpfung gesehen, daß er nur ein halbes Wesen ist, es fehlten ihm zwei Füße, und sie gab ihm eine Frau, damit er auch als vierfüßiges Wesen dastehe; darum

Ehestand das ist der „Nähr- und Wehr-Stand" und der Witwenstand das ist der „Ruhe-Stand!"

Im ledigen Stande ist man ein ganzer Mann, in der Ehe wird man halbirt; Mann und Weib sind zwei Halbe, zwei Ehehälften; das sind zwei Halbe, die zusammen kein Maß halten, aber die Frau ist die größere Hälfte; diese Halbe enthält viel mehr „Pfiffe."

So ist's auch mit dem Ehepaar Zeit und Geist, unser Zeitgeist besteht nur aus einer halben Zeit und einem halben Geist.

Die Kinder unseres Zeitgeistes sind ungezogene Rangen, sie schreien beständig Tag und Nacht, die Zeit wiegt sie stets mit mütterlicher Affenliebe, aber der Geist, der wahre Geist, der macht es mit diesen Kindern, wie jener Mann in der bekannten Anecdote: Ein Ehemann nämlich hatte einen wilden, kleinen Jungen, welcher die ganze Nacht gewaltig schrie, und die Mutter wiegte ihn beständig; endlich sagte sie zum Manne, der nicht wiegen wollte: „Mann, das Kind gehört halb mir, halb Dir, so kannst Du es auch wiegen," — der Mann aber antwortete: „Weißt Du was, wieg' Du Deine Hälfte, ich laß' meine Hälfte schreien." So macht es der gescheidte Geist auch mit den ungerathenen Kindern des Zeitgeistes, er läßt seine Hälfte schreien, und nicht nur die Hälfte des Kindes läßt er schreien, sondern auch seine eigene

Hälfte: die Zeit, läßt er schreien und denkt sich: sie wird schon müde werden!

Je stärker die Frau schreit, desto lieber sollte das dem Manne sein, denn nie sind die Frauen liebenswürdiger als in der Viertelstunde, nachdem sie sich ausgeschrien haben! Indem die Lunge Raststunde hat, fängt das Herz an zu arbeiten; bevor das Donnerwetter losgebrochen, weiß der Mann gar nicht, wie er sich der Frau nähern soll, mit dem Regenschirme, mit dem Staubmantel oder mit dem Blitzableiter; aber wenn die Frau ausgedonnert hat, da ist die Landschaft der Ehe frisch erquickt.

So ist's auch mit dem Zeitgeist, der ruhige und besonnene Geist läßt die Zeit ausdonnern.

Die Zeit hat den Geist zum Ehegemahl, aber sie hat einen noch andern Geist zum Hausfreund, den Geist der Verwirrung, und der Hausfreund hat gewöhnlich mehr Einfluß auf die Frau als der Gemahl.

In Hinsicht der Zeit ist der Mensch immer wie ein Witwer, der wieder geheiratet hat; er hat immer drei Weiber, die Gestorbene liegt ihm in der Erinnerung, die Zukünftige liegt ihm in den Gedanken, und die Gegenwärtige liegt ihm im Magen.

Wenn der Mensch von der vergangenen Zeit spricht, so heißt's immer: „Meine Selige!"

Wie unselig würde sich mancher befinden, wenn seine Selige wiederkäme!

Der Geist und die Zeit ist ein Ehepar, Mann und Weib: Mann und Weib ist ein Leib und eine Seele. Wer ist bei unserem Zeitgeist der Leib und wer die Seele? Ist unser Geist der Leib? Beileibe nicht! Ist unsere Zeit die Seele? Dann ist sie eine verlorene Seele, weil sie sich dem bösen Geist verschrieben hat.

Die Seele ist unsterblich, aber unsere Zeit nicht, sie hat nichts Unsterbliches an sich!

Der Gedanke an die Unsterblichkeit der Seele, m. f. H. u. H., ist ein erhabener, ein heiligender Gedanke, aber es gibt Menschen, bei welchen der lauterste Gedanke schädlich wirkt. Viele Menschen denken: die Seele ist unsterblich; von ihrem Körper aber wissen sie, er ist sterblich, darum wie schonen sie ihn, wie behutsam gehen sie mit ihm um, wie bewahren sie ihn vor allem Schädlichen; aber von der Seele denken sie, die ist unsterblich, was kann der geschehen, die kann Alles essen!

Bei Mann und Weib ist's eben so: er ist der Leib, sie ist die Seele, und die Männer, wenn sie etwas behaupten, was eigentlich nicht so recht wahr ist, schwören nie: „Bei meinem Leib!" sondern sie schwören immer: „Bei meiner Seele!"

Mann und Weib ist ein Leib und eine Seele. Die Frau, die Seele, fühlt sich nicht eher frei, bis sie vom Leibe los ist, und der Leib: der Mann, fühlt sich nicht eher ganz ruhig, bis ihm die Seele ausge-

gangen ist. Alle verheirateten Männer hoffen auf die Seelenwanderung.

In unseren Frauencirkeln da kommen die Seelen der Gerechten und die Seelen der Verdammten zusammen, und da reden die Seelen von nichts, als von ihren abwesenden Leibern.

Es ist sonderbar, die Männer müssen alle ein schlechtes Gewissen haben, sie möchten immer lieber die Seele des Andern haben.

Im gewöhnlichen Leben, m. f. H. u. H., wird Geist und Seele als gleichbedeutend gebraucht, es ist aber ein großer Unterschied; es gibt große Geister, die kleine Seelen sind, und bei den sogenannten starken Geistern ist die Seele das Schwächste!

Ein Ort kann 80.000 Seelen und nur dritthalb Geister zählen. Es gibt einen Pomeranzengeist, aber keine Pomeranzenseele. Man kann Einem etwas auf die Seele binden, aber nicht auf den Geist; nur unsere Zeit läßt sich Alles auf den Geist binden, und je mehr man ihr auf den Geist bindet, desto ungebundener ist sie!

Bei dem Ehestand unseres Zeitgeistes ist die arme Frau zu bedauern, alles Unheil wird ihr in die Schuhe geschoben, aber es ist nicht wahr, die Zeit ist immer gut, denn die Zeit ist ein Theil der Ewigkeit, aber der Geist ist es, der die Zeit verdirbt!

Glauben Sie mir, m. f. H. u. H., jede Frau wird das, was ihr Mann aus ihr macht; jede Frau

ist das Glaubensbekenntniß ihres Mannes. Frauenseelen sind wie Rosenholz, wenn man sie formt und schnitzt, duften sie Wohlgeruch aus, aber wenn man sie vernachlässigt, werfen sie sich krumm.

Als weichen, formsamen Teig empfängt der Mann das Herz des Weibes, er kann aus ihm einen Engel und einen Satan kneten.

Wie viele Weiber bringen dem Manne einen Demant im Auge und einen in der Seele, eine Blume auf den Wangen und eine im Herzen, einen Himmel im Blick und einen im Gemüthe, sie kömmt zu ihm als Bürgschaft der Zukunft, sie bringt ihm die Offenbarung eines lauten Daseins, die Vermittlung zwischen Sehnsucht und Erfüllung, das süße Ineinanderspiel von Stoff und Geist, sie bringt ihm die Geliebte seiner Gegenwart, die Gegenliebe seiner Zukunft, die Tröstung seiner Leiden, die Pflegerin seines Krankenbettes, die Mutter seiner Kinder, die Seele seines Hauses, das Alles in eine zarte, liebliche Gestalt gebunden, bringen die Frauen dem Mann, und er, was bringt er, wie vergilt er? Er gibt ihr Dornen statt Blumen, gemaltes Feuer statt Flammen, Wallungen statt Gefühle, Launen statt Liebkosungen, den Argwohn zum Thorsteher, die Eifersucht zur Zofe, das Mißtrauen zur Gesellschafterin, nicht selten die Untreue zur Hausbewohnerin und nur den Tod — zum Erlöser.

Und so wie die Frau das wird, was der Mann

aus ihr macht, so wird die Zeit das, was der Geist aus ihr macht.

Die Sprache selbst, m. f. H. u. H., hat den Unterschied zwischen dem weiblichen und männlichen Geschlecht angezeigt. Man sagt von weiblichen Wesen „Frauenzimmer," aber man nennt die männlichen Wesen nicht „Männerzimmer," das ist charakteristisch; denn die Frauenherzen sind wie die Zimmer, sie haben gewöhnlich eine Thüre und viele Fenster, es schaut mehr heraus als hinein gehen kann. Ein solches Frauenherz ist, wie gesagt, wie ein Zimmer.

Bei den ledigen Mädchen hängt in den Augen der Zettel heraus: hier ist ein Zimmer zu vermiethen, aber nur für Herren. Die Herzen der verheirateten Frauen sind auch wie ein Zimmer: die große Thüre ist für den Ehemann, aber das Herz hat gewöhnlich noch einen separirten Eingang; so ein separirter Eingang ist dazu da, um sich zusammen zu separiren. Der Ehemann geht als Lastenzug ab und der Hausfreund kommt als Separattrain an.

In Palästen, in Hütten und in Herzen, m. f. H. u. H., sind die Hauptthüren und die Haupttreppen die Ceremonien- und Paradethüren und Treppen, und nur die Hintertreppen und Separateingänge sind für die Liebes- und Gnadenwege.

Ja, m. f. H. u. H., die Ehefrau ist wie ein Zimmer, der Mann ist der „Zimmerputzer," wenn sie Gäste und Besuch erwartet, muß er sie putzen.

Die jungen Herren, die nicht heiraten wollen, betrachten die Frau aber auch als Zimmer, sie nehmen sich kein beständiges Quartier, sie nehmen sich nur ein „Monatszimmer."

Ebenso bezeichnend wie der Ausdruck Frauenzimmer für weibliche Wesen ist der Ausdruck „Junggeselle" für männliche Wesen; so lange sie jung sind in dem Metier der Liebe, sind sie „Gesellen," sie wandern von Einer zur Andern, manche bleiben alle Lebtage Lehrbub.

Die ledigen Männer, m. f. H. u. H., müssen aber auch wie die Gesellen wandern, denn für den Fall, daß sie heiraten sollen, müssen sie ja „fechten" lernen.

Man weiß wirklich nicht, m. f. H. u. H., welche von unseren jungen Leuten jetzt einen traurigeren Anblick gewähren, die alten Junggesellen oder die jungen Altgesellen.

Es ist ein großer Unterschied zwischen Liebe und Ehe.

Zwei Herzen, die über den Strom der Zeit durch Liebe sich angehören, sind verbunden durch die fliegende Brücke der Seufzer und der Sehnsucht, zwei ehelichverbundene Herzen sind durch eine Kettenbrücke verbunden, durch die zwei unerschütterlichen Pfeiler der Treue und Pflicht. Nur ist es leider nicht immer zu vermeiden, daß beide gegenseitige Herzen auch von Passagieren auf Dampfböten und Schiffchen betreten

werden, um den Umweg zu vermeiden Das ist auch im Geiste unseres Zeitgeistes.

Jeder Geist prophezeiht jetzt der Zeit andere Kinder!

Wenn der echte, geläuterte, besonnene, langsam seine Früchte reifende Zeitgeist alle die Kinder sieht, welche man für die seinigen ausgibt, er würde sie gar nicht erkennen, es würde ihm so ergehen, wie es einem gewissen M. G. Saphir mit seinen Witzen geht. Wenn ich einmal, d h sehr selten, einen guten Witz mache, und man mir meinen Witz von mir wiederzählt, so erkenne ich ihn niemals, es würde mir gar nicht einfallen, daß ich je so einen Witz gemacht habe! Ich schicke meinen Witz hinaus, wie es sich für einen soliden, zärtlichen Vater schickt, ich statte ihn aus, so gut mein bescheidenes Vermögen es erlaubt, und sage zu ihm: „Geh' hinaus, mein Sohn, und bist Du auch keine Beauté, das macht nichts, wenn ein Witz nur seine graden Glieder hat, segne Dich Gott und mach' Deinem alten Vater keine Unehre!"

Aber, m. f. H. u. H., in welchem Zustand bringt man oft mein Kind wieder zu mir zurück! Abgerissen, zerlumpt, mit gebrochenen Gliedern, halb verhungert!

Wenn ich endlich meinen Witz erkenne, dann fall' ich ihm weinend um den Hals: „Mein Sohn! Mein Sohn! Wer hat Dich so zugerichtet!?"

Ich hab' einmal in Berlin einen guten Witz gemacht. — Sie glauben's gar nicht? — Ich kann's Ihnen beweisen, denn der Witz war so brillant, daß er den Saphir dreimalvierundzwanzig Stunden in's Dunkle gesetzt hat!

Also ich war einmal in Berlin witzig, und zwar in Gegenwart eines Banquiers. Der Banquier sagte: „Saphir, verkaufen Sie mir den Witz, ich gebe Ihnen zwei Friedrichsd'or, aber er gehört ganz mir.“ Zwei Friedrichsd'or für einen Witz! Ein Tauschgeschäft, Geld auf Witz! — Wir haben Beide ein schlechtes Geschäft gemacht; wenn er den Witz erzählt hat, so sagten die Leute: „Wie kommt der zu so einem guten, baren Witz?“ Und wenn ich die zwei Friedrichsd'or zeigte, so sagten die Leute auch: „Wie kommt der zu zwei bare Friedrichsd'or?“

Aber ich hab' die zwei Friedrichsd'or gleich und auf ein Mal ausgegeben, der Herr Banquier aber gab den Witz alle Tag aus.

Einmal waren wir zusammen gebeten und beim Champagner fängt der liebe Banquier an meinen Witz zu erzählen! Aber wie?!

Wenn Sie, m. f. H. u. H., das Gesicht dieses Witzes und mein Gesicht gesehen hätten, das waren zwei rare Gesichter!

Eine Zeitlang hielt ich's aus. Der Witz, den er von mir als kurze Waare gekauft hat, bekam bei ihm eine Länge wie ein Bandwurm, Stück nach

Stück kam, nur kein Kopf. Endlich wurde es mir zu arg, — der Witz, den ich unterm Herzen getragen habe! Ich war kein gewöhnlicher Mensch mehr, ich war nichts als Mutter! Ich holte die zwei Friedrichsd'or aus der Tasche, — glauben Sie auch das nicht? — ich holte die zwei Friedrichsd'or aus der Tasche, sprang auf und über den Banquier los: „Da, ungethümlicher Banquier, banquierliches Ungethüm! da nimm Deine zwei Friedrichsd'or und gib mir mein Fleisch und mein Blut! Du zweifriedrichsd'origer Kindermörder!"

Und so, m. f. H. u. H., geht's dem klaren Zeitgeiste mit seinen verhunzten Kindern!

Doch noch schlimmer als die Zeit jetzt ist, sind die Erzieher der Zeit, die großen Redner von Geist und Zeit, die Wahrsager, die Volkspropheten, die man für begeistert hält, weil sie betrunken sind, diese wollen die Kinder der Zeit erziehen und verwildern sie.

Eine jede Zeit hat und hatte Wunden, aber die Probe der Zeit sind ihre Wunden; wie Jemand sich benimmt, wenn eine Wunde ihn trifft, ist der Probstein seines Charakters; der edle Hirsch, wenn er verwundet wird, springt in die Höhe, der verwundete Büffel wälzt sich im Schlamme.

Die Zeit soll ein Hirsch sein, wenn sie Wunden hat, soll sie sich erheben; sich selbst empor tragen zum Himmel, zur Klarheit, zum Geiste der Liebe, des Friedens, des Glaubens und der Hoffnung.

Das ist eine armselige Zeit, die weinend auf ihre Wunden weis't. Der Bettler zeigt seine Wunden, der Held hingegen zeigt blos seine Narben.

Der Geist hat sich mit der Zeit vermählt, diese Ehe ist in der Ordnung, wenn der Geist mit der Zeit sich an der Rechten trauen ließ; wenn Geist und Zeit sich an der Linken vermählen, das zeigt nur von einer Mesalliance.

Geheiratet ist leicht, aber geschieden ist schwer! Die Heiraten werden im Himmel geschlossen!

Die Frauen gehen in der Ehe mit ihrem Herzen um, wie mit einem großen Braten, mit einem Indian, zuerst setzen sie dem Mann das Herz ganz auf den Tisch, zum Anschauen, dann nehmen sie's wieder weg und tranchiren es für verschiedene Gäste, aber der Mann kriegt auch sein Theil.

Wer heiratet, bereut es, und wer nicht heiratet, bereut es auch, aber gottgefälliger ist die Ehe, denn der Himmel will nicht nur Reue, sondern Buße.

Wer nicht heiratet, bereut es allein, einsam; wer heiratet, bereut in Compagnie, er bereut, sie bereut; da ist Abwechslung, sie können sich erholen; heute bereut er und sie genießt Schadenfreude, morgen bereut sie und er genießt Schadenfreude.

In der Liebe verliert man den Verstand, in der Ehe sieht man erst, was man verloren hat.

Ein sonderbarer Ausdruck, den Verstand aus

Liebe verlieren, wer etwas verliert, der hat nur nicht recht Obacht darauf gegeben.

Ich muß gestehen, ich hab in meinem langen Leben noch keinen Menschen gekannt, der den Verstand aus Liebe verloren hat; aber ich habe viele Menschen gekannt, die aus Verstand die Liebe verloren haben.

Weßhalb sagt man denn, der ist verliebt bis über die Ohren? Weil über den Ohren der Verstand anfängt, und da hört die Liebe auf.

Man hat eine Heirat aus Liebe und eine Heirat aus Vernunft, diese zwei Heiraten verhalten sich wörtlich folgendermaßen: Von der Heirat aus Liebe heißt es: „Heirat! und aus mit der Liebe," und bei der Heirat aus Vernunft heißt es: „Heirat! und aus mit der Vernunft."

In der Liebe, m. f. H. u. H., verlieren die beiden Liebenden den Kopf, und da die Liebe blind ist, so können sie den Kopf nicht wieder finden.

In der Ehe aber gehen selbst den Blinden die Augen auf.

Wie die Liebenden heiraten, finden sie ihre Köpfe wieder, aber in dem ersten Schrecken verwechseln sie dieselben.

Sie setzt seinen Kopf auf, und er setzt ihren Kopf auf.

Und wenn in der Ehe dem Manne der Kopf weh thut, so muß er zu der Frau eigentlich sagen: „Mein Kind, Dein Kopf thut mir weh!" — So

muß der Geist jetzt zu der Zeit auch sagen: Dein Kopf thut mir weh!

Wir Zeitschriftenm·cher sind die Nachtwächter der Zeit, und ich habe schon oft über die sonderbare Institution der Nachtwächter gedacht und gesprochen. Ich begreife uns journalistische Nachtwächter der Zeit so wenig wie die wirklichen Nachtwächter, mit welchen wir volle Aehnlichkeit haben.

Der Nachtwächter ruft: „Alle meine Herren und laßt Euch sagen!" Wie albern, wenn Alle unsere Herren sind, werden sich unsere Herren von uns etwas sagen lassen? — „Der Hammer hat Zehne g'schlagen!" Wem erzählen die albernen Nachtwächter das? Wenn die Herren wach sind, so haben die Herren schon ihre Uhren, und wissen das ohnehin; und wenn die Herren schlafen, können wir tausend Mal sagen, wieviel es geschlagen hat, sie verschlafen's doch. — „Gebt Obacht auf Feuer und auf Licht!" sonderbar, die Leute haben schon alles Feuer und Licht ausgethan, die Nachtwächter bloß gehen in Wind und Sturm mit der angezündeten Laterne herum, und sie rufen den Andern zu: „Gebt Acht auf's Licht!"

„Damit kein Schaden g'schieht!" Da sagen die Herren: „Wir haben Häuser, Schlösser, Paläste, Fabriken, und Du Nachtwächter hast nicht Haus nnd Hof, was hast Du uns zu sagen, wir sollen auf's Feuer Obacht geben?"

Zum Schlusse schreit der Nachtwächter noch ein=

mal: „Hat's zehne g'schlagen!" Das ist eigentlich eine Frage an sich selbst, nachdem er der ganzen Welt verkündigt hat: „Der Hammer hat Zehne g'schlagen," fragt er sich selbst: Ist's aber auch wahr:? „Hat's Zehne g'schlagen?"

Wir Nachtwächter rufen auch nur immer: „Der Hammer hat g'schlagen, hat Zehne, hat Elfe g'schlagen;" nie rufen wir: „Der Hammer wird Zehne schlagen, wird Elfe schlagen;" was geschlagen worden ist, wissen wir ohnehin. Es wäre interessanter, zu wissen, was noch geschlagen werden wird!

In Norddeutschland rufen sie: „Die Glocke hat geschlagen;" im Süden rufen sie: „Der Hammer hat geschlagen," das bleibt sich Alles gleich, ob die Glocke schlägt oder der Hammer schlägt, geschlagen bleibt geschlagen.

Unserer Zeit aber und unserem Geist hat weder der Hammer geschlagen noch die Glocke, sie haben sich selbst geschlagen, und das Schicksal hat sie geschlagen mit Blindheit.

Unsere Zeit, m. f. H. u. H., ist vom Himmel mit Recht für ihre Frevel zur herbsten Strafe verurtheilt, und wen der Himmel verurtheilt, dem bindet er selbst die Augen zu.

In unserm Zeitgeist hat sich neben Zeit und Geist noch eine dritte Macht als allmächtige herausgestellt: das Geld!

Das Geld ist der große Weltgeist in Taschenformat.

Es ist ein Unglück, wenn man die Gegenwart des Geistes verliert, aber es ist noch ein größeres Unglück, wenn man die Gegenwart des Geldes verliert.

Die Zeit hat zwei Hilfszeitwörter: „Sein und Haben" — der Geist hat auch zwei Hilfszeitwörter: „Nichtsein" und „Nichtshaben."

Man sagt: „Der und der hätte Geld haben können und hat keins." Dummheit! Geld haben oder nicht, hängt vom Himmel ab. Wenn der Mensch geboren wird, so ruft ein Engel vom Himmel sein Erdenlos aus: Wenn der Engel ruft: „Der jetztgeborne Mensch soll ein dummer Kerl werden," der wird ein dummer Kerl, ohne daß er sich Mühe zu geben braucht, er heiratet drei, vier Mal hintereinander und kömmt in's Himmelreich, ohne den Weg zu wissen.

Wenn der Engel ruft: „Der Mensch, der jetzt geboren wird, soll ein gescheidter Kerl werden!" dann darf dieser Mensch alle Bücher lesen, er darf noch so viel studiren, er kann ein Professor des Clarinetto werden, ja er darf ein Millionär werden, das nützt ihm alles nichts, er wird doch ein gescheidter Kerl! Wenn der Engel aber ruft: „Der Mensch, der jetzt geboren wird, soll ein armer Teufel bleiben!" der bleibt ein armer Teufel! Und wenn man ihm erlaubte,

fünf Gulden C. M. in Wien zu beziehen von jedem schlechten Schauspieler, der unverdient gelobt, und von jedem guten Zahn, der unverdient gerissen wird; und zehn Gulden von jeder schönen Wienerin, die in ihren Liebesbriefen mehr Philosophie als Ortographie entwickelt, und fünfzehn Gulden C. M. von jedem schönen Wiener, welcher dem Schneider mehr schuldig ist, als der Natur, er bleibt doch ein armer Teufel.

Es geht mit dem Gelde im Leben wie mit den Ohrfeigen, Mancher, der keine verdient, kömmt alle Augenblick zu einer, er weiß gar nicht wie, und Einer, der recht viel verdiente, dem werden sie leider vorenthalten!

Man sagt: Der Mensch lebt siebzig Jahre; das ist nicht so! Der Mensch ist siebzig Jahre lang der Kutscher seines Lebens! In der ersten Hälfte des Lebens, so lange es noch in die Höhe geht, bergauf, da geht der Menschenkutscher neben seinem Leben zu Fuß her, und treibt Alle den Wagen führenden Leidenschaften an, und nimmt noch ein paar Leidenschaften als Vorspann an, und schiebt nach und schreit: „Hio! hott! vorwärts!“ u. s. w. Wenn der Kutscher mit seinem Leben oben ist, dann geht's thalwärts, bergab, da geht der Mensch wieder als Kutscher neben seinem Leben her und hält die Zügel an und zurück, damit es langsamer gehe, und legt Hemmschuhe an's Leben, nur damit es nicht zu rasch hinabrolle, und schreit wieder nur: „Ho! hoho! halt!“ Aber der Tod geht

hinter dem Lebenswagen her, und wo ein Stück wegfliegt und ein Rad abläuft, das sammelt der Tod und kömmt endlich an der letzten Station zugleich mit dem Kutscher und dem Leben an.

Der Mensch geht rastlos durch's Leben, er hat kein Dach; wie er auf einer Station ankömmt, bläst schon der Postillon für die andere Station; von Kindheit zur Jugend, von Jugend zum Alter, zum Tod, vom Leben zur Hoffnung, von Verzweiflung zur Hoffnung u. s. w.

Die Hoffnung ist die Kindsfrau des Schicksals, und ist vom Schicksal angestellt, den Menschenkindern alle bittere Medizin einzuflößen, mit der Versicherung, sie ist nicht bitter!

Die Hoffnung ist wie ein Schuster; sind uns die Stiefel, die das Schicksal für unsern Lebensweg gemacht hat, zu eng, so sagt die Hoffnung: „Mit der Zeit werden sie sich schon austreten!“ Sind uns die Schicksalsstiefel aber zu weit, so sagt die gute Hoffnung wieder: „Wenn sie in's Feuchte kommen, ziehen sie sich schon zusammen!“

Wer sich in der Zeit des Unglücks zum Geiste der Hoffnung flüchtet, ist doppelt unglücklich!

Alle Blumen zieht die Sonne auf, aber ihr folgen thut nur eine: die Sonnenblume; unter den Blumen: Glaube, Liebe und Hoffnung ist nur der Glaube die Sonnenblume, die ihr ewig folgt.

In einer Zeit, die wie die unſ'rige vom bösen

Feind belagert wird, in welcher die Brandraketen von außen in den sichern Schooß der Ruhe geworfen werden, da gibt's vor diesen fliegenden Bomben einen sichern, bombenfesten Ort: den Glauben.

In einer solchen Zeit der Gefahr trennen sich die lautern Geister von den unlautern; die lautern retten sich vor den Bomben in die Kirche, in den Schooß der Wahrheit und der Zuversicht; die frivolen Geister aber retten sich in einen andern bombenfesten Ort: in den Keller, in die Tiefe, in die Nacht der Versunkenheit!

An den Kirchen hängen die Glocken diese Zungen der Zeit, diese Zeiger und Weiser der Zeit! Aber auch bei diesen Zungen der Zeit kommt's auf den Geist an, der sie ertönen macht. Wenn die Glocken durch Erschütterungen, durch Erdbeben ertönen, dann zeigen sie nicht die Zeit an, sondern den Brand in den Tiefen; nur wenn der Geist des Friedens, der Ruhe, des Sieges, des Dankgebetes sie zu einem Tedeum anstimmen, dann sind sie die Schwalben der Zeit, die den wiederkehrenden Völkerfrühling anzeigen in Zeit und Geist.

Gewisse Geister wollen der Zeit ein Licht aufstecken und erregen zu diesem Behufe einen Sturm, aber der Sturm kann das Licht nur ganz auslöschen, das wahre Licht erlischt ganz im Sturme, nur die Irrlichter und Verführlichter freuen sich und tanzen im Sturme.

Der Geist hat selten Worte, die Zeit hat viel Worte, Zeitwörter; aber die deutsche Sprache ist wie die deutsche Zeit: die edelsten Worte behandelt sie unregelmäßig: das Zeitwort „denken" ist beim Deutschen ganz unregelmäßig und besonders in der „jüngstvergangenen Zeit!" Größtentheils ist das Denken ein unthätiges Zeitwort, „lesen" hingegen ist ein thätiges Zeitwort, aber durch mein thätiges Zeitwort „lesen" ist Ihr „Hören," m. f. H. u. H., ein leidendes Zeitwort geworden. Von diesem unthätigen und leidenden Zeitworte „lesen" und „hören" sollen sie jedoch sogleich zu einem höchstersehnten, angenehmen thätigen Zeitwort übergehen, zum „Essen," und da ich an der Geduld, mit welcher Sie mich anhörten, mit Freuden ersah, daß Sie einen guten Magen haben, so glaube ich den Geist des Zeitgeistes auszusprechen, wenn ich Ihnen einen guten Appetit wünsche

Vermählungs- und Trennungs-Geschichte der Frau „Zeit“ und des Herrn „Geistes“,

oder:

Muß man jetzt sagen: „Der Geist hat die Zeit aufgegeben“, oder: „Die Zeit hat den Geist aufgegeben.“

Der erste Mensch, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, Adam, ist verheiratet auf die Welt gekommen, er brachte seine Frau: die Rippe, mit auf die Welt; während er schlief, wurde ihm sein Weib von der Seite genommen und als er erwachte, war sie wieder bei ihm, das passirt schon manchmal so.

Seitdem weint jeder Mensch, wie er auf die Welt kommt, weil er glaubt, sein Weib ist mit ihm gekommen; wenn er aber sieht, daß das nicht der Fall ist, überläßt er sich einem erquickenden, ruhigen Schlaf.

Es gibt im Rangunterschiede des menschlichen Lebens nur drei Stände, m. f. H. u. H., der „ledige Stand,“ der „Ehestand“ und der „Witwerstand.“ Der ledige Stand das ist der „Herren-Stand,“ der

ist Mann und Weib ein Leib, eine Seele und vier Füße.

Das Glück der Ehe besteht also darin, daß man die zwei Füße findet, die Einem noch fehlen, daß, wenn einem Manne die Vorderfüße fehlen, er nicht eine Frau bekommt, der dieselben Füße fehlen, sonst setzen sie sich in der Ehe Beide auf die Hinterfüße und sind unglücklich.

Und weil man also beim Werben immer die zwei fehlenden Füße sucht, sagt man auch, er geht auf Freiers Füßen, und darum fällt man der Braut zu Füßen!

Das Unglück ist aber oft: Der Freier sucht den Münzfuß und der Mann findet den Kriegsfuß! Wir wissen also genau, m. f. H. u. H., wie groß das Glück der Ehe ist, es ist nämlich vier Fuß, zwei Schuh und einen Pantoffel groß!

Einige Zeit nach der Vermählung fängt das Unglück an; alle vier Füße fangen an, auswärts zu gehen; aber jedes Paar auf einer andern Seite und da fangen die vier Füße zum ersten Male an zu stolpern.

Wie ist die Stufenfolge von Thier, Mensch und Engel? Das Thier hat vier Füße, der Mensch hat zwei Füße, der Engel hat sogar keine Füße, sondern Flügel.

M. f. H. u. H., es ist gar kein Verdienst, ein Engel zu sein und nicht zu stolpern, wenn man Flügel

hat und keine Füße! Man stolpert bloß mit den Füßen, man wird bloß gefangen in Fußangeln und die Prügel werden Einem nur zwischen die Füße, nie zwischen die Flügel geworfen!

So ein Engel macht sich ein Verdienst daraus, daß er nicht stolpert. Lächerlich! über was soll er stolpern? Er hat keinen Hunger, er hat keinen Durst, er braucht keinen Schneider und keinen Schuster, er geht nicht den Weg des Fleisches, er geht nicht den Weg des Rechtes, also über was soll er stolpern? Aber wenn die Engel auch nicht stolpern, so fallen sie doch; und ein gefallener Mensch ist kein so trauriger Anblick als ein gefallener Engel! Ein gefallener Mensch fällt wieder unter Menschen, aber ein gefallener Engel fällt unter Teufel.

Wenn ein Mensch gefallen ist, so bleibt er doch selbst noch Mensch und findet unter den Menschen Milde, unter den Sternen Trost, unter den Engeln Fürsprecher, aber wenn ein Engel gefallen ist, so wird er selbst zum Teufel, und das ist der Teufel!

Glauben Sie mir, m. f. H. u. H., stolpern kann der Mensch allein, von selbst, dazu braucht er keine Mitarbeiter; fallen aber thut ein Mensch nie von selbst, da hilft man ihm gewöhnlich dazu; wo ein Mensch fällt, haben ihm sicher andere Menschen ihre gütige Unterstützung nicht versagt! Fallen thun wenig Menschen, gefällt aber werden sehr viele!

Wieviel Bäume und wieviel Menschen, m. f.

H. u. H., werden im Leben gestürzt und gefällt, um denen, die sie stürzen, zur Brücke zu dienen, die sie als Brücke mit Füßen treten, und wenn sie über ihnen hinweggegangen sind, sie hinter sich abbrechen und in den Strom der Vergessenheit schleudern! —

Es gibt gefallene Größen, gestürzte Größen und gepurzelte Größen.

Die gefallene Größe kann auch auf flacher Erde fallen, eine gestürzte Größe muß auf einer Höhe gestanden und eine gepurzelte Größe muß bloß durch einen Purzelbaum in die Höhe gekommen sein.

Wenn man gesehen hat, wie viel Größen seit einigen Jahren gestolpert sind, so scheint das kaum begreiflich; die Leute sagen freilich: ein gutes Pferd stolpert auch; das mag sein, aber ein ganzer Stall soll nicht stolpern!

An zwei Dingen, m. f. H. u. H., merkt man daß der Mensch das schadenfroheste Geschöpf der Erde ist: wenn Jemand stolpert, lacht er, und wenn Jemand Hochzeit hat, tanzt er.

Im ganzen Universum erklärt ein Geschöpf das andere, ein Philosoph erklärt den andern, darum weiß man noch immer nicht, was die Philosophie eigentlich ist; ein Verbrechen erklärt das andere, eine Krankheit erklärt die andere, ein Weib erklärt das andere und zugleich den Mann. Die Frauen sind nur da, um die Männer zu erklären, die Frauen sind erschaffen, um die Männer aus dem Thierischen in's Mensch-

liche zu übersetzen; freilich machen sie's wie alle Uebersetzer, sie erlauben sich Eigenmächtigkeiten, oft wenn sie einen Mann ganz und gar übersetzt haben, so ist's ein ganz anderes Stück; im Original war er ein Lustspiel, die Frau hat ihn zum Trauerspiel umgearbeitet.

Der Verlauf der Liebe and Ehe ist ein ganzes Theater-Repertoir: die Liebe beginnt mit einer „Pantomime," zuerst schneiden sich die Liebenden allerhand Gesichter; dann kommt das „Ballet," die Liebenden tanzen miteinander; dann kommt „die Oper," der Liebende fängt zu singen an, die Eltern hören den Sänger, sie fragen aber: „Wie sieht's mit den Musikanten aus?" Dann am Hochzeittag kommt das Melodrama, Thränen und Effectscenen; nach der Hochzeit wird das Ding ein „Trauerspiel" und noch später ein stehendes „Spectakelstück!"

Die Liebe, m. f. H. u. H., ist bei dem Menschen der Finger und nicht die Hand, das Sehen und nicht das Auge, das Lächeln und nicht der Mund, das Erinnern und nicht das Denken, die Thränen und nicht das Weinen, das Hoffen und nicht die Hoffnung, das Gewähren und nicht die Gewährung.

Manchmal wird so ein Mann, wie ein französisches Stück in Deutschland, von zwei, drei, vier Frauen zugleich übersetzt. Die Eine übersetzt ihn frei, die Andere überträgt ihn, und dann will sie ihn nicht, wenn er übertragen ist. Kurz, jede übersetzt ihn für

ihr Haustheater, aber keine übersetzt ihn — treu! Welch' ein Unterschied, m. f. H. u. H., ist zwischen der Liebe des Mannes und der der Frauen! Die Männer bewundern Alles, was sie lieben, die Frauen lieben Alles, was sie bewundern, und sie bewundern so viel! Es gibt jetzt so viele Wundermänner!

Die Liebe der Frau speis't nach der Karte, die Liebe des Mannes speis't table d'hôte, sie werfen nach einem Gericht lange Zeit lüsterne Blicke, sie verfolgen es mit den Augen, der Mund wird ihnen wässerig, aber bis die Schüssel an sie kömmt, ist für sie nichts geblieben.

Ein jeder Mann, m. f. H. u. H., lebt nicht nur in der Bigamie, sondern hat sogar drei Frauen, denen er abwechselnd in die Arme fällt und zu Füßen stolpert. Die Gegenwart ist seine Ehefrau; was sie thut, ist ihm nicht recht, er hat ewig mit ihr zu zanken. Die Zukunft ist seine Geliebte; er hofft das Höchste von ihr, er sehnt sich nach ihr, er kann ihre Ankunft kaum erwarten. Die Vergangenheit ist seine verstorbene erste Frau, an die er immer denkt, und wenn er mit der Gegenwart zankt, sagt er sogleich: „Ach, Du lieber Himmel, wenn ich an meine Gottselige denk'! Die war anders!" Aber es ist nicht wahr. m. f. H. u. H. Wie erschrecken würde mancher Mann, wenn seine Gottselige einmal als Geist auf Gastrollen zurückkäme! Wie gerne würde dann der gescheidteste Mann die Gegenwart des Geistes verlieren. Eben so

würde der Mensch zum Tode erschrecken, wenn die von ihm gepriesene Vergangenheit ihm zurückkäme! Und so stolpert und stürzt der Mensch von einem Irrthum in den andern.

Wenn aber ein Mensch einmal in einen Irrthum gefallen ist, so geht er nicht so bald von dem Gedanken ab, an dem er sich geirrt hat; so ist der Mensch, wenn er stolpert, sieht er sich den Platz noch lange an, auf dem er gestolpert ist! Aber irren ist menschlich, stolpern ist menschlich; stolpern ist gar nichts als ein Irrthum der Füße und ein Irren ist nichts als ein Stolpern der Gedanken. Wer in Gedanken geht, der stolpert, darum ist für Menschen, die viel Gedanken haben, gut, wenn sie — sitzen.

Sitzen ist nichts als ein Präservativ gegen das Stolpern. Jeder Mensch wird, gleich wie er geboren wird, zum Tode verurtheilt, gleich wie er zu reden anfängt, wird er zum Schweigen verurtheilt, am Studirtisch, am Schreibtisch, am Amtstisch, kurz, der Mensch ist ein von der Natur zum Sitzen bestimmtes Geschöpf, aber er wird zu seiner Bestimmung nicht erzogen!

Der Mensch lernt sprechen — zu was? Der Mensch lernt lesen — zu was? Der Mensch lernt schreiben — zu was? Alles lernt er, was er nicht brauchen kann, nur sitzen lernt er nicht. Er hat einen Fechtlehrer, einen Schreiblehrer, einen Reitlehrer, nur keinen Sitzlehrer, und der Mensch sitzt doch so viel im

Leben, er sitzt auf der Eselsbank, er sitzt über Büchern, er sitzt in der Wolle, er sitzt in der Tinte, er sitzt zu Gericht, er sitzt zu Rath; dem Maler muß man sitzen; ist man verliebt, so läßt Einen der Verstand sitzen; ist man witzig, so läßt uns der Witz sitzen! — Bei den Buchdruckereien sind jetzt wenig Drucker beschäftigt, aber desto mehr Setzer, und doch hält man seinen Kindern keinen Sitzmeister! Deshalb weiß der Mensch auch gar nicht, wo er seinen Sitz nehmen soll und geht so mit lauter Stolpern durch die holperige Welt!

Wenn Jemand stolpert, m. f. H. u. H., sagen die Leute: „Hier liegt ein Musikant begraben!" Das haben sich die Leute beim Trinken gemerkt; bis beim Trinken ein Musikant unten liegt, kann kein anderer Mensch zwei Schritte gehen, ohne zu stolpern! Man sagt, m. f. H. u. H., die vom Wein Betrunkenen fallen vorwärts, die vom Bier Betrunkenen fallen rückwärts. Ist das wahr, können sie mir gefälligst darüber nähere Daten mittheilen? Woher mag diese sonderbare Erscheinung kommen? Vielleicht daher: Im Weine liegt Wahrheit und mit der Wahrheit wird man immer auf's Maul gelegt! Aber im Biere — was liegt im Biere? Im Biere liegt Grobheit; und da gibt's verschiedene Gusto, Schwechater Grobheit, Liesinger Grobheit, Jedlerseer Grobheit, doppelte Grobheit, Lager-Grobheit und Märzen-Grobheit. Am theuersten ist die Plutzer-Grobheit; denn, m. f. H. u. H.,

nie sind die Leute gröber, als wenn man sie eben bei einem Plutzer erwischt; also wenn Einer vom Bier berauscht ist, fällt er auf den Rücken aus Grobheit, um zu zeigen, er schämt sich nicht einmal vor dem Himmel.

Warum stößt man mit dem Wein und nicht beim Bier an? Weil der Wein in den Kopf steigt, und das ist anstößig, aber das Bier geht in den Bauch, mit dem Bauche stößt man nirgends an.

Ich bin letzthin gefragt worden, woher der Gebrauch des „Anstoßens," des „Gläserklirrens" beim Weintrinken kömmt, und ich antwortete wie folgt:

Einst kamen bei einem Glase Wein
Die fünf Sinne zusammen im schönen Verein,
Um beim Politisiren und Kannengießen
Das Blut der Trauben zu vergießen.
Und wie sie so sitzen zur fröhlichen Stund',
Hat seinen Genuß jeglicher Sinn im Grund;
Das Sehen nimmt das Glas vor das Gesicht,
Hält's zum Licht empor und spricht:
„Wie sich der Lichtstrahl in dem Golde bricht,
Man sollte glauben, es wär ein Sonnen-Fluß!"
Und so hat das Sehen beim Wein seinen Genuß.
Darauf greift der liebe Geruch zu seinem Glase!
Führt es hin und wieder unter der Nase,
Und spricht erfreut, zu des Weines Ruhme:
„Welcher Duft! Welch' eine Blume!
Es riecht wie Moschus und wie Muscatnuß!"
Und so hat der Geruch beim Wein auch seinen Genuß!
Drauf kömmt das Schmecken, der lock're Junge,
Versucht den Wein, schnalzt mit der Zunge,

Und sagt: „Das ist süß und feurig wie ein Liebeskuß!"
Und so hat das Schmecken auch beim Wein seinen Genuß.
Ein wenig später kommt das Gefühl auch herfür,
Nachdem es getrunken Gläschen drei oder vier,
Und sagt: „Nun wird mir so wohl und so laulich,
Es wird mir im Herzen so magdlich und fraulich,
Ich hege Gedanken, die gar nicht erbaulich,
Das ist so wonniglich, also: bibimus,"
Und so hat das Gefühl auch beim Wein seinen Genuß.
Nur das Gehör schaut ganz verdrießlich d'rein,
Nur das Gehör hat keinen Genuß bei dem Wein,
Darob von Zorn und Unmuth höchlich entbrannt,
Will es das Glas ihnen schlagen aus der Hand;
Jedoch wie es mit seinem Glas an die andern schlägt,
Klingt es so lieblich, so melodisch bewegt,
Daß das Gehör sich an dem Wohllaut labt und letzt,
Und versöhnt ruft er zu den andern Sinnen jetzt:
„Stoßt an, stoßt an, zum Friedensschluß!"
Und so haben alle fünf Sinne beim Wein ihren Genuß!

Man sagt: „Wer in seinem Leben keinen Rausch hat gehabt, der ist kein braver Mann!" So ist's mit dem Weinrausch, mit dem Liebesrausch, mit dem Freiheitsrausch.

Welcher Wiener hat im Jahre 1848 nicht einen Rausch gehabt, und was sind's jetzt für brave Leute! Gar nicht zu sagen!

Aber es geht sonderbar damit! Die sich dazumal einen tüchtigen Haarbeutel getrunken haben, die haben jetzt einen langen Zopf, und die dazumal nüchtern blieben, haben jetzt einen Katzenjammer!

Was ist das ein Katzenjammer? Warum, m. f.

H. u. H., heißt der Zustand nach dem Rausch: der „Katzenjammer?“

Wann jammern die Katzen am meisten? Die Katzen und die Dichter jammern am meisten, wenn sie verliebt und hungrig sind, und die liebe Maus nicht fangen können! Aber es ist bei den Katzen nicht wie bei den Menschen. Nur wenn der Mensch einen andern Menschen lachen hört, kömmt er und fragt: „Warum lachst Du? Laß mich mitlachen!“ Aber wenn er einen andern Menschen jammern hört, jammert er nicht mit. Bei den Katzen ist's aber anders, wie eine Katze nur zu jammern anfängt, kommen alle Katzen der ganzen freien Gemeinde und jammern mit; warum? Die Katzen sind klug; sie wissen, bei der jetzigen Zeit braucht man gar Niemanden zu fragen: „Warum jammerst Du?“ sondern man soll gleich mitjammern.

Hat man jetzt auch nicht Ursache, wird man später Ursache haben. So ist's mit dem Katzenjammer nach dem Rausche; zuerst, wenn man aus der Besoffenheit erwacht, fängt die Geldkatze an zu jammern, dann kommt gleich Alles und jammert mit, der Kopf jammert, der Magen jammert, die Kehle jammert, alle Glieder jammern und alle fünf Sinne schreien: „Miau!“ und bringen dem wüsten Kopf eine Katzenmusik.

Im Weinrausche hält der Mensch den Himmel für eine Baßgeige, im Liebesrausche hält der Mensch

eine Baßgeige für den Himmel und im Freiheitsrausch will er haben, der Himmel soll nach einer Baßgeige tanzen.

Wer von Wein berauscht ist, stolpert und fällt vom Sessel, wer von Liebe berauscht ist, stolpert und fällt aus den Wolken, und wer von Freiheit berauscht ist, stolpert und fällt aus einem Extrem in's andere!

Es ist überhaupt mit dem Straucheln, Stolpern und Fallen sonderbar: — Wenn ein Ehemann strauchelt, fällt er in die Rolle der Zärtlichkeit; nie ist ein Kaufmann mit seinen Kunden und ein Mann mit seinem Weibe galanter, als wenn sie sie eben betrogen haben. Eine Ehefrau aber, wenn sie gestrauchelt, fällt sie zur Entschuldigung in Ohnmacht.

Es ist mit dem Freiheitsrausch wie mit dem Weinrausch, man mag sich noch so weiß waschen, ein Bischen roth bleibt ewig, sowie die Weintrinker, wenn sie auch später lauter weißen Wein trinken, bekommen sie doch eine rothe Nase!

Mit dem Liebesrausch ist's auch wie mit dem Weinrausch; von den alten Weinen und von alten Weibern wird man nicht berauscht, aber von den jungen. Die Männerherzen sind wahre Lerchenfelder, sie lieben am meisten die Heurigen!

Das weibliche Herz ist die Rose, die Liebe ist die Rose, die Liebe ist die Sonne dieser Rose, und die Sonne der Liebe, die beim Aufgehen das Herz roth färbt, zieht ihm beim Untergehen wieder die Farbe aus!

Was ist die Rose? Der Frühling küßte die Erde, die Erde erröthet, und das Erröthen wird zur Rose.

Was ist ein Kuß? Ein Kuß ist eine Rose, welche die Liebe in zwei Hälften theilt, sie an zwei verschiedenen Herzen austheilt und sagt: „Sucht und findet Euch zusammen.“ Wenn sich nun die zwei halben Rosen suchen und sich auf den Lippen von zwei Wesen zusammenfinden, so wird ein Kuß der Liebe daraus.

Die Frauen haben mehr Liebe, die Männer haben mehr Geliebte; das Herz der Frauen ist ein Zeughaus ohne Armee, das Herz der Männer eine Armee ohne Zeughaus!

Darum straucheln die Frauenherzen viel öfter als die Männerherzen, weil sie von so vielen Seiten angegriffen und verfolgt werden.

Der Prophet sagt: „Der Ungläubige wird geh'n im Finstern, sein Weg wird glitschig und schlüpfrig sein und ein Rache-Engel wird ihn verfolgen.“

Das hab' ich vom Propheten sonderbar gefunden. Wenn's finster ist und der Weg ist glitschig und schlüpfrig, so wird der Mensch schon von sich selbst stürzen und fallen, wozu braucht ihn noch ein Engel zu verfolgen?

Daraus hab' ich gelernt, daß die Engel auch stolpern und fallen, wenn es finster und glitschig ist, also bleibt sich's gleich, wenn für den Verfolgten und den Verfolgern gleich glitschig ist.

Aber glauben sie mir, die Engel verfolgen keinen, besonders nicht, wenn der Weg finster ist, das ist nur das Geschäft der Menschen, den der stolpert, noch zu verfolgen.

Nur die Lebensmänner verfolgen oft Frauenzimmer, wenn der Weg finster ist, aber nicht als Rache-Engel und gar nicht als Engel, sondern um ihr Herz einzuholen und auszuholen.

Die Frauen sind die Engel des Lebens und sie verfolgen die Männer am liebsten, auch wenn's finster und glitschig ist, und da stolpern die Männerherzen und fallen ihnen zu Füßen!

Aber die Männer müssen vorsichtig sein: Wenn sie in ein weibliches Herz einziehen, so müssen sie sich sicher stellen; die Weiberherzen sind wie die Wiener Hausherren, wenn man sich so ein Herz hat schön herrichten lassen, steigern sie Einen gleich oder kündigen ganz auf.

Die „Liebe" ist weiblichen Geschlechtes, der Haß ist ein Mann; es macht den Frauen Ehre, daß die Tugend in allen Sprachen weiblichen Geschlechtes ist; darum gehen die Männer mit der Tugend um, wie sie mit den Damen umgehen; sie sagen, wo Damen dabei sind, ist man genirt! Zu einem tugendhaften Mann gehören drei Dinge: Uebersättigung, Philosophie und Podagra.

Aber auch der tugendhafteste Mensch stolpert, und es heißt ja: Auch der Gerechte strauchelt, und

der Gerechte muß mehr straucheln als jeder Andere, denn der Weg Rechtens, das ist der Weg, der finster ist und glitschig; der Rechtsweg ist durch die schweren Frachtwagen ganz ausgefahren worden; die Rechtsfreunde, das sind die schweren Fuhrleute, sie führen den Proceß ganz langsam, alle Tag eine Meile, alle Stund' ein Wirthshäusel!

Nichts schadet den Menschen mehr als seine Freunde; bloß die Freunde richten Einen zu Grund; die Rechtsfreunde ruiniren das Recht, die Kunstfreunde ruiniren die Kunst, die Lichtfreunde ruiniren das Licht und die Hausfreunde ruiniren das Haus!

Aber nicht nur auf dem Wege des Rechtes, auf allen Lebenswegen werden Einem Steine in den Weg geworfen, über die man stolpern muß; aber bloß kleine Steinchen, nicht Berge und Felsen. Wenn uns Jemand einen Berg in den Weg wirft, über den stolpert man nicht. Jeder Mensch ist ein Napoleon, den Simplon übersteigt er, aber über die kleinen Meer-Steinchen und Insel-Steinchen fällt er in den Tod!

Berge! Höhen! Es geht mit den moralischen Höhen wie mit den physischen, in der physischen nehmen die Berge ab und die Gletscher nehmen zu, in der moralischen Welt nehmen die Erhabenheiten ab und die Hoheiten nehmen zu.

Berge und Höhen sind einem starken Geiste große Hindernisse, und die Hindernisse sind in der Welt, um überwunden zu werden, aber kleine Steinchen in den

Weg geworfen, die übersieht das Auge, dessen Blick nicht im Staube kriecht.

Es gibt nur ein Mittel, nicht zu stolpern, das ist: „Kriechen;“ haben Sie schon einen Wurm gesehen, der gestolpert wäre?

Aber nichts in der Welt strauchelt und stolpert mehr als der Witz, und ein guter Humorist stolpert auch, geschweige ein schlechter; Sie lachen? Sie haben gut lachen, Sie sitzen hier, bevor der Humorist stolpert, der Humorist sitzt aber nachher.

Es ist ein Unterschird zwischen dem, der Witz macht, und dem, der Witz hat; der, welcher Witz macht, der nimmt sich vor, einen Witz zu machen, er denkt nach, er sitzt d'rüber, und dann macht er einen Witz, der wahrhaft Witzige, der macht zuerst den Witz und sitzt dann d'rüber.

Die Naturforscher-Versammlung in der Milchstraße,

oder:

Wie viel Doctoren gehören dazu, um eine gesunde Natur krank zu machen, — wie viel Courmacher gehören dazu, um eine starke Natur schwach zu machen, — und wie viel Thierärzte gehören dazu, um eine Roßnatur menschlich zu machen?

Ein jeder Mensch, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, hat seine eigene Natur, die Männer haben eine eigene starke Natur, die Frauen haben eine eigene schwache Natur. Das Gesetz der Natur sagt: „Die schwache Natur soll die starke Natur heiraten; dadurch erfährt die starke Natur, wie schwach sie ist, und die schwache, wie stark sie ist."

Mann und Weib ist ein Leib und eine Seele und zwei Naturen: der Mann ist der Leib und die Frau ist die Seele. Die Seele, d. h. die Frau, betrachtet jetzt die Ehe wie ein Kleid, sie läßt sich gleich zwei Leiber machen.

Naturgesetz! Gewiß hat die Natur Gesetze, aber

die Gesetze sind gemacht, um sie zu umgehen, und der Mensch umgeht die Gesetze der Natur wie die anderen Gesetze.

Es ist ein Gesetz der Natur: der Mensch, der lange lebt, wird alt; aber der Mensch umgeht dies Gesetz auch: die Menschen leben jetzt nicht lange und werden doch alt. Ich werde die Ehre haben, Ihnen hier eine Bemerkung zu machen, die Sie hoffentlich bewahrheitet finden werden. Früher sind die Menschen von außen hinein alt geworden, jetzt werden die Menschen von inwendig heraus alt; früher hat erst die Poren-Thätigkeit aufgehört, die Haut wurde runzlicht, die Muskeln verloren die Spannkraft, die fünf Sinne hat man für jenseits wie das Reisegepäck nach und nach vorausgeschickt, und dadurch wurde der innere Mensch auch nach und nach alt!

Die Natur des Leibes, d. h. des Mannes, ist: seine Seele, die Frau soll beim Leib zu Hause bleiben, die Seele sagt aber: „Beileibe nicht," und geht ihm aus.

Mann und Frau sollen für einander geschaffen sein, sind auch gewöhnlich für einander geschaffen, er für eine andere, sie für einen Anderen.

Die Frauenzimmer sind wie die Kalender. Zuerst kömmt bei ihnen die „Zeitrechnung" und die „Jahreszahl." Wenn sie mit der Zeit die Jahre zusammenrechnen, gehen immer ein paar Jahr darauf als Cassaschwankung, ein paar Jahre legen sie aus

Oekonomie beiseit und ein paar Jahr sparen sie sich lieber selbst ab und legen sie den ersten besten armen jungen Frauen zu.

Ein alter Witz sagt: die Männer hätten die Frauen gern als Kalender, nämlich alle Jahr einen neuen; aber es ist traurig, wenn ein Mann die Frau nur ein Jahr hat, kömmt's ihm schon vor, als wär' es ein hundertjähriger Kalender. Die Frauen sind noch in vielem wie Kalender. Die guten tragen alle Himmelszeichen in sich, andere feiern jeden Tag einen anderen Namenstag, und wieder andere sind curiose Heilige, das sind die — rothangestrichenen!

Man sagt: Der und der ist ein Naturmensch. Was heißt das, Natur? was ist die Natur? Wenn ich Ihnen, m. f. H. u. H., das erklären wollte, würden Sie mich so wenig verstehen, wie ich die Erklärung der Naturforscher verstanden habe. Allein da Sie jetzt eben nichts Besseres zu hören haben, so hören Sie gefälligst die Naturerklärung der Naturforscher an:

„Wenn man die nähere Betrachtung der Polarität aus den allgemeinen Verhältnissen der Polarität entwickelt, so ist es die sichtbare Natur, aus welcher sich der einzelne Mensch wieder entwickelt, und die Natur, die über die Menschen ihre Herrschaft äußert, bis sie durch Freiheit und Bewußtsein sich über sie erheben und durch Erkenntniß den Zauber lösen, der sie in dem Leben der allgemeinen Natur gefesselt hält."

Nicht wahr, jetzt wissen Sie es, sowohl was die Natur als was ein Naturmensch ist.

Ich, m. f. H. u. H., bin ein Privat-Naturforscher, und da die Natur ein Frauenzimmer ist, so habe ich in meiner Jugend die Naturwissenschaften mit Eifer betrieben, habe viele Prüfungen durchgemacht, bin nun mit erhöhtem Charakter als emeritirter Naturforscher in Ruhestand versetzt. Die Natur, m. f. H. u. H., ist ein Frauenzimmer, und zwar eine Türkin, sie geht immer verschleiert. Die Naturforscher sind wie die Europäer, die in Constantinopel einer verschleierten Türkin begegnen, sie rathen untereinander, wie wohl die Türkin aussehen mag und dann halten sie einen gründlichen Vortrag über Gesichter der Türkinnen.

Der erste Mensch, m. f. H. u. H., Adam, war der erste Naturmensch und der erste Naturforscher; Adam hat sich Abends gesund schlafen gelegt, aber er hat eine schlechte Nacht gehabt, er ist in der Nacht ohne Wissen und Willen verheiratet worden. Seitdem daß Adam eine so schlechte Nacht hatte, ist der Gebrauch entstanden, daß die Menschen sich gegenseitig Abends sagen: „Wünsch' gute Nacht."

Als Adam Eva sah, sagte er: „Das ist Fleisch von meinem Fleisch, Bein von meinem Bein." Die Schlange aber hat er zu diesem Fleisch und Bein als Zuwage bekommen.

Adam, Eva und die Schlange war der ganze

Paradieser Gemeinderath und der erste Beschluß dieses Gemeinderath's bezog sich auf den Obst- und Nasch-markt und betraf die Emancipation der Aepfel, und durch diesen Gemeinderathsbeschluß sind wir glücklich um's Paradies gekommen.

Adam, m. f. H. u. H., war nicht nur ein Naturmensch, sondern auch ein großer Naturforscher, er muß die Natur der Thierwelt sehr gut gekannt haben, denn der Himmel sagte, Adam soll allen Thieren, die ihm vorgeführt werden, ihre Namen geben, bestimmen wie sie heißen sollen. Ist es Ihnen aber, m. f. H. u. H., noch nicht aufgefallen, woher Adam im Stande war, den verschiedenen Thieren ihre richtigen Namen zu geben?

Woher hat Adam gewußt, daß das ein Ochs, das ein Esel, das ein Kameel ist u. s. w.; das beweis't eben, daß Adam ein großer Naturforscher war, denn es ist keine Kunst, eine Menschennatur zu ergründen, aber eine Viehnatur zu ergründen, das ist die Aufgabe. Adam war klug und weise, er erkannte die Thiere sogleich an ihrem Benehmen.

Ich, m. f. H. u. H., ich weiß so gut die Geschichte wie es mit Adam und den Thieren zugegangen ist, als ob ich dabei gewesen wäre.

Adam saß auf einer schönen, grünen, fetten Wiese im Paradiese und ließ die Thiere, denen er Namen geben sollte, vor sich vorbeipassiren.

Da kam ein großes, starkes, markiges Thier,

mit zwei großen Hörnern, ein Naturhornist, mit einem Nacken wie zum Joch geschaffen; dieses Thier sah frisches, grünes, saftiges, duftiges Gras vor sich, beschnüffelte es, verschmähte es aber und biß nicht in's Gras. Da dachte sich Adam, das grüne, frische und duftige Gras verschmäht dieses Thier, und später wird er froh sein, wenn er es als ausgetrocknetes, dürres Heu bekommen wird, das ist ein Ochs!

Dann kam ein großes, ungestaltetes Thier, mit einem großen Höcker auf dem Rücken, glaubte, Adam wollte ihn noch eine Last auflegen und kniete sich zum Behufe dieser Belastung von selbst noch nieder; da sprach Adam, das ist ein Kameel!

Dann kam das kleine Thierchen mit langen Ohren, das Thierchen das grau geworden ohne weise zu werden. Als dieses Thierchen an Adam vorüberkam, glotzte es Adam an und dachte in sich, das soll also der geistreiche Mensch sein, dem der Himmel den Vorzug von Geist und von Sprache vor uns Thieren gegeben hat? Das besitze ich alles auch, und in dieser schmeichelhaften Einbildung sah es zu Adam empor und sprach: „I—a!“ Da sprach Adam sogleich, das ist ein Esel!

Sie sehen also, daß Adam ein großer Naturforscher war, aber er lebte dafür auch in der schönen und freien Natur.

Was heißt das, die freie Natur? D. h. eine Natur, welche die Wahrheit frei sagt, aber glauben

Sie mir, m. f. H. u. H., ein solcher Mensch kömmt oft aus der freien Natur in die eingesperrte Natur.

Die Wiener, m. f. H. u. H., haben die Natur, daß sie im Sommer immer in die freie Natur hinausgehen, aber sie haben die Natur, daß sie ihre Unnatur mit in den Tempel der Natur nehmen.

Baden, m. f. H. u. H., ist gewiß ein schöner, herrlicher Tempel der Natur, noch bezeichnender könnte man sagen: Baden ist die Synagoge der Natur.

Die Badner Natur ist herrlich; wenn die Badner Natur erwacht, kömmt die Wiener Natur heraus und macht die Badner Natur wieder schläfrig.

Der Wiener kömmt nach Baden und begehrt gleich ein Naturschnitzel. Die Wienerinnen leben gerne am Busen der Natur, einsam mit einer Militärbande und schweißtreibenden Reunions, sie singen mit dem Dichter:

O süße, heilige Natur,
Laß mich polken auf deiner Spur.

Nirgends bekömmt man die Natur so aus der ersten Hand wie in Baden, man spritzt nicht auf, damit die Natur nicht naß wird; kein Fenster ist gut zu verschließen, damit die Natur bei Nacht gut aus- und einsteigen kann; man läßt bei Nacht finster, um die Natur nicht zu beleidigen.

Als der Himmel sprach: „Es werde Licht!“

waren die Badner gerade in Weikersdorf, die Weikersdorfer im Dörfl und die Dörfler in Gutenbrunn.

Ueber die Natur des Lichtes sind die Naturforscher auch noch nicht einig, das Naturlicht ist ihnen noch nicht aufgegangen.

Der Himmel hat zur Erde herab erlassen: „Es werde Licht," und was hat die Erde bekommen? Kerzen, Millikerzen, Apollokerzen, Stearinkerzen, Alles, nur kein Licht; da sieht man, was aus dem besten Befehl wird, wenn er unten anlangt.

Eben so wenig als die Naturforscher die Natur des Lichtes erforscht haben, eben so wenig haben sie die Natur der Frauen erforscht, denn die Frauen sind wie das Licht, sie erwärmen und erleuchten; die Männer aber behandeln die Frauen nicht wie ein Licht, sondern wie eine Kerze, ihre ganze Zärtlichkeit besteht darin, daß sie sie fleißig putzen. So ist auch die Liebe in dem Herzen der Männer nur eine Kerze; je heller sie brennt, desto eher geht sie zu Ende: aber die Liebe in den Herzen der Frauen ist ein Himmelslicht, ein Stern, der schöne Stern, der mit seiner Sonne untergeht und mit ihr wieder aufgeht.

Der Mann liebt aus Sinnlichkeit und ist eifersüchtig aus Selbstsucht.

Der Mann, wenn er glücklich liebt, jagt er sich eine Bouteille Champagner durch die Gurgel, und wenn er unglücklich liebt, eine Kugel durch den Kopf;

die Frau hat für die glückliche Liebe eine Thräne, und für die unglückliche Liebe ein Gebet.

Man sagt, es gibt keine Märtyrer mehr, das ist wahr, allein, es gibt leider noch Märtyrinnen! Ach, m. f H. u. H., wenn wir sie nur alle kennten die Märtyrinnen im Kalender der Ehe! Wenn wir sie nur alle kennten die Dulderinnen, deren Herz hinter dem einsamen, eingedruckten Brustgitter die Dornenkrone tief eingedruckt hat; wenn wir sie nur alle kennten die verhüllten, eingemauerten Opfer der Lieblosigkeit, der Härte, der Rohheit u. s. w., wie sie still und heimlich aus allen fünf Wunden ihrer Sinne bluten, wie für sie jeder Tag ein neuer Grabgang ist, wenn wir den Schmerz hörten, der desto lauter schreit, je stiller er ist, wenn wir das Weh vernähmen, welches desto höher steigt, aus je tieferer Tiefe es kommt, dann, dann, m. f. H. u. H., würden wir in vielen glänzenden Boudoirs eine solche Märtyrercapelle erblicken, und dann würden wir vor so mancher Frau niederknien und sie verehren als Dulderin, als Heilige!

Eben so wenig als die Naturforscher noch die Natur erforscht haben, eben so wenig haben die Kunstforscher noch die Kunst erforscht.

Im Sommer sucht man den Naturtempel, im Winter sucht man den Kunsttempel!

In unseren jetzigen Kunsttempeln, m. f. H. u.

H., haben die Tempelherren leider die Kunst und die Natur zum Tempel hinausgejagt.

Die Menschen haben curiose Begriffe von Natur und von Natürlich. Wenn ein Taschenspieler einem Publicum, welches wenigstens aus 3000 geistreichen und 25 mittelmäßigen Capacitäten besteht, zumuthet, es soll glauben, er läßt aus einer blechernen Büchse mit Reis einen Pomeranzenbaum mit Repetiruhren wachsen, das nennen sie natürliche Magie.

Wenn Jemand vom dritten Stock herabfällt, den Hals bricht und todt bleibt, das nennen sie einen unnatürlichen Tod; wenn aber Jemand den Schnupfen hat, sechs Aerzte holen läßt und stirbt, das nennen sie einen natürlichen Tod.

Die Doctoren forschen auch nach der Natur der Krankheit, und wenn der Patient trotz der Doctoren genesen soll, so muß die Krankheit die gesunde Natur haben.

Der Staat, m. f. H. u. H., ist viel zu wenig dankbar gegen die Aerzte. Die Aerzte bilden die tugendhaftesten Staatsbürger; denn was ist die erste Bürgerpflicht? Ruhe! Wo ist die höchste Ruhe? im Grabe! Folglich bilden die Doctoren ruhige Bürger, und das Sprichwort müßte eigentlich heißen: „Medicin nehmen ist die erste Bürgerpflicht."

Der Gesundheitszustand in ganz Europa ist heuer so vortrefflich und die Sterbefälle sind so wenig, wie selten; die Naturforscher wissen sich das nicht

zu erklären, ich aber weiß, warum heuer so wenig Leute sterben: weil im vorigen Jahre so viele Aerzte gestorben sind.

Ueber drei Dinge machen sich die humoristischen und satyrischen Schriftsteller am meisten lustig, und gerade diese können keinen Augenblick ohne jene drei sein; sie kränkeln immer, haben das ganze Jahr Processe und sind bis in's hohe Alter höchst verliebt.

Die witzigen Schriftsteller halten sich beständig an Aerzte, Advocaten und Frauen, und das ist natürlich, durch diese Drei wird der Mensch am meisten gewitzigt!

Aerzte, Advocaten und Frauen hängen in der Menschennatur folgender Weise zusammen: Wer einen Proceß beginnt, darf mit keinem Arzt umgehen, denn bis ein Proceß zu Ende ist, muß der Mensch lang leben.

Verkehrt aber, wer mit einem Doctor anfängt, der muß gleich den Advocaten dazurufen, denn er muß alle Augenblick erwarten, zu Gericht gerufen zu werden, nicht zum Landgericht, aber zum jüngsten Gericht.

Wer aber mit Frauen anfängt, muß drei Aerzte und vier Advocaten haben. Drei Aerzte: „Im Fall wenn sie ihn erhört, einen Ohrendoctor; im Fall als nichts herausschaut, einen Augendoctor, und im Falle er an ihre Treue glaubt, den Narren-Doctor."

Dann muß er vier Advocaten haben: 1. Einen

Advocaten im eigentlichen Sinn für die mündliche Auseinandersetzung, 2. einen Advocaten im bürgerlichen Sinn, d. h. einen Fürsprecher, denn wo er für spricht, spricht sie wider, 3. einen Rechtsbeistand, der ihm beisteht bei der Klage, „da bin ich an die Rechte gekommen," 4. einen Procurator, der dem Hausfreund die Procura verleiht.

Die Natur der Frauenzimmer, m. f. H. u. H., ist wie die Natur der Theaterpersonen, so lange sie ein Engagement suchen, spielen sie die Komödie vortrefflich, wie sie aber ein lebenslängliches Engagement bekommen haben, kümmern sie sich um das Haus, wo sie engagirt sind gar nicht, und denken an nichts als an Gastrollen.

Die Natur der Liebe und der Ehe ist ganz natürlich; in der Liebe sagt man, wie wenig brauchen zwei Herzen, die sich genug sind, in der Ehe aber sind sich die zwei Herzen nicht genug, darum ist der Gebrauch in der Ehe jetzt so stark.

Man sagt: „Der und der hat eine gesunde Natur, aber die Natur, m. f. H. u. H., ist immer gesund, der Mensch nur macht sie krank. Vier Sachen machen, dem Laufe der Natur nach, dem Menschen viel zu schaffen, und belästigen ihn außerordentlich; zwei in seiner Jugend und zwei in seinem Alter In der Jugend machen dem Menschen zwei Sachen viel zu schaffen, ein gutes Herz und ein schlechter Magen, und in hohem Alter machen dem Menschen

auch zwei Sachen viel zu schaffen, ein junges Weib und ein alter Husten.

Jeder Mensch, m. f. H. u. H., muß endlich die Schuld der Natur bezahlen, d. h. er muß sterben; ist der Mensch ein guter Zahler, so kommt er endlich von selbst und bezahlt, ist er ein schlechter Zahler, muß die Natur alle Augenblicke den Doctor schicken, die Schuld eintreiben.

Das ganze menschliche Leben ist also nichts als ein 70jähriger Schuldenarrest. Mann und Weib sind zwei Personen, die zusammen in einem Schuldenarrest sitzen, und sie sind so zärtlich, daß sie bemüht sind, sich gegenseitig den Arrest abzukürzen. Wenn der Mann die Schuld früher bezahlt hat, so zeigt die Witwe an: „Zeige hiermit Freunden und Bekannten an, daß mein Mann seine Schuld bezahlt hat, und daß im Schuldenarrest nun ein Platz frei zu verlassen ist.“

Unter den vielen eigenthümlichen Naturproducten gibt es auch Naturdichter und Natursänger. Was heißt ein Naturdichter? Der nichts gelernt hat und so singt wie es die Natur haben will; darum ist jetzt die ganze Natur voller Dichter, sie haben nichts gelernt.

Wenn man aber bloß so dichten wollte, wie es die Natur haben will, so würde blutwenig gedichtet werden, denn ich zweifle sehr, ob die Natur auf das Dichten stark versessen ist.

Die Dichter und die Natur haben sich gegenseitig nichts vorzuwerfen, die Natur hat den Dichtern sehr wenig zu verdanken und die Dichter haben der Natur gar nichts zu verdanken.

Was ist der Unterschied zwischen einem Natur- und einem wirklichen Dichter? Der Naturdichter besitzt ein Dichterleben ohne Kunstmittel, der wirkliche Dichter besitzt ein Kunsttalent ohne Lebensmittel.

Die Naturforscher, m. s. H. u. H., sind jetzt sehr verlegen, sie erwarten eine Naturerscheinung, die nicht erscheint, den berühmten Cometen, der alle 300 Jahre erscheint und nachschaut, ob die Welt noch so dumm ist. Die Astronomen, diese Himmelsnaturforscher, haben diesen Cometen für 1856 bestimmt auf's Repertoir gesetzt; sie haben schon Quartier für ihn bestellt, haben seine Bahn schon tracirt, haben Tunnels und Viaducts angelegt, aber er kömmt nicht. Er muß sich auf der Bahn verspätet haben. Wenn man bedenkt, wieviel Stationen die Eisenbahn von Wien nach Baden hat, kann man sich denken, wievielmal der Comet vom Sirius bis zur Erde anhalten muß, und natürlich verspätet er sich um ein paar Jahre. Aber die Sache ist wahrscheinlich diese: Die Bahn dieses Cometen wird wahrscheinlich auf Actien gebaut; es wird eine Central-Cometenbahn parallel mit der Pardubitz-Reichenberger Bahn, die Actien werden stark gesucht, die Milchstraße steht schon drei Monate voll Sterne, die sich einzeich-

nen sollen, die Abendbörse im Abendstern kauft schon mit $12^{3}/_{8}$.

Mars, Jupiter und Mercur sitzen im Verwaltungsrath, das sternhagelvolle Publicum bekommt keine Actien, nur die himmlischen Redacteurs werden betheiligt, der Fuhrmann, der Rabe, der große Bär, der kleine Bär, der große und der kleine Hund; und wenn sie keine Actien bekommen, so bellen sie so lang bis alle Sterne rebellisch werden und sie noch ein paar hundert Stück Cometen-Bahn-Actien bekommen.

Es gibt jetzt, m. f. H. u. H., nur einen Naturtrieb: „Actien" und nur einen Naturinstinct: „Börsenspiel."

Der jetzige Zeitgeist ist eine große Centralbahn von der crassesten Geldgier zu der herzlosesten Gewinnsucht. Die Zwischenstationen heißen: Engherzigkeit, Materialismus, Habgier, Besitzsucht, Cynismus, und Egoismus. Auf der ganzen Bahn sammelt Einer Kohlen auf das Haupt des Andern und auf der ganzen Börse sucht Einer den Andern nur fleißig zu bremsen.

Bahnunternehmungen sind sind jetzt die einzigen Bande der Natur, Fallen oder Steigen die einzigen Gesetze der Natur und der Cours der einzige Naturalglaube.

Der Mensch kennt jetzt nur drei Kräfte aus dem Reiche der Natur: aus dem Thierreich die

„Pferdekraft," aus dem Mineralreich das „Steinreich" und aus dem Pflanzenreich nur die „Börsenblätter."

Die Börse ist jetzt ein wahres Naturalienkabinet; im Himmel und auf der Börse sind alle Menschen gleich, Reich und Arm, Adel und Bürger, Dumm und Gelehrt, Hofmeister und Hausmeister. Mit Recht steht jetzt die Wiener Börse auf der Stelle des Zeughauses, es gibt jetzt nur eine Waffe: das Geld, die Papiere, die Actien.

Auf der Börse ist täglich Schlacht; die Börsianer, die sich gegenseitig auf die Füße treten, sind die Infanterie, die sich gegenseitig hineinreiten, die Cavallerie, und die mit dem schweren Geschütz kommen, mit 100 Stück, 500 Stück bilden die Artillerie und hintennach kömmt die Bagage.

Aber bei der Börsenschlacht geht es umgekehrt wie bei der wirklichen Schlacht; bei der Börsenschlacht steht der fest, der auf dem Platze bleibt, und der davon läuft, ist begraben. Es vergeht keine Börsenschlacht, wo nicht wenigstens ein Todter ist, auf dem Papier.

Sonderbar, manchmal feiert so ein Todter seine Auferstehung und begräbt die, die ihn begraben haben.

Wer aber jetzt von der Börse davonläuft, der hat gut' Spiel, der ist gleich in der Renngasse.

Die Börse hat jetzt viel Einfluß auf die Natur

und auf den Naturgenuß und auf die Natur der Frauen in der Natur.

Die Abendbörse ist Ursache, daß die Männer erst ganz spät zu ihren Frauen auf's Land gehen.

Während in der Stadt der Mann in die Contremine geht und schließt ab auf Zeit u. s. w., geht die Frau auf dem Lande in die Liebhaberei und nimmt in die Kost „Mit noch." Und so während der Mann in der Stadt speculirt, speculirt die Frau auf dem Lande und verspeculirt so Manches; denn Folgendes, m. f. H. u. H., ist ein unerschütterliches Naturgesetz: „Wer schweigt, verschweigt, wer säumt, versäumt, wer zweifelt, verzweifelt, wer spielt, verspielt, wer schläft, verschläft, wer sucht, versucht, wer trinkt, vertrinkt, und wer speculirt, verspeculirt."

Erst nachdem der Mensch das Portefeuille des Aeußern der Natur auslieferte, lieferte er das Portefeuille des Innern ab. Jetzt wird der Mensch von innen heraus alt; schon früh verliert der Geist die Spannkraft, das Herz wird runzlicht; Liebe, Schwärmerei, Gemüth, Begeisterung für das Schöne und Ideale, chevalereske und verklärende Achtung für die Frauen, alle diese edlen Specereien und Balsame, die den innern Menschen nicht verwesen lassen, verflüchtigen sich frühzeitig im Menschen, er wird inwendig alt und bekömmt Falten und Runzeln, und der äußere Mensch ist die arme Haut, die alt werden muß, wie es ihr der innere Mensch gebietet.

Ein zweites Naturgesetz ist: alle Körper ziehen sich gegenseitig sympathetisch an; jetzt ist es verkehrt, alle Körper ziehen sich gegenseitig aus. Die drei Kräfte der Sympathie sind folgende drei Kräfte: zuerst die Anziehungskraft, dann die Ausziehungskraft und dann die Abziehungskraft. Das ist der Lauf der Natur. Aber die Natur ist schon lange mit den Menschen zusammengelaufen, daß sie anfängt zu kränkeln, wie die Menschheit selbst. Die Kinder der Natur haben alle Kinderkrankheiten; die Kartoffeln haben die „Fleck," der Weinstock hat die „Masern," die Maulbeerbäume „Röthel," und sogar das Heu geräth so wenig wie die Kinder; dafür aber haben viele Menschen die Krankheiten der Natur. Manche Menschen haben an der Nase die Traubenkrankheit, die Kartoffelflecke im Herzen und den Heu-Mißwachs im Gehirn. Die Schriftsteller haben die Leserdürre die Verliebten den Raupenfraß.

Die Natur, m. f. H u. H., hat auch einen wohlthätigen Einfluß auf Akademien und humoristische Vorlesungen; denn das erste Gesetz der Natur ist: der Mensch soll um zwei Uhr Logen und Sperrsitze verlassen und an sein Backhendel hangen.

Aber um zwei Uhr noch eine humoristische Vorlesung hören, ist gegen alle Natur.

Der große Arzt Hufeland sagt in seiner „Kunst das menschliche Leben zu verlängern": „Was kann natürlicher sein als daß der Mensch ißt, wenn er

hungrig ist.“ Essen ist also ein Mittel das Leben zu verlängern, ich glaube aber, meine humoristische Vorlesung ist so gut wie das „Essen,“ denn sie verlängert auch die Zeit, also das menschliche Leben.

Wahrscheinlich, m. f. H. u. H., ziehen Sie die gekochte und gebratene Lebensverlängerung dieser rohen Lebensverlängerung vor, und so steh' ich mit Ihrer gütigen Erlaubniß von meinem Tische auf, damit Sie sich zu Ihrem Tisch setzen können

Allerneueste Lebensmittel eines Schriftstellers,

oder:

Licitation meines Nachlasses bei lebendigem Leibe.

Ich licitire hiemit freiwillig meinen poetischen und prosaischen Nachlaß bei annoch lebendigem Leibe, und zwar zu Gunsten meiner dringendsten Gläubiger:

Herrn Magen
und
Frau Leber

die mir 50 Jahre lang „Hunger" und „Durst" auf mein schönes Gesicht und auf mein häßliches Talent vorgeschossen haben.

Vor Allem biete ich an den Mindestbietenden feil:

1. Mein zukünftiges Monument sammt Grabschrift und Leichenreden.

Daß ich nach meinem Tode ein Monument bekommen werde, weiß ich sicher und gewiß, da Goethe und Lanner auch eines bekommen haben. Die Leser sehen, daß ich in eben solchem Maße bescheiden als unbescheiden sein kann.

Ich kann zwar noch nicht bestimmen, wo dieses Monument stehen wird, da ich noch nicht bestimmt weiß, wo ich gestorben worden bin; allein die Localität thut nichts zur Sache, ein Monument ist ein Monument, der Ort ist Nebensache; so viel ist gewiß, daß es auf Sand gebaut sein wird, und zwar auf Streusand, zum Andenken, daß ich so viel auf Sand gebaut, auch so Manchem Sand in die Augen gestreut habe.

Das Monument wird sich 200 Fuß über die Literaturfläche und einen Münzfuß über die Vorurtheile des Jahrhunderts erheben; oben prangt die „Göttin der deutschen Anerkennung," und zwar als Büste, weil sie weder Hand noch Fuß hat. Der Grabstein selbst besteht aus mehreren Steinen, die verschiedenen Theater-Directoren bei der Nachricht meines Todes vom Herzen gefallen sind. Voran befindet sich mein Bildniß mit dem Gesichte, welches ich machte, als ich zum ersten Male mein Gesicht sah. Um das Medaillon mit meinem Bildnisse befinden sich en bas relief Embleme der deutschen Literatur, z. B. eine Wurst, die in ihrer eigenen Haut erstickt und an beiden Seiten gebunden ist; eine neue Leier, die gerade so aussieht, wie die alte Leier; das Schild eines vaterländischen Schriftstellers mit einer leeren Sparcasse, und eine Aussicht im weiten Felde, im Hintergrunde ein leerer Raum, und im Grunde nichts dahinter.

Am Piedestal des Monumentes liegen auf der Nase mehrere Vorleser: humanistische, concertistische, artistische, montanistische, mystische, humoristische, aphoristische, ein jeder aus einem Halbpfund carrarischem Käse gehauen, in Lebensgröße.

Dieses Monument, welches im Grunde gar nicht zu schätzen ist, ist mir von meinen Mäcenen, die sich, wenn ich gestorben bin, meiner lebendig annehmen werden, zum Nutz- und Nießgebrauch jetzt schon zu veräußern anheimgestellt worden.

Die Feilbietung findet im Ganzen oder in Bruchstücken am ersten Mai, zwischen den olympischen Laufer-Spielen im Prater, statt; wer in der Feilbietung feiler bietet, dem wird's anheim kommen! — Nächstdem wird licitirt:

2. Die literarische Anerkennung nach meinem Tode.

In mehreren Lieferungen. In Partien oder auch einzelweise. Der Anschlag ist, wie folgt:

	fl.	kr.
„Er war ein Genie" 2c.	—	36
„Sein Genius erhob sich weit über" u. s. w.	—	48
„Er, der die der Menschheit geweihten Stunden" u. s. w.	1	41
„Von Allen gekannt, von Vielen verkannt, von Wenigen erkannt"	2	16
„Sein Name wird in der Geschichte fortleben"	3	—

	fl.	kr.
„Die deutsche Muse trauert"	—	½
(Da die deutsche Muse so oft, und so viel, und so tief trauert, wird diese Phrase um einen ½ Kreuzer hintangegeben.)		
„Er hat viele Thränen getrocknet, doch wurden mehr noch über ihn geweint" u. s. w., u. s. w.	4	15

Zeit und Ort ist vor der Hand noch ein Geheimniß; ich werde sie aber zur gehörigen Zeit am rechten Orte anzeigen.

Sitzung der Ehe- und Liebes-Commission.

Personen:

Vorsitzerin und Obfrau der vereinigten Secaturen	Fräul. Fensl.
Referent der Liebes-Secatur	Herr Treumann.
Referent der Ehe-Secatur	Herr Findeisen.
Referent der unentdeckten Rathschlüsse	* * *
Referent der schweigenden Redekunst	* * *

(Obfrau mit allen Referenten treten auf.)

Obfrau.

Meine Herren, wir kommen heute zum 68. Mal
Zusammen, um das Wohl der Lieb' und Ehe zu deliberiren,
Anträge und Einläufe, sonder Maß und Zahl
Erwarten sehnsuchtsvoll das liebe Referiren.
Allein, Gottlob, mein weiser Eh'- und Liebesrath,
Wir haben zum Wohl der Sache in der That,
Bis jetzt uns blos berathen, aber nichts beschlossen!
Wie viel Gutes hätten seit vielen Jahren nicht
Vereine und Commissionen gewirkt, wenn sie unverdrossen
Sich blos befaßt hätten mit Berathen und Bericht,
Und hätten niemals etwas wirklich noch beschlossen.

So wollen wir auch berathen, blos das Wohl und Wehe
Der beiden freien Gemeinden: „Liebe" und „Ehe."

Treumann:

Hochgeschätzter Herr Obfrau und sehr weise Commission!
Ich meine drum, insoferne, obschon,
Demnach in Bezug auf Etcetera und so fort,
Nehme ich die Freiheit mir, — d. h. das Wort,
In Punkto Lieb' und Ehe sind „Einläufe" da; —
Wissen Sie, warum sie „Einläufe" heißen? Nein
oder ja?
Wenn Vorschlag und Gesuch bringt in Rath der
Verfasser,
So läuft Vieles davon ein, wie Tuch im Wasser,
Darum heißens Einläufe, man hat Beispiele davon,
zur Frist
Trifft sich's, daß das ganze Stück eingelaufen ist.

Findeisen.

Ja, so haben wir noch zwei Dinge: „Eingabe" und
„Gesuch";
Warum? das sagte niemals mir ein Buch;
Mit der Eingabe ist's im Jus von der Medicin verkehrt.
In der Medicin gibt der Gesunde dem Kranken ein,
wie sich's gehört,
Im Jus aber gibt der Kranke dem Doctor ein,
Der verschluckt das Recept, das uns gesund soll sein!

Mit dem „Gesuch“ da ist's noch ein anderer Fluch,
Die Bittschrift wird verlegt und nach Jahren erst
wird darum ein Gesuch.

(Nr. 3. Referent steht auf, macht eine Bejahung und setzt sich nieder

Findeisen.

O, weise bemerkt! und wird in Erwägung gezogen,
Nun beginn' ich mein Referat: Hier auf diesem Stempelbogen,
Bittet eine Wittib, deren tapfrer Mann
Ist gefallen als ein biederer Veteran
In die Arme einer freien Amazon',
Um die Ertheilung einer witwenlänglichen Pension.

(Nr. 4. Referent steht auf, schlägt die Hände zusammen und setzt sich wieder nieder.)

Obfrau.

Der Casus ist bedenklich, was denkt mein würdiger
Genoß?
Tempora mutantur, oui! et nos!
Mutiren unsere Stimmen schon? Was ist Ihre
Meinung?

(Nr. 3 und 4 erheben sich, der Eine schüttelt, der Andere neigt das Haupt.)

Treumann.

Das ist Bejahung und das ist Verneinung,
Ja, so denk' ich auch! Was ist zu thun bei dieser Zeit?

Obfrau.

Ego vero censeo, verschieben wir die Angelegenheit.

Treumann.

Hier, Gesuch der Liebe: Weil die Treue auf den Hund
gekommen,
So bittet sie, den Liebenden zu Nutz und Frommen,
Die Hundesteuer ja nicht zu begründen,
Sonst werde die Treue bald ganz verschwinden.

Obfrau.

Was meint die hochverehrte Commission,
Ich glaub' wir hörten diesen Antrag oftmal schon.

Findeisen.

Meine Herrn, die Hunde muß man protegiren,
Sie können aufwarten, sie können apportiren,
Wenn Sie die Hund' ausrotten, laufen Sie Gefahr,
Die Menschen verlernen das Schnüffeln ganz und gar.

Obfrau.

Senatus consultum, in Rücksicht auf die Treu',
Bleiben die Hunde jetzt noch steuerfrei.

Treumann.

Um aber die Menschen vor den Gefahren
Des tollen Hundebisses zu bewahren,
Wird jeder Mensch, der sich beißen läßt zumalen,
Sogleich fünfundzwanzig Gulden Straf' bezahlen.
(Nr. 4 und 5 neigen das Haupt)

Findeisen.

Hier Nr. 6765: Vorschlag von einem Mann und
seiner Frau,
Zu einem neuen soliden Brückenbau

Ueber den Strom der Zeit, der, ohne Gewissen,
Die Liebe und die Zärtlichkeit hat weggerissen.
So daß von der Ehebrücken annoch,
Nichts stehen geblieben als ein einz'ges — Joch!

Obfrau.

Me Hercle! Wie Ist's gekommen, daß die alte Brücke
Der Strom der Zeit hat zerrissen in Stücke?

Treumann.

O, die Brücke war klug gebaut, als das Wasser
hereinbrach,
Stemmte sie sich nicht lang', der Kluge gibt nach.

Obfrau.

Und welch' ein neuer Plan liegt vor,
Zur Ehebrücke, die fester denn zuvor?

Findeisen.

Der Plan ist einfach und ist grundgescheidt,
Zuerst spricht man vernünftig mit dem Strom der Zeit,
Daß er gar nicht strömen soll acht oder sieben Jahr.
Bis die Brückenplän' fertig sind fürwahr;
Dann nimmt man zum Brückenbau expreß,
Ein Material, das ewig dauert, z. B. „n'Proceß!"
Dann stellt an beiden Ufern man Advocaten hin,
Die das Material hinüber und herüberziehn.

Treumann.

Valde bene! Und zu Brückenpfeilern, das ist das
allerbest',

Nimmt man Sina und Rothschild, die stehen fest,
Und zu den Brückenbögen werden die großen Bogen
Der „Berliner Kreuz-Zeitung" über den Strom gezogen,
Denn die stemmt sich auf allen Wegen,
Am hartnäckigsten dem Strom der Zeit entgegen!

Findeisen.

Und wenn man wissen will, wie hoch das Wasser steigen
kann,
Lege in das Flußbett einen Wiener Hausherrn man,
Denn höher als der steigt kein Wasser dann!

Obfrau.

Und wenn die Brücke gebaut schon steht am Ort,
Und bei der Ueberschwemmung sie stürzt dennoch ein
sofort?

(Nr 4 und 5 zucken die Achsel)

Treumann.

Dann werden Alle, die den Antrag unterstützt, beim
Sitzen
Hingestellt, um auch die Brücke zu unterstützen.

Obfrau.

Angenommen und gegeben so zu Protokoll.
Jetzt sagt, was noch berathen werden soll?

(Nr. 4 und 5 schütteln den Kopf.)

Findeisen.

Hier sind einige Einläufe: Die Pantoffelmänner über-
haupt,
Wünschen, es sei ihnen eine eig'ne Innung erlaubt.

Treumann.

Das geht nicht, das ist gegen das Gewerbewesen,
Sie sind stets ein Theil der Simandelzunft gewesen.

Findeisen.

Eine Frau schildert den gänzlichen Ruin und Verfall
Der Hauptstraße zum Herzen des Herrn Gemahl,
Und bittet demüthigst zu den Sternen,
Um neue Anschotterung, Trottoir und Gaslaternen!

Obfrau.

Der Antrag ist gerecht, wie man zu sagen pflegt,
Also meine Herren, wird er vor der Hand — ad acta gelegt.
Und die Trottoirs im Männerherzen — das geht nicht so geschwind,
Weil die meisten Herzen dazu viel zu enge sind!

Treumann.

Und wegen der Beleuchtung? Da ist erst abzuwarten, was wird geschehen, —
Zuerst muß ganz finster sein, dann — wollen wir schon sehen!

Findeisen.

Hier Nr. 6796: Gesuch der Hausfreunde zu ihrer Bequemlichkeit
Die Haussperre zu verlängern auf spätere Zeit.

Treumann.

In der Stadt, da geht's noch an, aberst alleine
In der Vorstadt, da sperren sie schon um neune!

Obfrau.

Kann nicht sein, die Hausfreunde geben jetzt keine Ruh',
Sie verkennen ganz ihren eigenen Lebenslauf,
Die Hausmeister sperren das Thor nicht zu zeitlich zu,
Der Mann sperrt Maul und Aug' zu spät erst auf.

Treumann.

Nr. 7777. Die Strohwitwen alle wohlgemuth,
Bitten um Errichtung von einem Ersatzmanns-Institut!

Findeisen.

Genehmigt, und wir selber werden gleich morgen,
Den Vollzug der Sache selber besorgen.

Treumann.

Nr. 9596. Die „brennende Liebe" bittet zu bedenken
einmal,
Die große Theuerung vom Brennmaterial!

Obfrau.

Quosque tandem Catilina abutere?
Daran laboriren wir schon lange, auf Ehre,
Wahrhaftig, das ist ein bitterböser Kampf,
Die Lieb' und die Eisenbahn verschlingen alles Holz
und allen Dampf!

Findeisen.

Drum hora est jam das Uebel zu curiren,
Wir werden nun auch den Platz im Herzen licitiren,
Auf dem das Brennholz wird aufgehäuft,
Dadurch wird's zwar noch theurer, wie Jeder begreift,

Allein, das ist Homöopathie, die helfen muß,
Wir nennen das im Dialect: „Similia similibus!"
(Nr. 4 und 5 nehmen die Uhren heraus und machen Zeichen der Ungeduld.)

Treumann.

Es scheint, daß die Herren Referenten schon lauschen,
Den Rathstisch mit dem Mittagstisch zu vertauschen.
(Nr. 4 und 5 schütteln das Haupt.)

Findeisen.

Sie sind angegriffen! Was sie aber auch leisten;
Ich sag's immer, die Kopfarbeit ermüdet am meisten!

Treumann.

Es ist ein wahres Glück für uns, daß zu dieser Frist,
Eine solche Sitzung nicht mehr öffentlich ist.

Findeisen (zu Nr 4 und 5).

Sonst hätten wir morgen gedruckt und gestochen
Alles zu lesen, was Sie heute gesprochen.
(Nr. 4 und 5 zucken die Achsel.)

Obfrau.

Also Commission und Sitzung sind zu Ende schon?

Treumann.

Und fürwahr, das war eine saubere Commission!

Obfrau, Treumann und Findeisen (zum Publicum)

Verehrteste! Das allgemeine Wohl
Das ist besorgt und aufgehoben,
Und zu ihrem besonderen Wohl
Ist die Sitzung auch schon aufgehoben!

Inhalt des siebenzehnten Bandes.

M. G. Saphir's Schriften.



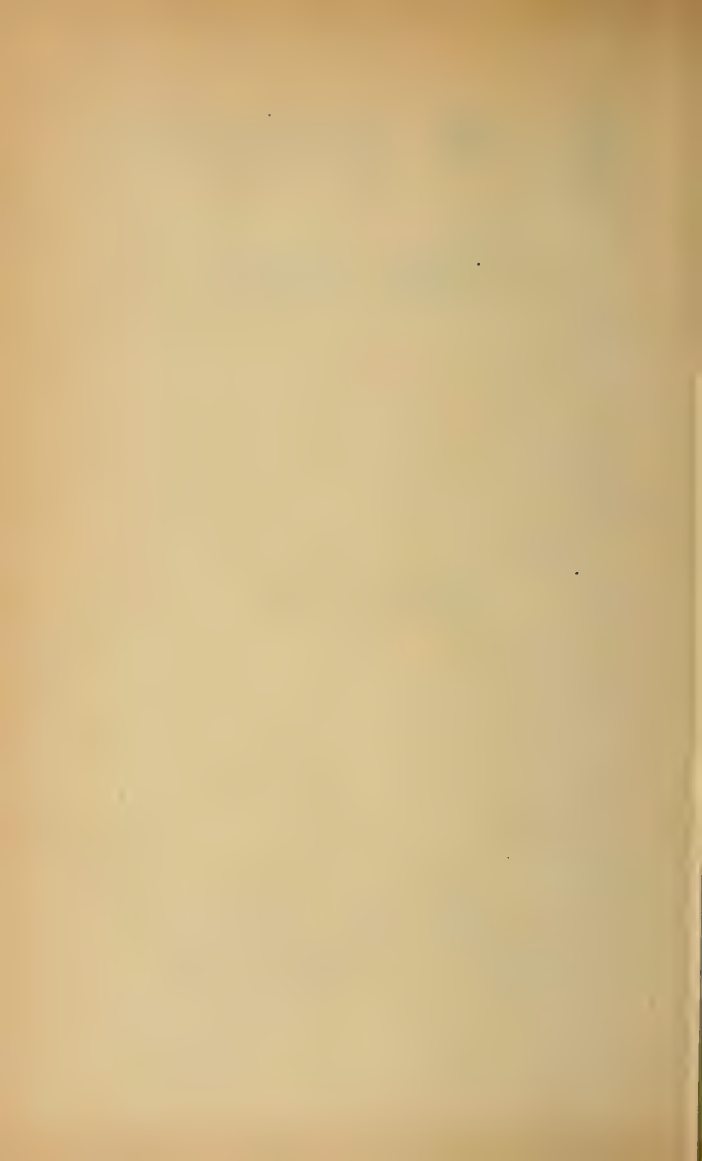
M. G. Saphir's Schriften.

Achtzehnter Band.

Brünn, Wien & Leipzig.

Verlag von Karafiat & Sohn in Brünn.

Druck von Fr. Karafiat in Brünn.



Kleine Exempel aus Europa's Rechenbüchlein,

oder:

Wenn ein einzelner Mann die „ewige Treue" in vier Flitterwochen zerreißt, wie lange brauchen 80.000 Mann um den „ewigen Frieden" zu zerreißen.

Bevor die Welt erschaffen wurde, war nichts, nichts als Nichts, und wo nichts ist, ist Friede! Um Nichts schlägt sich Niemand.

Dann kam das Chaos und da war noch immer Friede, denn wenn es sich um ein Chaos handelt, da ist Alles in Ordnung.

Dann schossen die Lichter vom Himmel herab und die Bäume und Kräuter schossen aus der Erde empor, aber es war dennoch Frieden.

Dann kam das liebe Vieh und da war erst recht Frieden.

Dann ward der erste Mann und noch immer blieb Frieden.

Dann ward das erste Weib und mit ihr der Krieg in Aussicht.

Den Menschen die Rippen herausnehmen, ist immer die erste „Kriegsbereitschaft."

Adam muß ein Kleindeutscher gewesen sein; als ihm der großmächtige Himmel die Kriegsbereitschaft vorschlug, ist er sogleich — eingeschlafen.

Als der Kleindeutsche erwachte, war es „zu spät!" Er war um eine Rippe ärmer, und um eine Frau — noch ärmer! Seine Kriegsgöttin stand vor ihm!

Aber ein Weib gegen einen Mann! und Adam war nach der Rippenoperation ein „kranker Mann!"

Jeder Mann, m. s. H. u. H., ist in der Liebe ein Türke und in der Ehe ein kranker Mann! Seine Frau ist sein Leiden, d. h. seine Krankheit. Nun kommen mehrere alliirte Doctoren, Hausfreunde, um dem Kranken zu helfen; vor der Hand besetzen sie seine Krankheit, das ist eine ganz neue Heilart, der „kranke Mann" verschreibt sich die Doctoren und die Doctoren nehmen die Krankheit ein.

Also das erste Menschenpaar schon waren Kriegsleute, dieser Krieg war sehr wohlfeil, die Uniformirung hat wenig gekostet; — aber ein schwaches Weib gegen einen starken Mann! Darum schloß die erste Frau eine Offensiv- und Defensiv-Allianz mit der Schlange, und dem kranken Mann haben die Alliirten bei der Betheilung mit einem halben Apfel den Mund gestopft! Also schon das erste Menschenpaar hat Krieg geführt. Das zweite Menschenpaar Kain und Abel haben sich in Friedenszeiten „mon frère"

titulirt, aber weil Abel mit seinem Schafsopfer mehr begünstigt wurde, hat Kain als Athlet das Kunststück gemacht und den unschuldigen Abel erschlagen.

Kain, m. s. H. u. H., wurde auf der Stirne gezeichnet, er war also der erste Künstler, der gezeichnet wurde.

Man spricht von einem „ewigen Frieden,“ der Ausdruck schon ist falsch; der Begriff ewig bedingt nicht nur kein Ende, sondern auch keinen Anfang.

Wenn unsere Jünglinge „ewige Liebe“ schwören, so heißt das: es hat sich gar nichts angefangen.

Der „ewige Friede“ ist der Zustand, wo nichts herrschen wird als das Recht! Gut! Aber welches Recht? das Standrecht? das Landrecht? das Privatrecht? Wir haben so viel Rechte, daß man vor lauter Rechten das rechte Recht nicht recht sieht.

Römisches Recht, französisches Recht, englisches Recht u. s. w. Dem Deutschen geht's mit den „Rechten“ wie mit den Sprachen, die fremden studirt er, die eigenen lernt er nicht kennen.

Feuerbach sagt, das deutsche Recht hat keine Einheit, sondern es zerfällt in die Geschichte einzelner Länder. Man sieht das deutsche Recht ist recht deutsch: — es zerfällt.

Wenn also in der Ehe Frieden herrschen soll, so muß also das Recht herrschen, also muß die Frau herrschen, denn die Frau hat immer recht! Jede Frau ist ein praktischer Jurist, jede Frau ist eine

Doctorin beider Rechte, der Mann und der Hausfreund beide sind ihr recht!

Ein jeder Advocat ist ein Stück Arzt und ein jeder Arzt ist ein Stück Advocat.

Der Patient ruft den Doctor, um ihn gegen die Krankheit zu vertheidigen, der Doctor führt den Proceß des Kranken gegen die Krankheit; ein jedes Recept ist ein Actenstück, die Apotheke ist das Einreichungsprotocoll. In jedem Fall, wenn der Patient den Proceß auch gewinnt, muß er froh sein, wenn er nur mit dem Leben davon kömmt.

So ist auch jeder Advocat ein Arzt. Jeder Proceß ist ein „Hautreinigungsmittel." Es gibt auf der Welt gar kein besseres Hautreinigungsmittel, als den langen Gebrauch eines Proceßes; er reinigt die Haut — vom letzten Hemd!

Was ist das Leben, m. f. H. u. H.? Ein langer oder kurzer Proceß um den Menschen zwischen Geburtshelfer und Todtengräber! Und vom Geburtshelfer zum Todtengräber geht der Mensch auf zwei Krücken durch's Leben, die Krücke der Jugend hat einen Kopf nach vorne geschnitzt und heißt Hoffnung, die Krücke des Alters hat einen Kopf nach rückwärts geschnitzt und heißt Erinnerung.

Die Jugend ist ein Blumengarten, das Alter ist ein Obst- und Fruchtgarten, und man soll den Menschen stets zurufen: Jugend! Ehre das Alter, du nährest dich von der Frucht des Alters, und du

Alter, gönne der Jugend ihre Blumen, sie schmücken dich doch!

Der Mensch steht wie ein Baum im Leben, die Blüten fallen ab, dann spotten die Blätter der Blüten, dann fallen die Blüten ab und die Früchte spotten der Blätter, dann fallen die Früchte ab und die Zweige spotten der Früchte, dann fallen die morschen Zweige ab und der dürre Stamm spottet der Zweige, dann verwittert auch der Stamm, aber die Blüte, die Jugend, die am frühesten fiel, sagt sich leise, mein Tod gab Frucht, die Frucht gibt den Kern, der Kern gibt wieder einen Baum voll Blüten, Blätter, Zweige und Früchte. — So ist der Lebensbaum, der sich immer wieder erneuert, und ewig grün bleibt, und die Erde ist die Mutter des Baumes, und die Erde ist keine moderne Mutter, sie braucht keine Amme, sie säugt die Kinder selbst, und wie viele Riesenkinder säugt sie. Man sehe aber auch nur die Bäume an, die im Freien von der Mutter Erde selbst gesäugt werden, und sehe die verkrüppelten Zwergelbäume an, die von einer Amme, — von Gartentöpfen und Kübeln groß gesäugt werden. Wie viel tausend riesige Bäume säugt die Mutter Erde selbst und hat doch noch keine Abzehrung bekommen! Die „Muttermilch,“ m. f. H. u. H., indem sie das Kind nährt, setzt dem Mutterherzen selbst das süßeste „Oberste“ ab.

Bei dem gegenwärtigen Frieden, den Europa

dem glänzenden Oesterreich zu verdanken hat, interessiren sich besonders die „Wiener Milchweiber,“ und zwar wegen des dritten Punktes, sie wollen nichts als eine „freie Donau.“

Das, womit der Mensch getränkt wird und was er trinkt, das hat auf seinen Charakter Einfluß.

Die Erde tränkt alle Pflanzen mit derselben Milch, und es schleicht sich nichts aus dem Thierreich in das Pflanzenreich ein, die Menschen lassen ihre Kinder nicht nur Muttermilch sondern auch Vatermilch trinken: Schafmilch, Eselmilch, Ziegenmilch. Deshalb schleichen sich in's Menschengeschlecht Schafe, Böcke und Esel ein! Das Getränk übt seine Allmacht auf Menschen und Völker aus!

Seitdem die Menschen so viel Wasser trinken, seitdem pumpen sie sich so viel an; seitdem die Türken Wein trinken, lernen sie verschiedene Flaschen kennen; seitdem die Griechen so viel Bier trinken, seitdem machen sie so viel Plutzer. — So lange die Wiener bloß Caffee getrunken haben, so lange waren sie echte Türken, seitdem sie immer mehr Thee trinken, werden sie immer mehr Chineser.

Wir werden Gottlob immer mehr Chineser.

Wir haben schon so viel von den chinesischen Sitten angenommen, z. B. die Braminen küssen ihre Geißel, so machen wir es mit den Frauen.

Die Chinesen schätzen seit Jahrtausenden nur das Herkömmliche, die Wiener auch, sie schätzen nur

das, was herkömmt, was von Wien ist, wird übersehen. Bei den Chinesen besteht die Auszeichnung in Knöpfen, ein Mandarin mit fünf, mit sechs, mit zehn Knöpfen, auch bei uns schätzt man den Menschen immer hoch, je mehr Knöpfe er in der Tasche hat.

Bei den Chinesen spielen die Elefanten eine Hauptrolle, in Wien auch. Es kann in Wien keine Liebschaft bestehen, ohne daß ein Dritter den Elefanten macht!

Die Wiener vergessen das Hochdeutsche ganz, und Remusat sagt, die Chinesen vergessen auch das Hoch-Chinesische!

Und weil China eine große Mauer hat, so gehen die Wiener, um volle Chineser zu sein, im Sommer auch auf die Mauer! In China trauern die Frauen um ihre Männer weiß, unsere Weiber trauern schwarz, aber im Grunde machen sie uns ihre Trauer doch nur — weiß.

Wenn die Frauen um ihre Männer Trauer anlegen, das ist bei ihnen am besten — angelegt!

Der ewige Frieden, m. f. H. u. H., kommt in der Ehe nur dann am besten zu Stande, wenn Einer von beiden in der Ewigkeit ist!

Das ist aber nur ein Waffenstillstand, — wenn sie sich dort drüben wieder finden, beginnen die Feindseligkeiten wieder.

Aber nicht alle Eheleute kommen in dem Himmel zusammen. Gerade die Männer, die aus Liebe gehei-

ratet haben, kommen in die Hölle! denn wenn ein Mann so einen Engel liebt, um den Engel zu bekommen, verschreibt er sich dem Teufel, wie er den Engel hat, sieht und sagt er! „das ist der Teufel!" „das ist zum Teufel holen!" und so kommen alle liebenden Männer in die Hölle!

Darum muß man sich in der Liebe und in der Ehe hüten, zu zärtlich zu sein! Wenn man zu der Frau sagt: „mein Engel!" so sagen sie gleich, „den Engel muß man vergolden!" Sagt der Mann „mein Schatz!" so sagt die Frau: „Vom gefundenen Schatz gehört dem Feinde nur ein Drittheil!" Der Mann aber denkt sich: „nein! Einen Schatz muß man eingraben!" Besonders soll sich der Mann hüten, zu seiner Frau zu sagen: „Meine Theure!" sonst begehrt sie gleich eine Theuerungszulage!

Die Ehe ist ein Krieg, die Liebe ist auch ein Krieg, das Frauenherz will wie ein Sebastopol erobert sein; die Männer sind in dieser Beziehung alle alliirt, wenn sie so ein Sebastopol, wenn sie so ein Frauenherz erobert haben und wissen, daß sie nicht im Stande sind, sich darin zu halten, ehe sie es leer stehen lassen, zerstören sie das Herz, bevor sie es räumen. Das Leben ist auch nur ein Krieg, der Tod ist der ewige Friede, die Aerzte, die Apotheker und die Todtengräber sind die Großmächte, die diesen ewigen Frieden vermitteln, die Würmer sind die Kleindeutschen, nach der Hand werden sie von diesem

Frieden sich ernähren, und der Kirchhof ist der Congreßort des ewigen Friedens.

Es wundert mich Etwas, m. f. H. u. H., man hat allopathische und homöopathische Apotheken, warum hat man nicht auch allopathische und homöopathische Kirchhöfe?

Der Todtengräber müßte beurtheilen, wer mit dem vollen Magen stirbt, gehört auf den allopathischen Kirchhof, wer mit dem leeren Magen stirbt, gehört auf den homöopathischen Kirchhof.

Aber ich empfehle allen meinen Freuden homöopathisch, mit dem leeren Magen zu sterben, sie werden dann leichter — aufstehen.

Jean Paul und Augustinus sagen, die Todten stehen alle im 33. Jahre auf: es wird also jenseits keinen Vierziger geben, und da die Schwaben erst in vierzig Jahren klug werden, so wird's im Himmel nicht einen einzigen klugen Schwaben geben.

Man sagt, der Engel der Auferstehung geht auf jedes Grab und auf jedem Grabe stößt er in die Posaune und ruft den Namen jedes Todten auf und an.

Hätten die Wiener nicht warten können mit dem Mozartsfest bis zur Auferstehung, dann hätten sie gehört, wo Mozart begraben liegt, die Posaune hätte gleich beim Musikfeste mitwirken können, und Mozart hätte selbst dirigirt und da die allgemeine Auferstehung gewesen wäre, hätte man keinen Mangel an Sperrsitzen gehabt.

Es ist eine curiose Welt! Wo und wann ein Hund stirbt, weiß es jeder und alle Augenblick sagt Jedermann: da liegt der Hund begraben! Aber wo die großen Männer begraben liegen, daß weiß man nicht.

Die Wiener wissen nicht, wo Mozart begraben ist und die Juden wissen nicht, wo Moses begraben liegt; die Juden hätten gewiß auch schon ein großes „Moses-Fest" veranstaltet, allein sie wissen nicht, woher sie sich zum Dirigiren einen ausländischen Rabbiner verschreiben sollen, ohne dem Wiener Rabbiner den Bart zu krümmen!

So ist's mit der Anerkennung der Talente, m. f. H. u. H.! Um Homers Geburtsort stritten sieben Städte, — als er lebte, ließen sie ihn betteln gehen! Um die Erfindung der Buchdruckerkunst streiten die Deutschen und die Chinesen, wenn man aber ein Buch drucken lassen will, so steht man da wie die Ochsen am — Gutenberg!

Anerkennung, m. f. H. u. H., ist eine Pension, die man durch vieles Wirken erhält, aber mit der Pension der Anerkennung ist's verkehrt, wie mit jeder andern Pension. Jede andere Pension kann nur im Inlande verzehrt werden, die Pension der Anerkennung kann man nur im Auslande genießen!

Der „Geist," das „Genie," m. f. H. u. H., führt einen ewigen Krieg mit dem Leben; die „Dummheit" lebt ewig in Frieden, die Dummheit hat ihre

historische Berechtigung! Welche Revolutionen sind im Reiche des Geistes, der Kunst, der Wissenschaft, der Literatur vorgegangen? Und Kunst, Geist, Literatur u. s. w. haben durch diese Revolutionen, so wenig wie die Menschheit überhaupt durch Revolutionen gewonnen.

Ja nach allen diesen geistigen Kriegen ist eine complete geistige Waffenruhe eingetreten, weil die Zeit keine geistigen Recruten mehr stellen kann, weil auf dem geistigen Kampfplatz selbst schon die Uebersetzungen, die „Fremdenlegionen“ erschöpft sind.

Wenn ich ein „Ballet“ sehe, so begreife ich nicht, wozu der liebe Himmel dem Menschen „Sprache“ und „Vernunft“ gegeben hat. Die dort oben brauchen keine Sprache und die da unten brauchen keinen Verstand und sind doch glücklich!

Denen unten ist's ganz recht, daß die oben nichts zu sagen haben, und denen oben ist es ganz recht, daß die unten keinen Verstand haben.

Jedes Ballet hat Hand und Fuß und wird deßhalb mit vollen Händen applaudirt, denn was die Füße oben sagen, das greifen die unten mit Händen.

Wenn ich unsere fünfactigen Trauerspiele sehe, so weiß ich nicht, zu was der Mensch fünf Sinne hat? Hören, Sehen, Fühlen, Riechen, Schmecken. Im ersten Act, wo blos erzählt wird, hört man das, was man sehen sollte, im zweiten Act sieht man, daß man

nichts hört, im dritten Act fühlt man, daß einem Hören und Sehen vergeht, im vierten Act riecht man schon die Leiche vom letzten Act und im fünften sagt man: das schmeckt nach gar nichts!

Wenn ich unsere Volksposse sehe, so denke ich mir, zu einer jetzigen guten Volksposse braucht man Alles das, was man zu einem jetzigen guten Bancrott braucht.

Eine bekannte Handlung, einige Erfindung, ein paar gut erdichtete Unglücksfälle, etwas gestohlenes fremdes Eigenthum, einige rettende gute Einfälle und am Ende etwas für die Masse. Jemehr bei einem solchen gut angelegten Volksstück und gut angelegtrn Bancrott geklatscht wird, desto besser kommen die Verfasser von beiden heraus.

Wenn ich eine jetzige Lärmoper höre, so halte ich mir die Ohren aus zwei Gründen zu, erstens, damit ich nicht taub werde, zweitens; damit mir der Compositeur nicht etwa noch meine beiden Trommelfelle zu den vielen Trommeln da oben wegnimmt.

In der Musik herrscht auch ein curioser Krieg, der alte Musikverein mit dem neuen Musikverein, man könnte von diesem Krieg auch sagen: Was kriegt's mit einander, ihr habt ja nichts mit einander!?

Wir haben auch einen Krieg zwischen der „Vergangenheitsmusik" und der „Zukunftsmusik," dieser Krieg wird ewig dauern, denn alle andern Kriege werden ein Mal ein Ende nehmen, weil den krieg=

führenden Mächten die „Musikanten" ausgehen, aber einem Musikkrieg gehen die Musikanten gar niemals aus.

Wir hier haben die Vergangenheitsmusik, wir können damit zufrieden sein: Mozart, Beethoven; draußen im lieben Klein-Deutschland machen sie Zukunftsmusik, aber sie componiren die Oper, ohne noch den Text zu haben, sie machen die Musik der Zukunft und haben noch gar keine Zukunft!

Zwischen der vergangenen Musik und der Zukunftsmusik hält sich die gegenwärtige Musik ganz preußisch-neutral, sie befaßt sich statt mit Werken zur Composition blos mit — Notenschreiben.

Aber es geht diesen neutralen Noten verkehrt wie den Musiknoten, bei den Musiknoten erhöht jeder nachkommende Punkt den Werth der Note, diese Noten verlieren immer mehr an Werth, je mehr Punkte nachkommen.

Wenn ein Punkt über einer solchen Note kommt, zeigt es an, daß man die Finger aus dem Spiele lassen soll, oder auf gut österreichisch: „Hand von der Butten!"

Ein Kreuz bei der Note erhöht ihren Werth, darum haben die Neutralitätsnoten eine eigene „Kreuz-Zeitung," worin alle Noten gekreuziget werden. In dieser Zeitung werden die Noten begraben und oben ein Kreuz darauf gestellt.

Ein jedes Kreuz, m. f. H. u. H., ist das Symbol

des ewigen Friedens, das Kreuz auf dem Grab gibt den ewigen Frieden, das Kreuz in der Kirche gibt den zeitlichen Seelenfrieden. Wieviel Menschen schleppen das Lebenskreuz zu diesem heiligen Kreuz, welche verschiedene Gebete hört dieses Segenszeichen: Der eine betet um eine Krone, der andere um einen Bissen Brod, der Dritte um nichts als um eine Thräne, und das ist der, der am ehesten erhört wird, und wenn man mit seinem Lebenskreuz nur in Andacht vor diesem Kreuz hinkniet, so wird jedes Gebet zu einer Kreuzesabnahme.

Darum ist auch die Ehe ein frommes Institut, jeder Mann hat sein Hauskreuz, ein jeder Ehemann ist ein Kreuzritter, er zieht in den häuslichen Zwist seines Kreuzes halber.

Das kriegführende Mächte-Ehepaar möchte am Ende gerne Frieden machen, aber die Frau ist ungerecht, sie beginnt den Krieg, sie besetzt die Krimm mit fremder Mannschaft und am Ende will sie noch Kriegsentschädigung.

Der Frieden in der Ehe ist ein bewaffneter Friede, er muß sich mit Geduld waffnen, und sie führt die Waffen im Mund: der Mund einer Frau ist ein Zeughaus voll Dolche und Schwerter. Der Friede aber im Allgemeinen ist ein vornehmer Herr, wo er wohnt, muß vor seiner Thüre eine militärische Schildwache stehen.

Mit dem „ewigen Frieden“ ist's, wie wenn man

mit seiner Frau in eine Seidenhandlung geht und Stoff auf ein Kleid begehrt, der Kaufmann zeigt einen Stoff und sagt: „Das ist für die Ewigkeit." Wenn man im Vertrauen auf diese Ewigkeit den Stoff kauft, so sagt der Kaufmann, „nehmen sie lieber ein paar Ellen mehr auf zwei Leiber, man kann nicht wissen, wie bald einer zerreißt!"

Jedoch ich bemerke, m. f. H. u. H., Sie möchten jetzt auch schon gerne „Mittagszeit" in den Krieg ziehen, Sie möchten schon gerne wie Admiral Napier die Messer wetzen und einhauen!

Nun gut, ich will ihren kriegerischen Eifer nicht länger zurückhalten: Sie haben die Kriegskosten bereits bezahlt, ich schließe also und sage: „Ziehet hin in Frieden, aber ich verspreche keinen ewigen Frieden, wer weiß, ob Sie im nächsten Jahr nicht wieder — ausrücken müssen."

Beantwortung

der

von einer Gesellschaft Damen eingegangenen Frage:

„Ob es einem witzigen Menschen möglich sei, einen Einfall, und sollte er auch seine Geliebte treffen, zu unterdrücken?"

Hohe Göttin! Schaumgebor'ne!
Die auf Paphos Blumen-Eiland
Säugt den holden Herzens-Heiland;
Die das Eden, das Verlor'ne,
Allen Herzen rückgegeben!
Heil'ge Cypris! Auserkor'ne!
Kröne heut mein schwaches Streben,
Zu vertreten jenes Beben;
Das mit Wonnen unermessen,
Bald das Herz will freudig heben,
Bald es faßt mit süßem Pressen;
Das mit namenloser Regung
Uns're Geister kann umweben,
Der Empfindung reichste Hegung
Uns'rer Seele hinzugeben,
Um mit einer wunderbaren,

Gottentsprossenen Liebespflegung
Höchste Lust zu offenbaren!

Und Du, Liebe! Wonnen-Einheit!
Heil'ges Unterpfand von dorten!
Die in klarer Himmelsreinheit
Ist entschlüpft aus Edens Pforten,
Um Verbannung und Vernichtung
Mit den Menschen hier zu theilen;
Um als schönste Himmelsdichtung
In dem Prosathal zu weilen;
Uns'res Lebens Kerkerwände,
Uns'res Daseins trübe Blende
Mit den süßen Himmelsbildern,
Zu verschönen und zu mildern,
Zu verklären ohne Ende!
Du, o Liebe! schenk' dem schwachen
Sänger, Deine laut're, hohe,
Strahlenreiche Himmelslohe,
Seine Worte anzufachen
Mit den nieerlöschten Flammen,
Die dem reinen Licht entstammen;
Gib ihm Kraft und Muth und Deutung
Zu der Minne wahren Leitung!

Witz und Liebe, meine schöne Unbekannte, verhalten sich zu einander, wie Salzsäure zu Rosenöl, wie eine Pechfackel zum Mondschein, oder um prosaisch zu sein, wie eine Knackmandel zu einer Apfelsine.

Der Witz ist eine trennende, die Liebe eine verbindende Kraft; der Witz sucht Verschiedenartiges, die Liebe Harmonirendes auf; der Witz ist als Eigen-

schaft ein Talent des Scharfsinnes, und als Product ein Geschöpf des Vergleichs; die Liebe ist nicht Eigenschaft, nicht Product: sie ist innere, freie Zuneigung verwandter Seelen, sie ist eine aus dunkler Sehnsucht sich entwickelnde Empfindung der Leere, die nach Mittheilung und Vereinigung strebt.

Jean Paul sagt: „Der Witz ist ein angeschauter Verstand," eben so könnte man sagen: „Die Liebe ist ein angeschautes Gemüth." Gemüth und Verstand aber sind so heterogen, daß sie sich nicht selten gegenseitig aufheben Nichts desto weniger finden wir gerade bei den witzigsten Menschen eine Tiefe des Gemüths, die wie ein glühender Lavastrom unter der grünenden Decke der Ironie verborgen liegt, und bei allen Erschütterungen desto flammender und mächtiger ausbricht. Wer war witziger als Sterne, und zugleich zarter, gemüthlicher? welcher Deutsche darf sich an Jean Paul's Urgebirge des Witzes heranwagen, und welcher deutsche Schriftsteller hat das Leben tiefer, inniger, wahrer und wehmüthiger aufgefaßt, mit allen seinen Wehen und Thränen, mit seinen Aschenkrügen und Trauerhügeln? Selbst in dem Busen des kältesten, und, wie er gescholten wird, gottlosesten aller Witzigen, in Voltaires Busen, stand das Bild der Menschheit in seinem reinsten Tempel, und die Menschheit verdankt doch nur ihm die Abschaffung ihres größten Brandmarks: des Negerhandels.

Es ist also auch anzunehmen, daß ein Witziger

lieben kann, und lieben mit aller Gluth dieser Empfindung, mit dem Accent grave dieser Leidenschaft, ja sogar mit dem ganzen Gefolge der Thorheiten, Lächerlichkeiten und Heimlichkeiten, die der Liebe anheimgefallen sind.

Die Liebe hält ihren Einzug auf verschiedene Weise in's menschliche Herz. Da schlägt sie wie ein Blitz ein, und das Herz steht plötzlich, wie Moses heiliger Busch, in vollem Feuer und verzehrt sich dennoch nicht; dort hält sie ihren Einzug festlich und feierlich langsam, sie kömmt mit dem ganzen Vorhof ihrer Macht; mit dem Glockengeläute des Herzens, mit der Thränenillumination und mit der Aufwartung aller Gefühle; hier zieht sie durch das Auge, dort durch das Ohr in die Herzen ein. Wenn die Liebe aber einziehen soll in das Herz eines Witzigen, so gibt es vorher eine komische Schlacht. Der Witz steht vor dem Herzen und macht ihr den Eingang streitig, dadurch, daß er sich über sich selbst belustigt, er wirft nach der Liebe mit Selbstspöttereien, wie ein schwaches Kind mit kleinen Muscheln nach dem Leuchtthurm wirft, um ihn zu erschüttern; er hält die Witz-Lanzen und Bonmots-Spanische-Reiter als Schutzwehr vor; aber der Thor! er vergißt, daß wer sich gegen die Liebe wehrt, schon verloren ist, und daß es gegen Liebe, wie gegen Wölfe, fast nur ein Mittel gibt: sich ruhig, wie todt verhalten und sie vorüber gehen lassen! — Die Liebe ist aber, trotz Witz und

Spott, und Ironie und Selbsthohn in das Herz gedrungen, und demolirt es erst nun recht, weil es nicht capitulirt hat. Der Witzige, der nun verliebt ist, er mag die Liebe tragen, wie eine Schellenkappe oder wie einen Narrenhut, er mag sie umnehmen wie eine Fastnachtsjacke oder wie einen Schalksmantel, er mag sich dabei geberden wie ein Faschingthor oder wie ein Lustigmacher, die Liebe sitzt nichts desto minder mit allen ihren Pfeilen in seinem Herzen, und alle ihre Wonnen durchbeben nichts desto minder sein Wesen, und alle ihre Leiden durchzucken und zerstören nichts desto minder seine Brust und die Wonne der Gegenliebe steigt nichts desto minder wie eine jubilirende Lerche in den Himmel seiner Seele auf, und der Jammer der hoffnungslosen Liebe zerreißt und zerfleischt sein Inneres nichts desto minder mit allen seinen tausend und abermals tausend Qual- und Leidenshaken, und die unnennbare, ungestillte, in ewigen heimlichen Thränen großgezogene Sehnsucht umfaßt ihn nichts desto minder mit den schmerzlich-süßen, weichen, und dennoch glühenden, zarten und doch starken Banden und Blumenfäden der innigsten Wehmuth. Es scheint mir also unmöglich, daß ein unglücklich Liebender witzig sein könne.

Der Fall aber, den Sie, meine schöne Unbekannte, mir vorlegen, ist ein anderer. Er ist glücklich und wieder geliebt, da allerdings springen die Springbrunnen des Witzes in unerschöpflichen Glanzstrahlen

empor und fallen in herrlichen Cascaden herab, und in den Perlen des Witzes spiegeln und brechen sich die Strahlen der glücklichen Liebe, und gewähren so das imposanteste Schauspiel. Wie leicht verzeihlich ist es nicht bei einem solchen Witz-Rheinfall, wenn ein Schimmertröpfchen des schäumenden Bogens die Geliebte trifft? Freilich darf es kein anderes Tröpfchen sein, als eben lauteres Wasser, es darf nicht ätzende Säure, nicht fressendes Gift sein; es darf für den Augenblick etwas frappiren, aber es darf keine Spur am wenigsten einen Flecken zurücklassen. Denn wer die Geliebte empfindlich kränken, sie kränkend beschämen kann, in dessen rohem Gemüthe hat die Liebe nie gewohnt. Ein leichter Scherz aber ist leicht vergeben, und oft ist es ja gerade das Uebermaß der Liebe, welches seinen Gegenstand gerne neckt, so wie Feuer und Wasser zischen, gerade um sich ewig zu vereinen.

Ich glaube also, daß es einem Witzigen nicht möglich ist, einen beißenden Einfall auf seine Geliebte zu unterdrücken, weil ihn ein solcher gar nicht anwandeln darf, nicht anwandeln kann; daß er aber eine leichte unschädliche Witz-Rakete über ihr Haupt hinschwirren lassen kann, ohne daß sie ihn der Brandstiftung in der Schäferei der Liebe beschuldigen darf.

Somit hoffe ich, wird das Liebespaar, welches

gewiß schon längst versöhnt ist, mit meiner Meinung nicht unzufrieden sein, und mir um so eher Nachsicht gönnen, da ich über „Witz" und „Verliebtsein" nur wie ein Armer über fremde Güter urtheilen kann.

Untersuchung über den Gesundheitszustand des Wiener Publikums

bei meiner silbernen Hochzeit mit demselben nach 25 Jahren humoristischer Vorlesungen,

oder:

Wer hat eine stärkere Natur, das verehrte Publikum oder ich?

Es gibt eine Zahl im Leben, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, die der Mensch bei verschiedenen Gelegenheiten stets mit einem Feste feiert, wenn er sie glücklich überstanden hat.

Diese Zahl heißt 25.

Wenn man diese Schicksalszahl in der Ehe überstanden hat, feiert man seine silberne Hochzeit, denn nach 25 Jahren Ehe ist bei Mann und Frau jeder Schein verschwunden.

Oft wird die Zahl 25 als Grundtext in Musik gesetzt von dem vortheilhaft bekannten Compositeur Herrn Haslinger. Wenn ein Ehepaar diese 25 zweimal überstanden hat, feiert es die 50 mit der goldenen Hochzeit, denn nach 50 Jahren leben die Eheleute ganz wie die Leute im goldenen Zeitalter, sie gehen in reiner Unschuld neben einander her. Wenn ein Beamter

50 Jahre mit seiner Anstellung verheiratet war, feiert er sein Jubelfest und wird zur Ruhe gesetzt, ein Geschäft, wozu er durch 50 Jahr Praxis berufen ist. „Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch eine Frau," das ist sehr weise vom lieben Himmel. Wenn der Mann ein Amt hat, schadet ihm die Frau nicht mehr, denn findet er zu Hause keine Ruh', so geht er in's Bureau, und es ist fürs Bureau besser, wenn der Beamte verheiratet ist, denn dann eilt er nicht nach Hause. Manche Bureaux sind wie die Friedhöfe, man könnte auf jede Thüre setzen: „Hier ruht der Herr so und so."

Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch eine Frau, das ist der einzige Trost des „Praktikanten." Das Sprichwort muß eigentlich also heißen: „Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch eine Frau, und wem Gott eine Frau gibt, dem gibt er auch noch einige Praktikanten."

Das Sprichwort heißt eigentlich: „Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand." Es ist also bewiesen, daß auch Gott den Leuten ein Amt gibt, die noch keinen Verstand haben, auf dieses Verdienst hin bekommen sie das Amt, wenn einer einmal ein Amt hat, schadet ihm der Verstand nicht mehr.

Was aber, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, feiert ein Praktikant, wenn er 25 Jahre mit der Praxis verheiratet war? Die silberne Hochzeit des Hungers mit der Hoffnung, oder das Siegesfest

des Kopfes über den Magen. Die Ehe des Praktikanten mit der Praxis beginnt und endet wie jede andere Ehe mit zwei Schiller'schen Gedichten. Am Anfange mit der „Erwartung" und am Ende mit der „Resignation."

Welches Fest feiert aber eine humoristische Vorlesung, die das seltene Glück hat, in einem höchst liebevollen und nachsichtigen Publikum ihren Mann gefunden zu haben, der sie nach 25 Jahren noch mit derselben Güte und Nachsicht behandelt wie bei ihrer ersten Zusammenkunft? Die Vorlesung feiert das jüdische Osterfest, es ist kein „saures Brot," das Publikum aber feiert „das Fest der heiligen Märtyrer."

Wenn bei einem Menschen, der von Papier lebt, das Silber sich halten könnte, könnte ich heute mit dem verehrten Publikum die „silberne Hochzeit" feiern, es wäre hoch Zeit! aber m. f. H. u. H., Witz und Geld vertragen sich nicht mit einander, das Geld muß man suchen, der Witz darf nicht gesucht sein. Die Poesie macht sich über das Geld lustig, das Geld macht sich über die Poeten lustig, und darüber machen sich die Poeten traurig. Die Poeten sagen: Das Geld ist blos eine Idee. Fragt man sie aber, ob sie Geld haben, so sagen sie: Keine Idee. Die Finanziers sagen: Das Geld ist ein idealer Umlauf, das heißt auf deutsch: Wenn man den ganzen Tag um Geld herum lauft und keine Idee hat, woher. Kein Geld haben ist

traurig. Vor Zeiten war „Kein Geld“ blos eine Familientrauer, jetzt ist „Kein Geld“ allgemeine Landtrauer, wo man hin sieht, alles schwarz, aber nicht in Flor. Wie viele Menschen, m. f. H., wären tugendhaft, wenn sie Geld hätten, und wie viele Menschen wären gescheidt, wenn sie kein Geld hätten. Wie viele Menschen, m. f. H., würden die Tugend der Selbstverläugnung üben, wenn sie Gläubiger hätten, und wie viele Pflastertreter wären häusliche Menschen, wenn sie keine Gläubiger hätten. Es ist sonderbar im Leben. Seine Geliebte sucht man oft in allen Straßen und begegnet ihr nie. Seinen Gläubigern weicht man aus, und begegnet ihnen jeden Augenblick.

Schriftsteller, Künstler und Gläubiger haben in der Welt das gleiche Loos. Die Dichter in dem Augenblicke, wo sie mit ihrem Geiste Jemanden zu Hilfe kommen sollen, werden sie sehr gesucht, dann aber sind sie überflüssig, auch die Gläubiger, wenn sie das Geld hergeben sollen, sind sie sehr gesucht, dann aber sind sie höchst überflüssige Menschen.

Man sagt oft, Der und Der ist an Schuldenmachen zu Grunde gegangen, das ist nicht wahr. Noch nie ist Jemand an Schuldenmachen zu Grunde gegangen, sondern blos an Schuldentilgen. Nie ist Jemand zu Grunde gegangen, weil er zu viele Schulden gemacht hat, sondern darum, weil er zu wenig Schulden gemacht hat. Mit einer Million Schulden kann man ganz honnet fallen, und die Leute bedauern einen.

Mit ein paar tausend Schulden kann man blos stolpern, und die Leute lachen einen aus. Wenn Jemand fällt, so heben ihn die Leute auf, weil sie sich fürchten, er könnte auch auf sie fallen, aber wenn einer stolpert, denken sie sich blos, da liegen die Musikanten begraben. In Wien ist gut zu fallen, man fällt wenigstens auf ein gutes Pflaster, darum kommen so viele Fremde her, um in Wien zu fallen. Ueberhaupt sind die Straßen Wien's zum Börsenspiel ganz geeignet, sie sind mit „Würfeln" gepflastert.

Erlauben Sie mir hier, m. f. H., an meinem Hochzeitstage ein Bischen von mir selbst zu sprechen, und Ihnen Einiges aus meinem Lebensbuche mitzutheilen: II. Theil, Capitel „Schulden," Seite 36.

Als ich noch in Prag studirte, hielt ich mich für einen Studenten und studirte nichts. Ich wohnte bei einem bürgerlichen Ehepaar. Es war ein curioses Spiel der Natur. Er war ein Schneider und sie war mollet, dabei war sie eine Studentenfreundin, besonders wenn die Studenten die Prüfungen gut bestanden. Ich war meinem Schneider schon die Miethe für drei Monate schuldig, im Ganzen die Summe von 12 Bankozetteln. Der Schneider wurde ungeduldig, ein ungeduldiger Schneider ist ein furchtbarer Mann, der Schneider konnte nicht begreifen, wie einem anderen der Faden ausgehen könnte. Die Schneiderin, eine Beschützerin der Künste und Studentenschaften, beschwichtigte ihn mit der Vorstellung,

daß ich armer Teufel ohnehin nichts zu beißen und zu brechen hätte. Der Schneider war ein Tyrann, er beschloß, mir aufzupassen, wo und was ich esse. Er überraschte mich richtig eines Abends im Gasthause, als ich eben einen Kalbsbraten studirte, und, wie gewöhnlich, die Studien repetirte. Er stürzte auf mich los und schrie: „Nun glaube ich dem Gerücht, Sie haben Geld!" Ich nahm das abgenagte Bein in die Hand und erwiederte: „Sie glauben dem Gerücht, ich hätte Geld, ich schwör' Ihnen, — hier hob ich das abgenagte Bein in die Höhe — da ist nichts daran!" Er aber suchte mich nun mit Moralgründen zu fassen und sagte: Bedenken Sie doch, mir sind Sie den Zins schuldig, und Sie essen Kalbsbraten! Als ich sah, daß der Schneider Logik studirt hat, warf ich mich auf die Moral-Philosophie und sagte: Sehen Sie Herr Schneider. Der Mensch ist sich selbst der Nächste. Ich bezahle die Schulden, die mir am nächsten liegen. Den Zins bin ich bloß Ihnen schuldig, aber Kalbsbraten zu essen, bin ich mir schuldig, und diese Schuld zahl' ich zuerst.

Ich bitte Sie, m. f. H. u. H., wenn alle Leute, die den Zins schuldig sind, keine Kalbsbraten essen sollten, würde ein Kalbsschnitzel einen Kreuzer kosten.

Ich bin überhaupt mit dem Gelde unglücklich. Ich liebe es, aber weil ich es liebe, kann ich es nicht einsperren, und lasse ihm volle Freiheit, auszugehen, wann und wie es will. Das Geld ist aber auch mit

mir unglücklich. Kaum daß es zu meiner Thür herein kömmt, so werf ich's zum Fenster hinaus, und darin habe ich eine solche Uebung erhalten, daß ich das Geld zum Fenster hinaus warf, auch wenn ich Monate lang in einem Local lebte, das gar keine Fenster hatte. Ich liebe das Geld, es ist eine Liebe ohne Gegenliebe.

Von nichts singen die Dichter so viel, als von unglücklicher Liebe. Die Dichter singen immer. Sie singen von erhörter Liebe ganz unerhört, und wenn sie von unerhörter Liebe singen, vergeht Einem Sehen und Hören. Die Liebe und das Geld existiren nur noch auf dem Theater.

Die Liebe ist eine Geldfrage und die Heirat ist die Geldantwort. Jedes ledig gebliebene Mädchen ist eine unbeantwortet gebliebene Geldfrage. Die Mädchen sind sehr zu bedauern. Man soll sie nicht gehen lassen, man soll sie nicht stehen lassen, man soll sie nicht laufen lassen und man soll sie nicht sitzen lassen. D'rum wissen sie sich nicht anders zu helfen, als sie emancipiren sich. Mit der Emancipation ist's wie mit den Uhren. Im Anfange werden sie aufgezogen und zuletzt bleiben sie sitzen. Es ist sonderbar, m. f. H. u. H., mit Geist und mit Dummheit. Die Frauen wissen nicht eher einen klugen Mann zu lieben, bis sie einen dummen Kerl geheiratet haben, und die Männer wissen nicht eher wie angenehm eine dumme Geliebte ist, bis sie eine geistreiche Geliebte los sind. Ueberhaupt ist mit den Männern und Frauen jetzt

ein ganzer Durcheinander, die Weiber sind jetzt ganz andere Männer als die Männer, und die Männer sind jetzt ganz andere Weiber als die Weiber. Eigentlich, m. f. H. u. H., ist eine einzige Mutter an dem Ledigbleiben vieler Töchter schuld, nämlich die Mutter Natur. Es werden jährlich in Europa 100.000 Mädchen mehr geboren als Knaben, das ist von der Mutter Natur zu gütig. Früher ist doch manchmal Eine aus Liebe gestorben, aber dieser Tod hat ganz aufgehört, weil die Liebe keinen Doctor mehr rufen läßt.

In jeder Secunde, m. f. H. u. H., wird ein Mensch geboren und wird ein Mensch gestorben, aber oft stirbt ein geistreicher Mensch und ein dummer Kerl wird geboren. Oft stirbt ein weiblicher Engel und eine Xantippe wird geboren.

Letzthin erscheint ein Buch: „Die Kunst, mit Frauen glücklich zu sein," aber das ist keine Kunst, mit allen Frauen glücklich zu sein, die Kunst besteht darin, mit seiner Frau glücklich zu sein.

Und doch wohnt die Liebe mit ihrer Hofdame, der Barmherzigkeit, und mit ihrer Palastdame, der Aufopferung, und mit ihrer Schlüsseldame, der Hingebung, nur im Frauenherzen! Die Männer genießen von der Liebe nur den Genuß und nicht das Leid, aber das Herz der Frau, wenn es in Liebe aufgeht, nicht nur den Duft der Bluthe, nicht nur den Sammt der Blätter, nicht nur die Zartheit des Kelches, nicht

nur die Süßigkeit der Frucht, sondern die Wunde der Rinde, die Bitterkeit der Wurzel, den Schmerz des herben Zerknickens und Hinwelkens! Die Thränen sind überhaupt die Augenzeugen des Schmerzes, die Mädchen weinen, die Männer spritzen bloß mit Thränen den Sand auf, den sie den Mädchen in die Augen streuen. Die Frauenthränen aber haben gar nichts zu bedeuten, von diesen Thränen kann man auch sagen: Aus den Augen, aus dem Sinn.

Das Auge, m. f. H. u. H., weint oft, wenn das Herz lacht, weil das Auge weiter sieht als das Herz, weil das Auge in die Ferne sieht, und die Erfahrung gemacht hat, daß nach jeder Fest- und Freudenprocession zuletzt immer ein unglücklicher Bettler den Zug beschließt. Herz und Scherz, m. f. H. u. H., ist ein Reim, den der Mensch gemacht hat. Herz und Schmerz ist ein Reim, den das Schicksal gemacht hat. Aber Herz-allerwärts ist ein Reim, den die Mädchen gemacht haben.

Die Mädchen, die spröden und wählerischen Mädchen, sind gerade wie die Bäume. Je mehr sie im Frühlinge Liebhaber und Blätter ausschlagen, desto mehr Blätter und Liebhaber sehen sie im Herbste abfallen.

Seitdem die Männer bloß auf dem Münzfuße gehen, gehen sie nicht mehr auf Freiersfüßen. Ueberhaupt sterben gewisse Gattungen Menschen ganz aus, nämlich die redlichen Sucher und die redlichen Finder.

Wenn Jemand ein Mädchen sucht, und man ihm sagt, sie ist schön, so fragt er: Hat sie schön? — Wenn man sagt: Sie ist schön gebaut, so fragt er: Wie ist das Gebäude eingerichtet? — Die redlichen Finder aber müssen ganz aussterben. Wovon soll ein redlicher Finder jetzt leben, wenn kein Mensch mehr etwas zu verlieren hat? Das sind so die Gegensätze, an welchen das arme Leben sehr reich ist. Je früher man sich verliebt, desto später wird man klug. Je später man sich verliebt, desto früher wird man zum Narren gehalten, je höher man sich selbst stellt, desto niedriger stellen einen die andern, je breiter der Ausdruck, desto schmaler der Eindruck, je heißer der Schwur, desto kälter wird er gebrochen, je dünner die Kerzen, desto dicker die Seifensieder, je magerer das Rindfleisch, desto fetter der Fleischhauer, je feiner der Filz, desto gröber wird er gebürstet, je mehr auf der Börse, desto weniger in der Börse; je mehr Sicherheitsgesetz, desto unsicherer das Gesetz; je theuerer das Leben, desto wohlfeiler der Tod; je kleiner der Schuh, desto größer die Hühneraugen.

Zum Schriftsteller, zum Poeten und zum Humoristen muß man geboren sein. Aber muß man denn überhaupt geboren sein? Und was nützts, wenn man zum Schriftsteller geboren ist, wenn's die Hebamme nicht gleich erkennt und den jungen Schriftsteller wie einen Bräumeister schief wickelt. Ja es wäre gut, wenn die Hebamme gleich ausriefe: „Ich gratulire

den Herren Aeltern, es ist ein recht liebes und dickes Humoristerl!“ Aber manchmal wird der Mensch zum Weinhändler geboren und wird wie ein Dichter bei Wasser aufgezogen.

Ich, z. B. erinnere mich nicht mehr, zu was ich geboren wurde, aber es entwickelte sich in meiner frühesten Jugend mein Schriftstellertalent. Alles konnte ich erlernen, nur nicht — schreiben. Mein seliger Vater sagte: Du wirst Dein Lebtag nicht zwei ordentliche Zeilen schreiben. Durch diese Prophezeihung ermuntert, beschloß ich zu studiren und ging nach Prag. Mein Großvater schenkte mir auf die Reise mit eine große tombakene Uhr in einem Schildkröt-Gehäuse. Die Uhr blieb beim ersten Versatzamt stehen und in das Gehäuse packte ich meine Garderobe.

In Prag angekommen, wurde ich gleich Banquier, der erste Banquier auf der Eselsbank, das ist diejenige Bank, welche die meisten Bankfilialen hat. Wegen meiner schlechten Schrift blieb ich so lange auf der Eselsbank sitzen, bis ich Schriftsteller wurde. Aber von meiner deutschen Schriftstellerei konnte ich in Böhmen kein Brot finden, weder Deutsch- noch Böhmischbrot. Aus Verzweiflung wurde ich Humorist und Satyriker, blos um etwas zu beißen zu haben.

In diese zwei Dinge, Humor und Satyre, mischte ich noch etwas Wiener Gemüthlichkeit, und aus diesen drei Dingen verfertigte ich in Berlin vor 30 Jahren, im Jahre 1828, die erste humoristische

Vorlesung, und erklärte damit dem deutschen Publicum den 30jährigen Krieg.

Ein Vierteljahrhundert schenkt mir das geistvolle, empfängliche und gütige Publicum seine Theilnahme ungemindert und das verursacht, daß ich von meinen humoristischen Vorlesungen doch etwas halte, wenn auch nicht die Einnahme, doch das Bewußtsein, und Bewußtsein ist ein großer Trost für den Mangel an bewußt haben.

Daß das verehrte Publicum nach einem Vierteljahrhundert noch meine Vorlesung besucht, ist ein Beweis seiner unzerstörbaren Constitution und gesunden Natur, ein Beweis von seiner gesunden Geduld, von seinem guten Herzen und gesunden Magen.

Aber Sie, m. f. H. u. H., Sie werden gütigst zugeben, daß man auch eine gesunde Natur dazu braucht, 25 Jahre einen Artikel in Mode zu erhalten, besonders wenn der Artikel kein weiblicher Artikel ist.

Wien hätte eigentlich Ursache, mir recht böse zu sein. Ich habe Wien mit Humoristen überschwemmt Im Anfange war ich Solo-Humorist. Die Humoristen haben sich Gottlob seitdem in Wien so vermehrt, daß man in keinen Salon eintreten kann, ohne auszurufen: Schon wieder ein Humorist!

Jedes Feuilleton ist eine kleine Humoristenbewahr-Anstalt. Ich habe letzthin das Zeugniß von einem Redacteur gelesen, das er seinem entlassenen Humoristen ausstellte: „Ich Endesgefertigter bezeuge hiemit,

daß Vorzeiger dieses, gelernter Barbier und Humorist, bei mir in Diensten gestanden und sich in dieser Zeit gut aufgeführt hat. Auch wurde derselbe gesund von mir entlassen."

Der Humor, m. f. H. u. H., ist eine erbliche Krankheit, denn sein Hauptvermögen besteht in Mutterwitz — den man erben muß. Der wahre Humorist hat Mutterwitz, die falschen Humoristen haben Vaterwitz. Denn in was besteht jetzt der Witz der jetzigen Väter? daß sie den Kindern nichts mitgeben! Mutterwitz ist eine legitime Erbschaft.

Wo befindet sich die größte Bibliothek der Erde? „In der Erde!" Die Todten sind lauter medicinische Werke im Steindrucke.

Die Liebe ist die Fabel des Herzens, die Freundschaft ist die Geschichte des Herzens, der Ruhm ist das Prunkzimmer des Herzens, die Hoffnung ist die Bildergallerie des Herzens, die Poesie ist die Begeisterung des Herzens, die Dankbarkeit aber ist die Religion des Herzens!

Aus Dankbarkeit gegen das Licht rang sich die Erde aus dem Chaos, aus Dankbarkeit gegen den Frühling treiben die Blumen aus der Erde, aus Dankbarkeit gegen die Sonne baut auf den Wolken sich ein Regenbogen, und aus Dankbarkeit gegen den Wohlthäter Schlaf wimmeln die bunten Träume aus dem Mantel der Nacht! Jeder Traum, m. f. H.

u. H., ist ein Dankgebet an den Retter in der Noth, an den Schlaf! Der Traum ist der Turnplatz der Hoffnungen, der Wünsche und der kühnsten, verwegensten Pläne! In jedem Menschen, m. f. H. u. H., ist eine Niederlage von verschiedenen Werkzeugen für die andern Menschen; der Verstand ist der Bohrer, mit dem er ihn anbohrt; die Klugheit ist der Hammer, der den Nagel auf den Kopf trifft; der Scharfsinn ist der Pfropfenzieher, er bringt alles auf gewundenem Wege heraus; die Ausdauer ist das Stemmeisen, sie setzt alles durch, wenn sie sich anstemmt; die Wohlthätigkeit ist der Schlüssel zu allen Herzen und die Dankbarkeit ist der Nachschlüssel, der da hinein paßt, wo die Wohlthat ein Herz geöffnet hat!

Unsere neueren Volksdichter sind eingefleischte Feinde vom Geld. In allen ihren Stücken ist jeder, der Geld hat, ein Lump, und jeder Lump, der kein Geld hat, ein ausgezeichnet tugendhafter Mensch. Nun möchte ich nur wissen, warum diese Volksdichter, die kein Geld haben, folglich sehr tugendhaft sind, für's Geld Stücke schreiben, um zu Geld zu kommen, und so ihre eigene Tugend zu ruiniren? Bei all dieser Verehrung, welche die neueren Dichter für die armen Teufeln haben, hab' ich noch nie das Werk eines Dichters gelesen, mit der Widmung: „Ihnen, meine Herren Holzhacker, widme ich diese Zeilen!" Es ist gewiß nur Selbstaufopferung, wenn die Dichter von den Reichen Geld nehmen, sie wollen blos, daß die

Reichen tugendhaft werden, und lieber werden sie selbst dadurch schlechter.

Die Schriftsteller sterben ungerne, sie möchten nicht gerne leer in den Himmel kommen, denn der Mensch nimmt in den Himmel nichts mit, als seine guten Werke. —

Einmal hatte mich eine Berliner Witwe, deren Mann früher gestorben ist, ehe sie Zeit hatte, ihn umzubringen, in ihrem Testamente mit sechzig Tausend Thalern bedacht. Denken Sie sich, 60.000 Thaler! — Ich bitte Sie, Sie müssen sich das denken, denn ich kann mir 60.000 Thaler gar nicht denken. Als der Rechtsfreund, der das Testament schrieb, meine großmüthige Gönnerin fragte, in welcher Geldsorte und wo sie das Geld hat, antwortete sie: „Ach Herr je, lieber, juter Herr, ich habe nich eenen rothen Heller im Vermögen. Ich habe dem Saphir blos meinen juten Willen zeigen wollen." Der Umstand, daß ich jene 60.000 Thaler nicht erbte, ist Ihr Unglück, m. f. H. u. H., denn deshalb müssen Sie für meine andere kleine, unbedeutende Erbschaft „Mutterwitz" schweres Geld bezahlen.

Aber ich habe die Ehre, Ihnen einen Vorschlag zu machen, der Ihnen vielleicht conveniren wird. Die ganze Welt kennt und nennt die edle Bereitwilligkeit der Wiener, wenn es sich um wohlthätige Zwecke handelt. Meine Vorlesungen sind zum Theile glänzende Beweise davon. Man wendet sich an Ihre

Großmuth nie vergebens, wenn man für Unglückliche, für Witwen und Waisen bittet. Ich wende mich also an Ihr gutes Herz mit dem Vorschlag, Sie möchten jener armen Witwe die 60.000 Thaler zusammenlegen, damit ihr guter Wille in baarer Münze von mir geerbt werde.

Dieses gute Werk würde Ihnen gleich seinen Lohn bringen und Sie von meinem andern Erb-Uebel „Mutterwitz" befreien.

Ich, meine hochverehrten H. und H., meine es Ihnen gewiß recht gut, und rathe Ihnen, mir das Legat jener Witwe gleich auszubezahlen.

Schließlich, meine hochverehrten H. und H., um Ihnen heute an unserer silbernen Hochzeit meinen herzlichen Dank für die mir so lange geschenkte, erhebende und ermunternde Theilnahme zu beweisen, will ich Ihnen lehren, wie man „humoristische Vorlesungen" macht, dann können Sie sich sie gefälligst zu Hause machen, brauchen nicht aus dem Hause zu gehen, und schicken mir blos das Entrée.

Man macht eine „humoristische Vorlesung" gerade so, wie man eine „Kanone" macht, man nimmt ein Loch, d. h. eine leere Tasche, gießt Witz herum, ladet es mit jenem Pulver, welches nicht alle Leut' erfunden haben, nimmt Witze, die unter der Kanone sind, richtet sie auf die Brusttasche der Menschen, dann schießt man los. Die Zaghaften unter dem Publicum, die das Pulver nicht riechen können, das

sie nicht erfunden haben, riechen Lunte, und erscheinen gar nicht auf dem Schlachtfelde. Nur die Muthigen im Publicum sehen in die Mündung der Kanone hinein und bleiben auf ihrem Platze.

Nachdem Sie nun selbst alle Akademien veranstalten können, wird es Ihnen vielleicht von Interesse sein, zu erfahren, wer in der Welt die erste Akademie veranstaltet hat? Es war Pythagoras, ein weiser Grieche nach griechischer Weise, der nichts gegessen hat, als Seelenwanderung und Bohnen. Nach diesem griechischen Weisen kam gleich ich.

Pythagoras zeigte an:

„Wer in meiner Akademie nichts Neues hört, der bekömmt an der Cassa das Geld zurück."

Ich bin jedoch kein solcher deutscher Narr, wie dieser griechische Weise! Aber auf keinen Fall, meine freundlichen Hörer, brauche ich Ihnen heute das Geld zurückgeben, denn haben Sie heute in meiner Akademie Neues gehört, dann brauche ich Ihnen das Geld nicht zurückzugeben, oder haben Sie nichts Neues gehört? in diesem Falle habe ich die Ehre Ihnen zu sagen:

„Sie bekommen Ihr Geld zurück!" — und nun haben Sie gewiß was Neues gehört.

Ich als Briefsteller der Liebe und Eifersucht,

oder:

Für Andere schreibt man's, für sich treibt man's.

Ein buntes Bild aus meinem Leben.

Liebe und Eifersucht! Zwillinge! Viel-Liebchen! Azteken! Inseparables! Liebe und Eifersucht gehören zusammen, lösen sich ab, ergänzen sich, verzehren und ersetzen sich, duelliren sich ewig, und beide — bleiben auf dem Platz!

Liebe und Eifersucht gehören zusammen wie Messer und Gabel, wie Essig und Oel zum Salat, wie Essen und Trinken zum Leben, wie Arzt und Todtengräber zum Sterben, wie Papier und Lumpen zu Zeitungsschreibern, wie Tschibuk und Harem zum Sultan, wie Hunger und Geduld zum Practikanten, wie Steigen und Fallen zur Börse, wie Steigern und Pfänden zum Hausherrn, wie Hausfreund und Hausmeister zum Haus-Uebel, wie Crinoline und Amazonenhut zur Närrin, wie Dominospieler und Kiebitzer zur Dummheit, wie Nachdruck und Diebstahl zum Feuilleton, wie „Rendez-vous“ und „plötz-

liche Heiserkeit" zur Sängerin, wie „Tantiéme-Einstecken" und „fremde Stücke adoptiren" zum Dramaturgen, wie Gemüthlichkeit und Backhändl zum Wiener, wie Philosophie und Sauerkraut zum Deutschen, wie ein Banquier und Croupier zur Spielhölle u. s. w.

Liebe und Eifersucht sind — um im Volkskalender-Ton zu sprechen, — die zwei Nasenlöcher durch welche das Herz den Athem dieser Leidenschaften ein- und auspassiren läßt.

In der Regel kömmt die Liebe zuerst, dann erst die Eifersucht, oft aber kommt die Eifersucht zuerst, man ist oft früher eifersüchtig als man verliebt ist.

Die Liebe, die Eifersucht und die Cholera sind oft untersucht, beschrieben und erklärt worden, ohne daß man im Grunde wußte, woher, wie so, wie? Liebe, Eifersucht und Cholera sind schon auf verschiedene Weise behandelt worden, kalt und warm, und immer sind die Patienten darauf gegangen, wenn nicht ihre gesunde Natur sie gerettet hat!

Liebe und Eifersucht aber werden durch ein Mittel curirt, welches bei Cholera das Symptom der Gefahr ist; die Liebeskranken werden blos durch „Brechen" curirt, mit dem Gegenstande brechen! Dazu gehört eine ganz eigene peristaltische Bewegung des Herzens.

Die Liebe ist stumm, aber je weniger sie spricht, desto mehr schreibt sie!

So lang die Liebenden beisammen sind, über-

wältigt sie die Empfindung und sie — schweigen, d. h. sie halten das Maul — zu etwas Bessern bestimmt und küssen! „Geküßt" ist „geschrieben!" Mit rother Tinte! „Geküßt" ist „geschrieben" und „gesiegelt." Ein Kuß ist ein Schwur. Der Schwur wird auch oft wie Siegelwachs heiß aufgedrückt und kalt gebrochen!

Die Liebenden, die beisammen sind, schweigen viel, weil die Empfindung sie überwältigt, wenn sie getrennt sind, überwältigen sie die Empfindung und — schreiben!

Eine Liebende, die ins Schreiben kömmt, ist ein fortbrausendes Locomotiv, dessen Führer der Schlag gerührt hat, nichts hemmt sie! Da ist kein Punkt oder Komma als Zwischen- oder Wasserstation, da ist blos manchmal eine Pause als Bremse, aber das Locomotiv läuft, läuft bis es irgendwo sich in einen Satz einwühlt, aus dem es nicht mehr herauskann!

Die Liebe schreibt dumm; je dümmer, desto verliebter! Wenn ich je von einem Frauenzimmer einen gescheidten Liebesbrief erhielt, so wußte ich, die liebt nicht besonders! Die Liebesbriefe haben ihre Grade:

Verliebt: schreibt . . . . dumm
Bis über die Ohren verliebt: schreibt dümmer
Ueber Hals und Kopf verliebt: schreibt am dümmsten.

Die Liebe schreibt dumm, die Eifersucht toll, wahnsinnig!

Wahnsinnig dumm ist ein Brief von Liebe und Eifersucht zugleich dictirt!

Wie viel solche Briefe habe ich geschrieben, wie viel solche Briefe habe ich empfangen!

Wenn der Mensch zu einem gewissen Alter alle seine Liebesbriefe, die er im Leben schrieb, überlesen möchte, er würde gar nicht begreifen, wie in einer Haut von fünf Fuß Höhe u. s. w. so eine Bibliothek von Bêtisen stecken konnte!

Varus gib mir meine Legionen wieder! Weibliches Geschlecht gib mir meine Dummheiten wieder! Alle Dummheiten, die ich dir schriftlich gab, unterschrieben und besiegelt! Ich könnte sie als Eintrittskarten in die Seligkeit verwenden, denn selig sind die Dummen!

Es mußte wohl unter die Leute gekommen sein, daß ich im Punkto Liebesbriefe schreiben, ein wahrer nordischer Hercules war, daß ich Liebes- und Eifersuchtsbriefe zu Legionen in die Welt setzte. Daher folgende drollige Scene aus meinem frühern Leben:

Ich hatte dazumal noch die vollkommene Ueberzeugung, daß ich durch meine „guten Werke" in den Himmel kommen werde, und wohnte deßhalb gleich in der „Himmelpfortgasse."

Ein paar Deficite in meinen „guten Werken" sollten mir in dieser Himmelpartie auch den Weg nicht abschneiden, ist ja doch auch das Finanzministerium in der Himmelpfortgasse!

Also eines Tages saß ich an meinem Schreibpulte und war im Begriff eine Welt zu schaffen, ich war im besten Zug, das „Nichts“ und das „Chaos“ war schon fertig; das Wasser war auch schon fertig, über welchem der Geist schweben sollte, kurz, ich war so recht in der gelinden Transspiration, welche einer dichterischen Schöpfung vorangeht, da kommt mein Diener und meldet mir eine Dame, die mich sprechen will.

Ich war in meiner Schöpfung erst bei „Nichts“ und bei „Chaos“ und schon eine „Eva?“

Der alte Adam in mir wurde wach.

Wie sieht sie aus?

Sie ist verschleiert.

Wie heißt sie?

Das will sie nicht sagen.

Wie ist sie gekleidet?

Nobel.

Verschleiert! Namenlos! Nobel! Daraus können sich dicke Romane und lange Generationen entwickeln!

Laß sie eintreten.

Ich warf schnell meine Blicke in den Spiegel, ich hatte meinen beau jour!

Um die langen Glieder
Floß vom Leib hernieder
Ein seidener Talar.

Den Fuß in rothes Türkenleder,
Und hinterm langen Ohr die Feder
Saß mir wunderhold und rar! —

Es trat eine sehr stattliche Dame herein, höchst elegant gekleidet. Aber ein Schleier, ein undruchdringlicher Schleier bedeckte ihr Antlitz.

Ich pantoffelte ihr mit aller Grazie eines Humoristen entgegen, machte einen der reizendsten Katzenbücklinge und sagte: Wollen Sie nicht gefälligst Platz nehmen?

Sie setzt sich auf einen Divan und ich setze mich gegenüber auf einen Sessel, der Dinge entgegenharrend, die da kommen sollten.

An den ersten Worten, die sie sprach, erkannte ich eine junge Schöne.

Also jung! gut! Der Wuchs schlank! noch besser! Ein ausgesprochener Typus von mollet: am besten!

Ob sie auch schön ist? fragte ich mich, und antwortete mir: Schönheit vergeht, Molletät besteht!

Die Unbekannte begann mit einer Introduction von Achtung, Hochschätzung, Vertrauen, Bewunderung, die sie zu mir bringen.

Ich antwortete, daß Achtung, Bewunderung u. s. w. allerdings vortreffliche, aber kalte Speisen seien, mein Herz wäre an warme Speisen gewöhnt: Neigung, Sympathie, Liebe u. s. w., jedoch weise ich sie keineswegs zurück, ich wisse sie zu schätzen, ich

müßte also bitten, mir zu sagen, was mir das Vergnügen verschaffe, daß mir eine solche räthselhafte Turandot diese „kalte Küche" in's Haus bringe und selbst servire.

Die Sache verhielt sich also. Sie hatte großes Vertrauen zu meiner Discretion, zu meiner Galanterie und zu meinem Geiste. Bon! Sie hatte ferner die Ueberzeugung, daß ich die Liebe kenne. Bon! Aber wie! Ach! Sie hatten ferner die Gewißheit, daß ich einer Dame eine Bitte erfüllen werde! Bon! Ein Mann ein Wort! Eine Dame eine Bitte! Kurz, um nicht lang zu sein, es handelt sich um einen „Liebesbrief."

Die Dame hatte einen Geliebten; einen Geliebten, d. h. geständlich: einen. Er hatte auch eine Geliebte, d. h. geständlich: eine. Also er hatte, sie hatte.

Aber sein „Haben" hatte ein „Soll", — er soll nämlich noch eine Geliebte haben! — Beispiellos in der Weltgeschichte!

Sie hatte also einen Geliebten und eine Nebenbuhlerin. Das ist zu viel für eine Person!

Was thut ein Frauenzimmer im ersten Anfall von Eifersucht? Sie schreibt, sie schreibt einen langen Brief, einen Murphy, sie spickt den Murphy mit „Treuloser," dann spickt sie den Treulosen mit „Verräther," — kurz, sie schreibt Stecknadeln, taucht sie in kohlensauren Eifersuchtsstoff, bedient sich der Kleckse als Fragezeichen, nimmt ausgeraufte Haare zu Binde-

zeichen, gießt als Streusand Thränen darauf und siegelt das Ganze mit der Devise: „Ich kratz' Dir die Augen aus!"

Sie hatte ihm einen solchen Murphy geschrieben, er schrieb ihr einen Gegen-Murphy. Sein Brief war aber etwas gesalzen. Es lag darin etwas Süßes, das einen bittern Geschmack hatte, etwas Zärtliches, das wie Bosheit aussah, etwas Treueversicherung, die wie Hohn schmeckte, kurz, es war eine lange Sauce mit bitterem Wurzelwerk.

Auf diesen Brief nun möchte sie eine Antwort schreiben, die nicht nur sich, sondern auch ihn gewaschen hat. Diese Antwort sollte alle mögliche feine Bosheit, alle bitter verletzende, alle herzzerschneidende Ironie, den giftigsten Witz enthalten; einen solchen Brief bringe sie nicht zusammen, so könnte nur ich allein schreiben! Sehr schmeichelhaft!

Sie bat mich also, ihr einen solchen Brief zu verfassen; sie wollte mich so belohnen, daß ich gewiß zufrieden sein werde.

Ich stellte ihr vor: erstens, daß ich kein Gelegenheits-Scribent bin, zweitens, daß mir meine Zeit zu kurz für so dringende Arbeiten ist, drittens, viertens, fünftens und hauptsächlichst, daß ich zwar nicht abgeneigt bin, einer Dame eine solche Gefälligkeit zu erweisen, daß aber natürlich von einer Belohnung keine Rede sein kann, als höchstens von der,

das Geheimniß mit einem Schleier zu bedecken, aber mit dem Schleier, der ihr Antlitz verhüllt!

Sie weigerte sich. Ich dachte: es fällt kein Schleier auf den ersten Hieb!

Ich sagte also zu, ihr als Briefsteller zu dienen, gelobte Schweigen, empfing den Gegen-Murphy aus ihren Händen, den Brief, den er ihr schrieb und von dem die Unterschrift ausgekratzt war, von denselben Händen wahrscheinlich, die bestimmt waren, ihm die Augen auszukratzen. Ich bat sie, am andern Morgen wieder zu kommen, da ich das Schreiben dictiren müßte, weil meine Handschrift durchaus unleserlich ist. Nach einigem Sträuben sagte sie das zu und empfahl sich. Beim Abschied angelte ich nach ihrer Hand, sie zog den Handschuh ab, es war das aristokratischste Patschhändchen, das es geben kann! Klein und zart und heiß wie ein Brathuhn im Mai, und weiß und weich wie Baumwolle.

Ach! rief ich aus, meine Holde, und er liebt eine Andere! Das ist nun meine Sache! Der Treulose soll von mir bei langsamem Feuer gebraten werden, bis er ganz mürbe zu Ihren Füßen sinkt, und wenn er so tief gesunken ist, dann rächen Sie sich, wie es einem edlen Herzen geziemt, — heben Sie ihn auf, auf spätere Zeit, und rächen Sie Sich an ihm durch die Liebe zu einem Poeten!

Sie lachte, schlug mich mit ihrem Fächer zum Narren und entfernte sich.

Das erste war nun, daß ich meinem Bedienten sagte: Wenn morgen diese Dame wieder kommt, postirst Du Dich unten am Hausthore und folgst ihr beim Fortgehen, um zu sehen, wohin sie geht. Ich fing darauf zum Briefstellern an.

Im Puncto Liebe gibt es keinen ehrlichen Menschen, keinen Charakter, keinen Tugendhaften! Vertraute, Freund, Bruder, Schwager, Herr, Gebieter, Alles wird betrogen, betrügt, wenn es sich um Liebe erhalten, um Liebe vergeben, um sein Glück zu machen handelt.

Ich hatte nur ein Interesse dabei, die beiden Leutchen auseinander anstatt zusammen zu bringen. Ich salzte und pfefferte das Schreiben wie ein Paprikafleisch, ich schnitt Hohn, Spott, Auslacherei u. s. w. hinein, ließ aber nur einige Liebesrückfälle zwischen durchscheinen, kurz es war ein Meisterstück von einem Uriasbrief.

Am andern Morgen kam meine Turandot wieder. Sie hatte sich heute, wie der Wiener sagt, angelegt zum Entzücken, es wurde mir ganz wirblich. Sie war noch immer dicht verschleiert, als Entschädigung aber sahen Hals und Schultern desto offener in's schöne Leben hinein, und ich konnte ermessen, wie tief ihr der Schelm im Nacken sitzt. Die Harmonie der Formen trat heute reizender und einladender hervor, das Haar quoll molleter aus seiner Haft, kurz es war periculum in mora!

Noch immer dieser menschenfeindliche Schleier!

Ich glaubte, beim Dictiren würde sich der Schleier verrücken, aber nicht im Geringsten.

Sie saß an einem Schreibtische und die schöne Hand schrieb zum Wahnsinnigwerden. — Es gibt nichts Pikanteres, als so ein zauberisches Elfenbeinhändchen kritzeln zu sehen.

Sie war von meinem Briefe ganz entzückt, ich hatte alle Erwartungen übertroffen! Das, sagte sie, wird ihn wurmen! — Mein Brief war also Wurmsamen!

Vergebens bat ich vor ihrer Entfernung um einen Blick in ihr holdes Antlitz! Kein Erbarmen! Sie legte ein kleines, allerliebstes Silbernetz-Börschen auf meinen Tisch, eigene Handarbeit, wie sie sagte; mein Weigern nützte nichts, noch einen Handkuß, der Handkuß rutschte aus und stolperte auf die Alabaster-Schulter, bei dem Stolperer blieb es, sie entfernte sich mit dem Droh- und Brandbrief.

Mein Diener kam zurück und brachte mir die Nachricht, daß sie nach der Seilerstätte ging, dort wartete eine Equipage mit solcher und solcher Livrée, sie stieg ein und der Wagen rollte fort.

Das Börschen war allerliebst, kleine Silberringelchen in einander geschlungen, rothseidenes Futter und des Pudels Kern — 30 Ducaten. Ich besitze sie noch, nicht die Ducaten, aber die Silberringelchen sammt Rosafutter.

Im Drange anderer Liebesgeschäfte trat diese Geschichte schon fast ganz aus meinem Gedächtniße, als sich ein Herr bei mir melden ließ, der nicht genannt sein wollte.

Als er eintrat, erkannte ich den Grafen *** — Er grüßte mich, sagte, er habe eine Bitte an mich; ob ich ihn kenne? Ich sagte: Ich habe nicht die Ehre. — Desto besser, entgegnete er und rückte mit seinem Anliegen heraus.

Er gestand mir, daß er eine amour mit einer Dame habe, die Dame scheine eifersüchtig, sie sei von unbändigem Temperament (eigene Worte) — im Haß wie in der Liebe eine Pulver-Rakete (eigene Worte) — ein superbes Weib (eigene Worte) — aber unausstehlich, wenn sie den Koller (eigene Worte) bekömmt.

Von dieser Dame habe er vor einigen Tagen eine Antwort auf ein Schreiben bekommen, zwar sehr geistreich, aber maliciös wie nur ein enragirtes Weib sein kann, wenn sie von der Eifersucht flankirt wird. Diesen höllischen Brief so recht höllisch und maliciös zu beantworten, ihn so recht mit feiner Beitze herzurichten, so daß sie vor Aerger alle ihre Nippsachen zerschmettert, das könne er nun nicht, dafür gibt's nur Einen Menschen und das ist der Saphir, nur der Saphir kann einen Brief schreiben, der bei aller Politesse doch tief in's Blut geht und die Eingeweide zusammenzieht!

Ich wußte nicht, ob ich für's Compliment danken soll. Kurz, der Herr Graf hatte zu mir Zutrauen, zu meiner Feder, zu meiner Discretion u. s. w.

Ich that ganz dumm, stellte mich als ob ich ihn nicht kennte, und ich hätte mich — da er keine Dame war — nicht dazu bereit gefunden, wenn ich nicht sogleich gewahrt hätte, daß ich meinen eigenen Brief zu beantworten bekomme, und daß sich dadurch noch eine visite de répondence von der Dame einstellen könnte. Ich sagte also nach einigem zimperlichen Weigern zu.

Er nahm nun den Brief heraus — meinen Brief, las ihn mir vor und unterbrach sich nur mit Ausrufungen: Was sagen Sie zu dieser Malice? — Diese feine giftige Katze! u. s. w.

Dann bat er um schnelle Erfüllung seines Wunsches, sagte eine noble récompense zu und entfernte sich, nachdem ich ihm die Antwort auf morgen zusagte.

Ich setzte mich also nieder und schrieb an mich. Ich richtete das Schreiben so ein, daß ich es leicht wieder beantworten konnte, denn ich sah voraus, daß ich auf die Antwort an mich wieder antworten werde. Ich strich Schwefel und brennendes Pech in die Zeilen, Lauge und ätzende Säure. Ich wollte die Verschleierte aus der Contenance bringen, ich wollte das Pulver-Raketel in die Luft sprengen.

Am andern Tage holte der Graf die Replik ab, fand sie über alle Maßen superbe und pénétrante und zählte 20 Ducaten auf. Die Nöthigung war unnöthig.

Ich wartete nun die Explosion ab.

Ich täusche mich nie! Nach zwei Tagen kam die Verschleierte wieder. Ich hatte mir schon vorgenommen, ihr den Brotkorb höher zu hängen. Ich legte ihr Silberbörschen in Bereitschaft, füllte es, da die goldenen Inwohner sich auf Reisen befanden, mit kupfernen aus, um das Ansehen des Embonpoint aufrecht zu halten.

Ich küßte ihr zärtlich die Hand, der Kuß wollte wieder ausrutschen, allein ein Witz gelingt nicht zweimal hinter einander!

Es ist ein Glück, meine Holde, daß Sie kommen, schon wollte ich in die Zeitung setzen, eine Dame solle eine vergessene Geldbörse u. s. w. abholen lassen.

Ich stellte ihr vor, daß ich nur ausnahmsweise ihr einen Brief verfaßte, aber nicht um schnödes Gold!! — Ich bin kein Gelegenheits-Scribent, aber einmal ist keinmal, ich thue es nie wieder u. s. w. Sie zog ganz gelassen ihre Handschuhe aus! Die Falsche! Sie wußte, daß, wenn diese Hand vom Leder zieht, ich schwach werde! — O Frauen! Frauen!

Als ob ich gar nichts gesagt hätte, entfaltete sie

den Brief und sagte: Da sehen Sie, was mir der Mann geantwortet hat, jetzt müssen Sie schon wieder fortfahren mir beizustehen. Er führt eine Feder wie ein Rasirmesser, der können nur Sie entgegnen!

Nehmen Sie den Brief, fuhr sie fort, indem sie ihn aus dem Busen zog. — Mit der Enveloppe, wenn ich bitten darf, war meine Antwort.

Sie schlug mich wieder mit ihrem Fächer zum Narren. Sie las mir meinen Brief vor und unterbrach ihn ebenfalls mit Bemerkungen.

Ich bestand auf zwei Bedingungen: Zurücknahme der Ducaten und Entschleierung. Ich war zwar fest entschlossen, mit mir handeln zu lassen, auf der Zurücknahme nicht zu bestehen, aber auf der Entschleierung.

Welche Weigerungen! Welche Sträubungen! Aber wenn der Mann nur eine gute Zunge hat, wenn man nur reden kann, vom Reden zum Ueber-Reden ist nicht weiter als vom Muth zum Ueber-Muth!

Es gelang mir, den Schleier zu heben, den ich sogleich über das undsoweiter decke.

Es war ein kühnschönes Gesicht! Ein- und unternehmend voll, rund und frisch wie eine Centifolie, Augen wie die Pulver-Raketeln, Lippen wie die Rothkehlchen und ein Ausdruck im Ganzen, der dem Plato ein lebendiges Dementi gab.

Ich könnte dem Leser jetzt ein X für ein U machen und etwas aufschneiden, aber ich bin in diesem

Augenblick nicht Poet, sondern Historiker; ich dichte nicht, ich referire. Diese Blätter sind nicht für den Moment, sie sind für die Nachwelt geschrieben; also die Wahrheit, keine Flunkerei auf Kosten des gelüfteten Schleiers. Der Schleier wurde beseitigt, ebenso das seidene Börschen mit dem metallenen Eingeweide und ich wurde wieder Briefsteller.

Ich sollte nun diesen Brief des Ungetreuen, diese Replik mit einer Duplik erwidern, ich sollte die beißendsten Gewürze, die ätzendsten Witzgifte, die packendsten Schröpfköpfe anbringen, ich sollte den Mann in Ironie schmoren, in Hohn und Satyre wälzen und mit Spott begießen, aber der dépit amoureux, zu deutsch: die Absicht der Rache des Stolzes eines beleidigten Weibes sollte bei alle dem wie Oelaugen auf meinem gepfefferten Salate oben auf schwimmen.

Ich sagte Alles zu, ich hatte keinen Willen mehr; am andern Tage sollte sie wieder erscheinen und ich werde ihr dictiren. Dictando corrigere mores! — Aber das war noch nicht genug, ich sollte ihr noch einen Brief verfassen!

An noch einen Geliebten? rief ich entrüstet aus. — Nein, an der Geliebten der Nebenbuhlerin des Geliebten!

Die Sache fing an, complicirt zu werden. Die Person, auf die sie eifersüchtig war, hatte auch einen Geliebten, — welche Person hat im neunzehnten

Jahrhundert keinen Geliebten! Dieser Geliebte der Nebenbuhlerin sollte durch diesen Brief eifersüchtig gemacht werden und erfahren, daß sie — die Nebenbuhlerin — sich von noch einem Geliebten die Cour machen läßt; daß sie — schaudervoll! — ihm Rendez-vous gibt, kurz, daß sie ein Herz mit einem separirten Eingang hat, daß durch diesen separirten Eingang ein Separat-Liebhaber passirt und repassirt, daß — schaudervoll! — daß man sie sogar zwischen Abends und Morgens, wenn die Geisterstunde vorüber ist und die Körperstunde anfängt, will gesehen haben an einem Orte, wo man nicht gesehen wird, kurz, daß das keine bloße Intrigue, auf französisch „Tracasserie," auf englisch „adventure" und wienerisch „Techtel-Mechtel" ist, sondern, daß sie, die Andere nämlich, eine intriguante Person, eine „fine fleur," auf wienerisch eine „Abgedrahte" u. s. w. sei.

Diese zweite Briefstellerei an eine dritte Person stand nicht im ersten Vertrag vom Schleier, da müssen neue Propositionen gemacht werden. Ich bestand auf einer ferneren Abtretung eines kleinen Ländergebietes, auf einer theilweisen Occupation, wenn auch nur bis zur Wiederbesetzung von dem frühern Grundbesitzer.

Wir arrangirten uns zuletzt à l'aimable, aber in Zucht und Ehren, kleine Concessionen erhalten die größeren Allianzen.

Ich hatte also am andern Morgen zwei Briefe

zu dictiren. Mein Briefsteller-Talent entwickelte sich mächtig und wunderbar!

Ich dictirte langsam, sehr langsam! Sie schrieb schnell, sehr schnell!

Aufrichtig gesagt, mir wurde die Affaire schon ein Bischen unbequem!

Es hatte für mich etwas Unbehagliches, ein Frauenzimmer, auch nur als Schreibmaschine, anzuklagen und ein Bündniß zu stören. Allein wer A sagt, muß auch B sagen und so nach und nach bis zum W (Weh) und Z, wohinter gar nichts mehr kömmt.

Ich ahnte nicht, wie ich noch selbst in diesen Circular-Depeschen persönlich interessirt werden sollte. Die beiden Briefe waren fertig, die Holde empfahl sich, indem sie mir eine kleine Busennadel überreichte, und mir das Versprechen abnahm, nicht nach ihrem Namen zu forschen; ich versprach das und hielt mein Versprechen redlich, denn ich wußte ihren Namen schon.

Nicht jeder Briefsteller bekommt für drei Briefe 30 Ducaten, Silberbörschen, Busennadel und etwas „Zibeben“ drauf!

Ich mußte also ein besonderes Talent haben, oder vom Schicksal zum Briefsteller par excellence auserkoren sein.

Und so war's auch! Am dritten Tage kam wieder ein Ungenannter, machte wieder viel Präambeln

und — es kam mir ordentlich wie eine Comödie vom Schicksal vor — bot wieder mit tausend Bitten und tausend Reverenzen um ein „Concept" zu einem Briefe an eine Geliebte! Es war zum Schlagrühren!

Der Bittsteller war diesmal ein reicher Kaufmannssohn, er war der Geliebte der Nebenbuhlerin der Geliebten, an den ich, d. h. sie, d. h. die Nebenbuhlerin, die einen Separat-Eingang in dem Herzen hat, welches er als einziger Bewohner zu bewohnen glaubte, geschrieben hatte.

Der schlichte Kaufmannssohn, als er den Brief erhielt, welcher ihn in Kenntniß setzte, daß in seiner ausschließlichen Niederlage noch ein zweites Herz eingemagazinirt wurde, schrieb sogleich einen förmlichen Geschäftsbrief an die Magazin-Inhaberin, er kündigte ihr das Lager auf und zeigte ihr an, daß er aus ihrem Herzen sogleich ausziehen werde, da er kein getheiltes Herz will.

Die Kaufmannssöhne haben gesunden Menschenverstand; auch wenn sie lieben, bleibt ihnen das Geschäft ganz die Hauptsache, solid, hin oder her!

Anders aber dachte sie, die Nebenbuhlerin nämlich, die so fälschlich von der Dame bei ihm verdächtigt wurde! Sie schrieb ihm einen „famosen" Brief! Einen höchst romantischen, überschwenglichen Brief, einen Murphy der Zweite! Lang und poetisch, sie schrieb Butter und Thränen, Ausrufungszeichen und Klekse, Schwüre, O! — e und Ach! — e.

Der Sohn der heiligen Commerzia wurde gerührt, er wollte auf O! — e und Ach! — e antworten, aber er wußte sie nicht herzurichten, zu garniren. Auch der schlichte Merkurjünger hatte blos zu mir Vertrauen, er machte nicht viel Umstände und sagte: Ich weiß, die Dichter brauchen immer Geld, auf eine breite Banknote kommt's mir nicht an.

Man kann sich nicht klarer ausdrücken. Ich hätte ihm gerne eine geographische Frage vorgelegt, über den Grad der Breite und Länge dieser Banknote, allein es wurde mir die ganze Geschichte schon zu bunt, ennuyirte mich schon, — ich schlug es rundweg ab.

Ach! sagte der junge Industrie-Knappe, lesen Sie wenigstens ihren Brief und rathen Sie mir, man sagt, Sie wären darin ein erfahrener Mann.

Ich zuckte ungeduldig die Achsel und mehr aus Ueberdruß als aus Aerger nahm ich den Brief, den seine Geliebte ihm schrieb, die Geliebte, die mein Brief als ihm ungetreu schilderte und — o! wie verschlungen sind die Wege der Vorsehung! wie seltsam kreuzen sich Zufälle, Bestimmung, Dummheit und Fatum! —

Ich sah die Handschrift des Briefes und — wer malt meine Ueberraschung? — ich erkannte die Handschrift eines Frauenzimmers, von welchem ich erst vor einigen Tagen einen Brief voll von Liebes-

Schwüren, natürlich als Retour-Schwüre auf die meinigen, erhalten hatte!

Es war eine in Wien ziemlich bekannte Virtuosin, die jetzt längst von Wien fortgeheiratet hat; keine Schönheit, aber höchst interessant, — keine Lucretia, aber auch mollet, — keine Speculative, aber eine Sammlerin — und wie die Sammler sind, sie haben oft Passion auf die wunderlichsten Exemplare!

Im Anfang wurde ich wahrscheinlich roth, in der Fortsetzung wurde ich wahrscheinlich blaß und am Schluß des Ereignisses wurde ich wahrscheinlich wieder menschenfarben. Aber mein Entschluß änderte sich, ich sagte dem Kaufmannssohn zu, ich wollte ihm etwas „aufsetzen," wie er es nannte, eine Antwort nämlich. Er war höchst erfreut und sagte: Nur „recht dick! dick!" Ich lächelte, dachte an die Banknote und sagte ebenfalls: „Nur recht breit, breit!"

Ich schrieb ihm ein Briefchen, das, wie so manches Product der Liebe, Hand und Fuß hatte! Ich mischte von meiner eigenen Rancune, von meiner eigenen verletzten Eitelkeit so viel Prickelndes hinein, daß sie genug haben sollte.

Am andern Tag holte der Kaufmannssohn den Brief ab, um ihm abzusenden.

Ich fragte ihn, ob er dabei bleibe, die Ungetreue zu verlassen. Ja, sagte er, aber ich will ihr noch einen Denkzettel schreiben.

Ich überredete ihn, daß er ihr am besten seine

Verachtung bezeigte, wenn er gar nicht seine Handschrift mehr darauf verwendete, sondern ihr den Denkzettel schickte und dabei sagte: Ich schreibe Dir gar nicht mehr selbst, das bist Du nicht werth, ich lasse diese Zeilen von meinem Commis schreiben!

Ja, sagte er, das ist ein guter Gedanke! Das geschieht ihr Recht. Ich schicke also Ihre Schrift ab!

Ich hatte darauf gerechnet, der Brief war fertig. Die Adresse, sagte ich, müssen sie selbst darauf setzen, da ich nicht weiß, wer und wo die Dame ist. Er war ganz froh, steckte den Brief ein, nachdem er an einem Seitentisch die Adresse auf den Brief setzte, ließ die „Fußstapfen des Löwen," die breite Banknote, auf dem Tischchen liegen und ging.

Ich schwelgte in dem Gedanken, wie consternirt, wie zermalmt Nina sein wird, wenn sie meine Handschrift erkennen und den Zusammenhang ahnen wird. Nina, so hieß sie, es liegt keine Indiscretion darin, den Namen zu nennen, es gibt 10.000 Nina's in Wien. Ich schwelgte in diesem Gedanken, allein der Mensch denkt, die Virtuosin lenkt!

Ich saß auf meinem Divan, da wird die Thür aufgerissen, Nina stürzt herein, wirft sich mit unbändigem Lachen an meine Seite auf den Divan hin und ruft aus: Saphir, das ist himmlisch! das ist ein köstlicher Spaß! Der gute Junge hat sich von Dir ein Concept machen lassen? Und Du bist wohl eifersüchtig, Du Narr! Wenn man ein Gesicht hat

wie Du und von einem Gesicht begünstigt wird, wie das meine, da muß man nicht eifersüchtig sein, sondern Gott für Alles danken, und nun, steh auf, fahren wir nach Haimbach!

Dabei zupfte sie mich bei der Nase, senkte ihre blauen Augen mannstief in meine Seele, zog mich vom Divan in die Höhe, stülpte mir den Hut auf und rief: Brummbär! — Und der Brummbär machte wie sie es wollte! Das ist die gepriesene Stärke der Dichter, der Männer! Aber sie war zu reizend! zu toll! zu amusant.

Am Wege fragte sie mich: Wie breit war die Banknote? Ich machte ein Gesicht wie ein Schaf, wenn Philosophie gelesen wird! Sie lachte! Du einfältiger Moriz, glaubst Du denn wirklich, er werde mich verlassen! Heute Früh war er wieder bei mir und erzählte mir die ganze Pastete! Aber hat er mir je etwas geschenkt? Nein! Hast Du mir je etwas geschenkt? Nein; Ihn will ich heiraten, Dich lieb' ich, Du Affe! Verstehst Du deutsch?

Daß doch der Mensch nie dümmer ist als wenn er glaubt, er sei recht gescheidt! Daß doch die Männer nie schwächer sind, als wenn sie glauben, sich stark gezeigt zu haben, und daß doch die Poeten nie prosaischer sind, als wenn sie eben recht poetische Momente hatten!

Hier endet meine Carriere als „Briefsteller,“ ich habe die Feder aufbewahrt, mit welcher ich für

meine Briefe 50 Ducaten, eine Silberbörse, eine Busennadel, eine breite Banknote und einige süße Augenblicke erwarb.

Als Historiker muß ich schließlich mittheilen, die Dame mit den Silberbörschen ist seitdem in eine andere Welt, und Nina in eine andere Residenz gegangen!

Ich gehe oft an dem Hause vorüber, wo die Dame wohnte, die Epheuranken, das Fenster-Blumengehänge, die Farbenglasscheiben sind verschwunden! Sic transit gloria mundi!

Humoristische Blätter.

Etwas über Blätter im Allgemeinen.

Ach! wie viel Blätter sind nicht schon über Blatt und Blätter vollgeschrieben worden! Welche Rolle spielen Blatt und Blätter nicht in der Welt und in der Menschheit, vom kleinen Ysopblättchen des Kartenspielers bis zu den großen Pisangblättern der Geschichte und der Urzeit?! Das Universum mit seinen Morgenblättern und Abendblättern ist selbst ein überdecktes Isisblatt, durch dessen niegelüfteten Schleier wir blos das göttliche Motto: „Fiat lux" in ewiger Phosphorschrift brennen sehen. Die Natur ist ein versiegeltes Blatt, unzerbrechbar, mit sympathetischer Dinte überschrieben, deren Züge wir mit offenen Augen nicht enträthseln können, und welches der freigewordene organische Aether nur im magnetischen Zustande eines gesteigerten Fühlens, in selbst unbegriffener Halbanschauung blos zu ahnen vermag. Der Mensch ist ein bitteres Eichenblatt, an welches sich von dem Geniste der Schicksalswespen die Galläpfel des Jammers und des Kummers an-

setzen, und aus welchen dann das bohrende Gall-insect in tausenderlei Larven hervorbricht.

Das Leben ist ein Krampfblatt, zu reizbar, um nicht bei dem leisesten Druck zuzuschlagen. Die Freude, das Vergnügen, das Entzücken, sind Ephemeriden, Flugblätter, über welche die Sonne nicht zweimal aufgeht, und nur das Leiden, das Unglück, der Schmerz, der Kummer sind unverbrennbare Asbestblätter, ächte Theeblätter, die stets grün bleiben und immer von frischen Thränen können aufgegossen werden. Unser ganzes Dasein ist ein bloßes Blättern im Lebensbuche. Glücklich der, dem die ungeduldige Parze es nicht in der Mitte aus der Hand schlägt, glücklicher der, dem das Glück vorlies't, und die schwierigen Stellen überspringt, oder dem ein freundlicher Lebensgehilfe die Blätter umschlägt, mit dem eine mitfühlende, gleichdenkende Seele die Seiten herablies't, mit den Zeigefingern der Liebe ihm die Zeilen beflügelt, ihm die dunklen Stellen erläutert und zugleich mit ihm es beschließt! Aber Wehe dem Unglücklichen, dem das Lebensbuch steif und hartgebunden auf dem Leidensschooße liegt, der allein kummervolle Nächte dabei durchwacht und mit geröthetem Auge es lies't; dem ein schwarzes Geschick mit dem schweren Deutholze des Leidens drückend und langsam an den schwarzen Zeilen vorrückt, und welchen an dem kommenden nichts als die Seitenzahl mehr beschäftigt! — das Geschick, das Schicksal, das Glück ist auch nur ein

Blatt, ein Lufthauch erschüttert es, ein Luftstoß wirft es ab; ein Luftzug — — und es rauscht dahin! Und sagt man denn nicht von jeder Umwälzung der Fortunakugel: „Das Blatt hat sich gewendet?" Es mag sich nun von der Sonnenseite zur Schattenseite, oder verkehrt, wenden. Da wird manchmal aus dem Friedensblatte ein Uriasblatt, oder aus dem Nesselblatt ein Rosenblatt, aus dem Trumpf-, Matador- und Stichblatt ein Verwerf- und Verschiebblatt, oder aus dem leeren Buchbinderblatte der Armuth ein prächtiges Vignettenblatt des Reichthums. Gewöhnlich wenden sich mit dem Blatte alle darauf nistenden Insecten, diese Schmarotzer der Menschen- wie der Pflanzenwelt, mit um; die Sonnenseite des Glücks brütet diese Insectenwelt aus, und auf der Nachtseite des Unglücks fallen sie erstarrt wieder ab.

Doch vermuthlich hat der Leser auch hier schon ein Blatt umgewendet; und es könnte sich von der humoristischen Cypressenblatt-Seite zur narkotischen Mohnblatt-Seite gewendet haben; ich ende also, indem ich nur noch diese Blätter der Gunst aller hängenden, liegenden und fliegenden Blätter empfehle; vor allen den holden Leserinnen, diesen interessanten Intelligenzblättern unserer Lebenszeitung, die ohnehin bei jeder Empfindungssache gerne ein Blatt vor den Mund nehmen. Dann dem müßigen Leser, der in Büchern und Rosen so gerne blättert und — entblättert, und

zuletzt noch — pro forma — den regierenden Blättern aller Blätter — den kritischen Blättern.

Die Blattläuse, vulgo Recensenten

Indem ich mit dir, theuerstes — nicht Mädchen! sondern — Lesepublicum, eben von den kritischen Blättern rede, lasse uns, wenn du eben nichts Besseres zu thun hast, d. h. nicht zu schlafen, deine Frisur nicht zu machen, deiner Schönen die Busennadel nicht zu stecken, oder s. w. dgl., die Thierchen hier betrachten, die sich fast an jedes hervorkommende Blättchen festsetzen, gewöhnlich Recensenten, von mir aber, Kraft meiner mit ihnen angestellten Naturuntersuchung Blattläuse genannt. Denn in der literarischen, wie in der Pflanzenwelt, treiben diese Insecten der untern Ordnung, deren Merkmal, nach Büffon, ein plattgedrückter Kopf ist, ihr gleiches Unwesen. Sie fallen oft heerweise über das kleinste Blättchen (welches ihre Nahrung sein muß) her, so daß, wie Raff sagt, der Nichtunterrichtete, der sie Mehlthau nennt, glaubt, sie wären über Nacht aus der Luft herabgefallen. Eine Blattlaus nimmt die Farbe des Blattes an, von dem sie frißt, weiß, schwarz, roth, grün, blau u. s. w.; auch der Recensent trägt ohne eigenthümliches Wissen blos den Wissensanstrich desjenigen Blattes, an dem er eben nagt. Blattläuse und Recensenten haben gewöhnlich einen kleinen Kopf,

einen Saugestachel und zwei Fühlhörner — Neid und Scheelsucht — zwischen den Augen. Die erstaunliche Menge beider Gattungen kömmt wohl daher, daß beide, bei der Unansehnlichkeit ihrer Geburten, oft in vierzehn Tagen ein Paar hundert Junge werfen.

Auch in Hinsicht ihrer Fortpflanzungsart haben Recensenten wie Blattläuse die eigene Ausnahme, daß sie bald Eier in fremde Blätter niederlegen, bald lebendige Junge — kritische Broschüren, — zur Welt bringen. Doch ohne Nutzen hat die Schöpfung kein Insect hervorgebracht, auch die Recensenten dienen, wie jene den Ameisen, — der Literatur, id est den kleinhandelnden Journalisten, zur täglichen Nahrung. Unter diesen Thierchen unterscheide ich wieder zwei Untergattungen, nämlich den Anonymus, ganz ohne Flügelscheide oder Schildbecke, den ich blos „den Castraten" zu nennen pflege; das was ihm fehlt, ist gerade das, was ihn zum Manne macht, der Name nämlich oder die Zeugungskraft, für oder gegen Jemanden zu zeugen. Je höher der Castrat Sopran singt, desto merklicher wird seine Impotenz. Weil dieser sich die Poesie, die Literatur nicht kräftig anvermählen kann, sitzt er wie ein Eunuche vor dem Musenserail, um wenigstens Andern den Eingang streitig zu machen. Nach diesem kömmt der Pseudonymus, oder nach meiner Terminologie, die „Schildlaus," weil er unter einem erborgten Schilde ficht. Der Pseudonymus ist ein künstlich restaurirter Ano-

nymus, ergänzter Castrat, das Namensurrogat ist blos für's Auge; die wirkliche Potenz, die Fruchtbarkeit ist doch nicht da. Beide Gattungen, hinter deren Incognito kein Fürstentitel, wohl aber ein Steckbrief des Parnasses steckt, verlangen, daß das Mönch- und Nonnenchor der Leser und Leserinnen nach dem Tone ihres Oberonshorns tanze, wenn sie Jemanden mit dem flachen Lobdegen zum Ritter schlagen, oder andere wie Leipziger Lerchen auf den Tadelkiel aufspießen.

Aber, lieber Leser, glaube ja nicht, daß ich als Vorsichtsmaßregel, das Beckengeklapper meines Eifers zur Vertreibung dieser Insectenwolke von meinen Blättern erhob. Ich weiß zu gut, daß dieses sie, wie Bienenschwärme, eher anlockt, und daß man im Gegentheil, wie vor gewissen Thieren sich todt machen und den Athem anhalten muß, wenn sie, ohne uns zu berühren, vorüberziehen sollen. Doch wenn ich einmal das Acidum nitricum der Satyre in dem Federkiel habe, so höre ich nicht auf herumzufahren und überall wo ich nur die Wärzchen des Unrechts oder die Kinderschwämmchen (Aphthae) der Thorheit erblicke, sie anzutupfen und anzubrennen. Meine humoristische Kugelbüchse streckt aus den Doppelläufen des Humors und der Empfindung alles nieder, was eben über kreuz und quer über mein Gedankenfeld läuft. Wenn du mich, lieber Leser, auf meinen Rinaldinischen Streifzügen mit ihren öftern Verkleidungen begleiten willst, so mußt du schon darauf gefaßt sein,

mich bald als launigen Bilderkrämer und bald als andächtigen Eremiten zu erblicken; bald die Pointe der zugespitzten Satyre in einen glühenden Gefühlsstreif zerfließen, und die Thräne der Wehmuth in meiner Feder plötzlich zum Hagelkorn des Spottes erstarren zu sehen. So will ich es auch versuchen mit dir aus diesen Blättern bald wie ihr Rascheln und Zischeln unter den Sprüngen eines frohen Satyrs, wie ihr Flüstern und Ringeln unter den Kreisen der beweglichen, neckenden Hamadryade, und bald wie ihr Schwanken und Tosen und Rauschen unter den schweren Tropfen der Thränenwolke, in regellosem Gemische zu reden.

1.

Das Titelblatt.

Der Titel ist bei einem Buche das, was das Antlitz bei einem Frauenzimmer ist; wenn es nicht auffallend schön ist, wird es bei allen Geistesvorzügen doch übersehen; hat man aber bei einem schönen Frauenzimmer auch eine schöne Seele gefunden, so überredet Einen die Eigenliebe gleich hinterdrein, man hätte sich auch ohne Gesichtstitel oder Titelgesicht, auch in den Geist des Buches oder in das Buch des Geistes verliebt. Ja ein Prachttitel ist die eigentliche Pracht- oder Blutblume (Haemanthus) die auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, d. h. der guten Ab=

satzhoffnung, wild wächst. Wie wenig der Titel (besonders bei dem schönen Geschlechte, auf welches Galanteriedichter wie Galanterieschneider und Händler immer sechsfache Rücksicht nehmen müssen) dem Dinge entsprechen muß, mag, ohne das sogenannte Prinz-Metall, welches nur ein mittelmäßiges ist, auch das sogenannte „Vergißmeinnicht“ beweisen; bei seinem bloßen Namen wird allen empfindsamen Seelen schon weich ums Herz. Was würden aber unsere liebenswürdigen Damen sagen, wenn sie im Linné ein wenig blätterten — wie sie gewöhnlich in Büchern und Herzen bloß blättern — und in der ersten Ordnung der fünften Classe das schwärmerische „Vergißmeinnicht“ mit dem etwas unschwärmerischen Namen „Mäuseohr“ bezeichnet fänden? Ein Titel steht bloß zur Ehrenwache, die nur blind geladen hat, da. Manche Titel kommen mir wie die Strohbündel vor, die ein Soldatenarmer General montiren und vor die Fronte stellen ließ: sie imponiren. Aber der anrückende Leser sieht hinter der Titelmontur bald die literarischen Strohbündel.

Eigentlich sollte der Schriftsteller fragen: „Mein Herr, unter welchem Titel soll ich Ihnen ein Buch schreiben?“ Der Verleger sieht nach, welche Gattung er am besten absetzte und sagt: „So Etwas, wie das und jenes.“ Es ist mir schon oft eingefallen, eine Charakteristik jedes Jahrgeschmacks aus dem Titelhonig, das man dem Leser ums Maul strich, heraus-

zuziehen. Gewöhnlich geben Schriftsteller, die mit ihrem Bischen Poeterei schon zu Ende sind, große Titel, so wie das Militär höhere Titel annimmt, wenn es aus dem Dienste tritt. Ein Humorist sollte einmal die Worte auf der Aushängtafel jenes Seifensieders — (dessen Nachbar, auch ein ditto Seifensieder, einen ganzen Wortschwall auf sein goldnes Schild setzte) „Allhier wird mit Gottes Hilfe auch Seife gesotten," zum Titel eines Buches nehmen.

Aber gilt unter den Menschen denn nicht immer nur der Titel? und wie viele Menschen sind nicht selbst blos Titelblätter, hinter denen gar keine vernünftige Zeile steht. Und muß denn nicht auch der Kopf sich vor diesen Titelblättern bücken? Es ist charakteristisch, daß gewöhnlich die brillanten Menschentitelblätter zum allgemeinen Gebrauch noch einen „Schmutztitel" bekommen. Unsere Zeit, die an nichts so arm und karg ist, als an „Mitteln," ist an nichts so reich und freigebig, als an „Titeln." Auch an der Literatur ist das Sprichwort: „Titel ohne Mittel," jetzt zum Wahlworte geworden. Der Titel ist blos die Harpune, mit welcher der Autor und Verleger den Wallfisch: Publicum, heranziehen, um ihm sein Bischen Geldthran abzuzapfen.

———

2.

Das Rosenblatt.

Rosenblatt! zartes duftiges Sinnbild der Liebe! hast du im ersten Kuß der auftauchenden Anadyomene ihr den Purpur von der liebeglühenden Lippe getrunken? Lagst du an Luna's Wangen, als der Anblick des süßen Schäfers mit dem jungen Roth der Liebe sie begoß? Oder erröthetest du am Busen der Unschuld, als im Frühregen der ersten Liebesthräne sich der Morgenstrahl der jungfräulichen Scham in hoher Glut gebrochen? Rosenblatt! Liebesblatt! himmlisch emporblühend aus dem Dornenstrauch unseres Erdenlebens! Liebe! Königin im Reiche der Empfindungen, wie die Rose im Reiche der Blumen! Trägt dieses Beet voll Rosen nicht die Uniform deiner Regierung? Reden sie nicht alle die stumme Sprache deines Herzens? Hauchen sie nicht alle den lauen Athem deiner Empfindung, und sind sie nicht alle die Telegraphen deines Reichs? Siehe dies Knöspchen, das mit verschlossenen Lippen am dünnen Stengel hängt: ist es nicht das Bild eines liebenden Kindes, in dessen Busen der Fruchtkern der Liebe noch stumm verschlossen liegt, und welches das Köpfchen, von dem Rosenwasser namenloser Thränen beschwert, an die Brust sinken läßt? Diese halbgeöffnete Knospe, die in üppiger Jugendfülle den Jaspiskerker sprengt: ist es nicht das Hervordrängen verstandener Gefühle,

das den Zündgipfel der Liebe durch das duftende grüne Flechtnetz der Hoffnung treibt? Und die volle, aufgeblühte, emporstrotzende Rose, die muthwillig sich schaukelt am Gipfel des dornigen Stengels, ist es nicht das Glühen und muthige Treiben beglückter Liebe, mit stets offenem Herzen und glühendem Antlitz, die auf den Dornen und Stacheln des Lebens lustig und sorglos dahintanzt? — Ach! und ist denn die Liebe nicht eine hundertblättrige Rose, ein Centifolium, eine gefüllte Zimmtrose, von welcher jedes Blatt in officineller Kraft auf Herz und Geist wirkt? Wie reich sind diese Blätter an Freuden und Wonnen! Wie kann man aus dem kleinsten Blättchen den labendsten Rosenhonig des Lebens pressen! Wie verschönert das Rosenwasser der Liebe, die Thräne, ein weibliches Antlitz! Wie lindern die Rosenpastillen und Conserven der Liebe das Herzweh eines wesenlosen Sehnens! Wie süß ist nicht selbst der Rosenschwamm der Liebe, die Eifersucht, der Auswuchs dieser heiligen Empfindung, der durch den Insectenstich des Argwohns sich an ihr ansetzt! O selig, dem die Rose der Liebe im Treibhaus des Lebens blüht! der wie die Rosenbiene in abgeschiedener Stille sich in ihren Blättern einbaut, und dem sie in dem verjüngenden Mineralquell einer fleckenlosen Phantasie in ewig vestalischer Jugend glüht!

In unserem Leben, dieser beschwerlichen Brockenwanderung, wo jeder ein Paar Worte ins Brocken=

und Lebensbuch einschreibt, der Eine voll nichtigen Schmerzens, der Andere voll nichtiger Lust, und auf dessen Gipfel wir von der freigestreckten, weitbegränzten Aussicht bloß die Sehnsucht nach einer weitern unbegränzten, unendlichen im Busen davon tragen; in diesem ewigen Vorwärtsringen füllt bloß die Liebe, wie die Vorschule des zweiten Lebens, das sehnsüchtige Herz, und mitten in den Quick- und Amalgamir-Mühlen der zerstückenden Zeit und Endlichkeit, fühlt ein glücklich liebendes Herz nichts als — Unendlichkeit! Das unaussprechbar begeisterte Wesen, in das uns die erste Liebe versetzt, dieses vor- und rückempfindende Janusgefühl, ist das Entpuppen unserer Seele von todtstarrer Raupe zum buntbeschwingten Auroravogel, der mit seinen Psycheflügeln das Höchste erfliegt! Die taubstumm geborne Seele wird auf einmal zur Polyglotte, und spricht, und hört und versteht die Zungen aller Wesen und Pflanzen; und eine fortklingende Glockenleiter trägt unser Geistesohr auf harmonisch sich ineinanderkreisenden Ringen an das jenseitige Ufer; und eine Farbenbrücke trägt unser inneres Auge in sanften Verschmelzungen hinüber zum ewigen Urborn alles Lichts und aller Farben! Wie auf dem Federdrucke eines Springbrunnens springen plötzlich alle Krystallstrahlen des Schönen, Guten, Edlen und Erhabenen höher und brausender aus unserm Herzen empor; und auf ihren hochspringenden Schimmersäulen tanzt der Widerschein der Ursonne

und des höheren Lebens, und fällt in Demantstaub und Farbensplitter wieder in unsere Seele nieder. Wie vor einem Erdbeben sich die Brunnen trüben, so trübt die Thräne, das verkündende Schneeglöckchen des nahenden Frühlings, vor dieser Herzerschütterung das heitere Auge, um es bald darauf zu beleuchten, wenn die Liebe ihren Triumpheinzug in unser Herz hält; und ein leises Seufzen zieht, wie ein jubilirendes „Vivat," aus der Brust ihr entgegen und wir bringen ihr die höchsten Gaben, eine drückende Hand, eine erröthende Wange, ein schwimmendes Auge, ein klopfendes Herz, und ein — Rosenblatt, und sagen: laß uns damit reden und — glücklich sein! Denn, wenn wir nur ein Herz rein und wahrhaft lieben, so lieben wir ja alle Herzen und alle Wesen mit! das ganze All ist uns ein Spiegelzimmer, eine tausendseitig geschliffene Krystallglocke, welche, wo wir hinsehen, uns ein eben solches Herz zurückspiegelt, und wir möchten das Weltall in einer Umarmung an den Busen drücken, jedes lächelnde Kind, jedes fröhliche Antlitz umhalsen, vor jeder Blume niederknien, an jedem Bache lauschen und fragen: säuselt und rieselt ihr auch gleich mir im süßen Treiben der Liebe? Wir wünschten, wie Caligula, allen Unglücklichen nur einen Kopf, um ihr weinendes Auge auf einmal an unsere tröstende Lippe legen zu können! Aber nur neben dem Keuschlamme der Sittlichkeit, blüht die Purpurrose der reinen Liebe; wahrhaft

liebende Seelen fliehen den Verrathsaugenblick, in welchem die Sinne, wie Wilde, das Gold der Unschuld für die Eisendolche der Schuld hingeben.

3.

Das Nesselblatt.

Ach warum wächst die Blume des Glückes und der Freude so sparsam im Leben? warum muß sie sorgfältig gepflegt und gezogen werden, wenn sie ihre kurzen Blüthen treiben soll? und die Nessel des Kummers und des Leidens wuchert tausendfältig emporschießend fort, und schlägt ohne unser Hinzuthun ihre reichliche Stachelsaat über unserem Haupte zusammen? Warum ziehet sich dieß Kerbkraut an unseren Ziergebäuden und Lustgärten hin, und wir können keinen Genußhalm pflücken, ohne von dem Nesselblatte irgend eines Ungemachs oder einer Widerwärtigkeit gebrannt und gestachelt zu werden? Warum hängt der Triumphmantel der Freude nur leicht und locker um unsre Schultern, und das thränennasse feingewobene Nesseltuch des Schmerzes legt und wickelt und schmiegt sich fest an und um uns an, unherabbringbar, wie das Giftkleid der Dejanira! Neben jedem Genußpflänzchen treibt die Brennessel eines gewissen Leidens mit empor, und läßt die juckenden Blasen einer brennenden Nachempfindung zurück. In

jeder Freudendolde liegt ein Trauerinsect verpuppt und jede helle Lebenserscheinung wirft einen dunkeln Schatten hinter sich! So wird das Admiralschiff unseres Gefühls zugleich von dem Segelhauche der Freude und von dem Haarseile der Wehmuth vorwärts gezogen! Eben inmitten der strotzendsten Macbethtafeln der Lust ruft's in uns: dorthin schaue, und zeigt auf die gestaltlose Geisternähe einer uns unbegreiflichen Wehmuth! Eine süße, namenlose Schmerzahnung ist uns immer die dunkelblaue Aetherfolie des wasser- und thränenspielenden Juwels der Freude! So können wir keine schallende Festmusik hören, ohne daß in uns das Grabgeläute und der dumpfe Ton der Leichentrommel mit anklingt. So sehen wir, wenn vier liebende Arme sich umschlingen, die unsichtbare Hand der Parze, die dies schön durchflochtene Armband kalt durchschneidet. So denken wir bei dem fröhlichen Reigen der Tanzenden an die mit Leichenzunder gefüllte Kugelbüchse der Erde, und an den auffliegenden Tanzstaub, der von dem großen Aschenkruge unserer Aeltern aufstäubet! So wird uns oft die Societäts- und Pfaueninsel des Lebens zur stillen Insel trüber Betrachtungen! Die Freude selbst ist nur eine isolirte Insel, eine schwimmende Cyklade im menschlichen Leben; der Mensch muß sich herausreißen aus seinem Wurzelorte und in ihr suchend nachziehn, nach ihr pilgern und wallfahrten und der Freudentag ist just der Schalttag in seinen Lebens-

jahren, und die anderen ein Cyclus festloser Werkeltage! Eben nach der Stille der größten Freudenergießungen und Taumelfeste zieht sich die Thräne eines sehnsüchtigen bittersüßen Strebens nach etwas Unbekanntem in unser Auge, wie sich das wohlthuende Augennichts nur an den obern Stangen der ausgegossenen Schmelztiegel anlegt; und eben aus den aufgeregten Lustgebüschen und frohbewegtem Schilfe des Entzückens holen wir den Nimmersatt eines nie befriedigten, ewig wünschenden Mangelgefühls nach etwas Höherm. Aber hat das Geschick nicht dem Unglücke, wie dem Salamander, kühlende Tropfen gegeben, mit welchen es die Brennkohlen des Schmerzes abkühlt und tödtet? Blüht nicht in jedem Erdenleiden, wie auf der persischen Seenessel, eine himmelblaue Blüthe: die Thräne, diese schmerzstillenden Tropfen des himmlischen Arztes? Der höchste Grad Schmerz bleibt auf dem Siedpunkte der Unerträglichkeit kaum einen Augenblick stehen; auf die längste Erdennacht des Kummers folgt immer eine kürzere und kürzere; die hochgehenden Wogen des Elends tragen uns im Sturme nur höher zum Himmel; und wenn wir alle unsere Wünsche über Bord geworfen, wenn alle Hoffnungsboote umgeschlagen, und unser ganzes Glücksschiff zertrümmert ist, drücken wir das rettende Brett desto inniger und herzlicher an unsre Brust — die Liebe zu Gott!

——

4.

Das Lorbeerblatt.

Wir Dichter, oder auch nur Schriftsteller — ich sage „wir", denn sitzt einmal unser einer auf seinem Schreibsessel und führt die regierende Feder, oder dictirt er seinem Copisten, der zugleich sein Geheimschreiber, sein Siegelbewahrer, sein Finanzminister und Barbierjunge ist, zwei Zeilen in die Feder, so dünkt er sich schon Potentat der Lesewelt, schreibt sein „wir" und spricht in seinen Handbilletten bloß „meine Liebden und Getreuen" mit dem Leser. Also wir Dichter und Schriftsteller werden wie gewisse Fische, z. B. wie die Stockfische und Lachse, am besten mit und in Lorbeerblättern einmarinirt. Aber seitdem wir keine förmliche Reichslaureatur, keine von Gottes und Rechtswegen mit Lorbeern gekrönte Häupter haben, sondern jede Literatur-Zeitung den Kleinhandel mit Lorbeerblättern treibt, jedes Journal einen Allaminuta-Handel damit errichtet, und uns nach Belieben in ihre Tonnen einschlagen, mit Lorbeern einpöckeln, und an die Lesewelt versenden; seitdem das literarische Rom lauter Soldatenkaiser, d. h. mit Gewalt dazu erhoben hat; seitdem hat jedes gekrönte Lorbeerhaupt mehrere Gegenkaiser, die ihm die Krone streitig machen, und indessen geht das Reich selbst in Trümmer! Seitdem so viele Prätendenten der poetischen Königswürde in der Lese-

welt herumirren, traut der Leser dem parnaßeingebornen Kronerben selbst nicht mehr, und untersucht, bevor er den Huldigungseid leistet, mit vieler Strenge, ob er wirklich zur Regierung geboren, ob die wahren poetischen Kaisertropfen und das echte, frische Königsblut in seinen Adern, id est Zeilen, rollte. Der jetzige Leser ist ein curioser Leser, ein vertrackter Laudonsleser, der das Letternregiment nicht nur die Revue passiren läßt, und ruhig auf seinem Sesselgaul sitzen bleibt, sondern ihn hindert's gleich, wenn hie und da ein Knopf fehlt, oder die Montur schief sitzt. Dem jetzigen Leser genügt es nicht, daß ihm der Verfasser Morgens wie ein Kräutersäckchen den nüchternen Magen wärme, daß er ihm Mittags, wie ein Stückchen Parmesankäse, oder wie ein Gläschen Danziger, die Verdauung befördere, oder daß er ihn des Nachts wie eine gefällige Circassierin mit aromatisirtem Flanell in den Schlaf frottire, nein, die morlakischen Literaturzeiten, wo die Dichtkunst Posestrina und der Leser treuherziger Probatino war, sind vorüber; jetzt glaubt es der Leser kaum mehr, wenn irgend einmal ein genialer oder energischer Fingerknöchelschlag des Autors an seine Gefühls- und Gewissenspforten anpocht, er fährt auf und ruft bitterböse: Wer da? Woher? Wohin? was pocht ihr mich auf, und wo ist euer Musencreditiv oder Beglaubigungsschreiben, daß ihr mich verfehmen könnt, und die drei Späne von meinem Herzens-

schloßthor hauen dürft?" — Nun legitimiren viele Schriftsteller ihre Parnaßabkunft durch ihre Werke eben so schlecht, wie viele Frauenzimmer, durch die Bemühung, recht liebenswürdig zu scheinen, aufhören, es nur im mindesten zu sein. Andere, die Narren, Verliebte und Dichter als sprichwörtliches Kleeblatt kennen, wollen, wenn sie nur die ersten zwei Zahlen an ihrer Gehirnschiefertafel angeschrieben finden, auch die dritte, nach der Regulabetri, heraus oder vielmehr herein nehmen. Ich meinerseits bleibe originell, und schlage auch hier einen eigenen, vor mir noch unbetretenen Weg ein, um mein olympisches Adelsdiplom zu beurkunden. Ich zeige nämlich eine Glatze, die ich das Loco sigilli des Apollo nenne, allen Ungläubigen als einen großherrlich besiegelten Musenferman vor, denn daß eine Glatze der echte classische Lorbeerboden sei, ist eine alte Sache, vide Cäsar, Socrates &c. Eine Glatze ist der natürliche Präsentirteller der Reichslaureatur, die Tonsur des Genies, da wie bekannt auf feuerspeienden Bergen alle Vegetation aufhört. Auch die Flüssigkeit, die etwa noch von einem Wasserkopfe im Gehirn zurückblieb, verdampft eher ohne den Haardeckel; der Lorbeer liegt fester auf, und eine Glatze oder die bis zum Wirbel und noch höher potencirte Denkstirne setzt den Lorbeer als conditio sine qua non voraus, und nur eine falsche Scham hat vielleicht bisher junge Genies abgehalten, diesen ihren Abonnementsschein auf die Lorbeerkrone vorzu-

zeigen, und selbst bei dem schönen Geschlechte als ein goldenes Ehrenband und Lobnetz geltend zu machen. Denn die Frauen lieben nur die Glatze nicht, wie sie ein Finnbläschen und Hitzblätterchen im Gesichte nicht lieben, so lange es unbedeckt ist; kömmt auf diese aber ein Stückchen Englisch-Pflaster, und auf jene eine Doctorperücke oder ein Heldenkranz, oder ein Dichterlorbeer, so werden beide Erhöhungsmittel der Schönheit, anziehende Reizmittel, lockende Schön- und Ehrpflästerchen, und manche fliehende Spröde ist mit dem Absalonshaar an dem haarlosen Lorbeerbaum hängen geblieben. Meine Glatze wird also die Lesergilde schon als Lehr- und Meisterbrief des Musengottes gelten lassen. Wenn ich nun noch hinzusetze, daß meine Geliebte einen Namen trägt, der mich allein zum Dichter creirt, als z. B. Laura zum Petrarch, Lenore zum Tasso, Cidli zum Klopstock, Molly zum Bürger u. s w., und daß mir stets etwas an den Kleidungsstücken mangelt, ein Knopf fehlt, oder so etwas, daß ich, wo ich immer sei, immer einen Handschuh oder die Dose, oder das Schnupftuch vergesse, und was ähnliche Muttermaale der Musenkinder mehr sind, so zweifelt wohl Niemand mehr, daß das poëta u. s. w. kein Spaß bei mir ist. Meine Geliebte selbst ist schon von meinen Ansprüchen auf einen bedeutenden Büschel Lorbeerblätter so überzeugt, daß sie sich schon kindisch auf ihre Mitlaureatur freut, und den Augenblick nicht erwarten kann, in welchem

sie unter die Haube und unter den Lorbeer kömmt. Wird gewöhnlich ein Weibchen, wie es unter die Haube kommt, um einen Kopf größer, so wird es ein Dichterweibchen um zwei; sie nähme nicht nur seinen Familien-, sondern auch seinen Dichternamen und Titel an, und ließe sich, wie man „Frau Geheimräthin," „Frau Forstmeisterin" sagt, auch gerne „Frau Idyllenschreiberin", „Frau Trauerspieldichterin", oder „Frau Uebersetzerin" heißen. Sie hinge nicht gerne sein Bild, sondern auch die Titelblätter seiner Werke als Putz und Garnitur auf ihre Staatskleider. Aber man würde ihnen Unrecht thun, wenn man es Eitelkeit oder Stolz auf fremde Verdienste hieße; sie bringen damit eigentlich nur sich selbst Weihrauchopfer, indem sie stets sagen wollen: der gute Geschmack selbst, die Dichtkunst, die Poesie hat sich in mich verliebt!

Memoiren einer Zeitgenossin.

(Aus den hinterlassenen Papieren einer Fliege.)

Ich bin von Geburt eine Deutsche und meine Vaterstadt ist eine große Residenz. Diese liegt an einem Fluße, dem es eben so an Wasser fehlt, wie meiner Vaterstadt an Wein. Mein Vater ist unter ähnlichen Fliegen in dem Antichambre der Großen aufgezogen worden, hat aber wie andere zweibeinige Fliegen schmarozt und gesummt, gesummt und schmarozt. Meine Mutter, von dem alten Geschlechte der Stechfliegen, war bei dem Zollwesen angestellt und saugte sich am Blute der Menschen voll. Plötzlich fiel mein Vater, nicht in Ungnade, das wäre noch zu verschmerzen gewesen, aber in den Wein von Serenissimus und endete ruhmlos; meine Mutter zog sich über den Zollverband eine Gemüthskrankheit zu und starb. Ich blieb als eine arme Waise zurück. Dem Pupillen-Collegium schien ich keine vortheilhafte Partie, ich war also genöthigt, mein eigenes Amt zu suchen. Ich zog gerade zu in eine entlegene Straße, wo ich auf Gastfreundschaft eher als in den ersten Straßen rechnen konnte. Ein halb offenes Fenster zog

mich an, ich flog in ein kleines Gemach, und nahm auf einer Toilette, auf einem Zahn eines ausgebrochenen Kamm's, welcher zwischen einem Riechfläschchen und einem Bündel feiner Locken lag, meinen Platz ein. Auf dem Tische darneben lag Ekartshausen Gebetbuch und ein Theaterbillet. Auf einem niedlichen vis-à-vis saß ein junges Mädchen und neben ihr ein junger Mann, der ihre Hand festhielt. Die Augen des Mädchens waren niedergeschlagen, lange, schwarze Wimpern bedeckten sie. Auf den Wangen lag die Morgenglut des Tages, die Lippen, halbgeöffnete Rosenknospen, waren von dem Reiz der erwachten Natur angeglommen, dunkle Locken wühlten wollüstig auf dem Flaum des schneeigen Nackens und der wallende Busen stieß unwillig an die leichte Hülle. Der junge Mann sprach dringend und feurig, bittend und girrend. Ich konnte nicht alles verstehen, ich flog daher auf ein Heiligenbild hin, welches über dem vis-à-vis hing. „Süße! Einzige!" flehte der Jüngling, „nur ein Lächeln sage mir, daß du mich erhörst, nur ein einziges himmlisches Lächeln dieses göttlichen Mundes, und ich bin der Glücklichste!" Sie schlug langsam die Augen auf, eine feuchte Glut schwamm in denselben, der üppige Himmel der Erhörung hing niedersinkend an den Augenlidern und auf ihren Wangen beleuchtete ein tiefes Roth den letzten Kampf der Liebe und Scham. „Nur ein einziges Lächeln!" bat er nun noch inniger, ich hatte

Mitleid mit ihm, flog auf den weichen, niedlichgespitzten Mundwinkel des reizenden Mädchens hin, scharrte mit meinen Füßen, — — sie lächelte, — er sprang beglückt auf, und ich gewann kaum Zeit, noch durch das Fenster, welches er eben zumachte, hinaus zu kommen und das Freie zu gewinnen. —

Ich flog irrend herum, meine Seele war von der eben erlebten Scene noch ganz voll. Hier werden sich die Philosophen etwas streiten, ob die Fliegen auch eine Seele haben. Da man in eigen r Sache kein Richter sein kann, wenn man nicht zufällig dreimalhunderttausend bewaffnete Mann als juridische Beweisgründe mitbringen kann, so kann ich nichts darüber sagen, aber ich glaube, ich muß doch eine Seele haben, denn „ich bin ich" und ich „setze mich selbst," zuweilen sogar dem Sultan auf die Nase. Ich mochte ungefähr ein paar Minuten planlos herumgeflogen sein, als ein zierlicher, bejahrter Herr vor mir herging, welcher eine Düte Bonbons in der Hand trug. Ich setzte mich in eine der vielen Falten, welche oben am Schluß der Düte sich befanden, und ließ mich von meinem alten Manne forttragen. Er ging in ein Gartenhaus, durch einen langen Corridor, über ein weitläufiges Vorzimmer in ein dunkles Gemach. Hier verblieben wir im Dunkeln einige Zeit, endlich raschelten ein paar Pantöffelchen. „Sind Sie da, Ehrwürden?" fragte ein Stimmchen dem ich das Stubenmädchen sogleich anhörte. „Ja, mein Döckchen!"

summte ein gedämpfter Priesterbaß. Die Kleine führte uns noch in ein anderes, warmes, wohlbeleuchtetes Zimmerchen. „So, mein Mäuschen!“ sagte der ehrwürdige Herr, indem er mit der heiligen Hand um das blühende Kinn des allerliebsten Kammerkätzchens fuhr, — „so, hier hab' ich dir auch gebrannte Mandeln mitgebracht und das Kleid bring' ich dir morgen.“ — Er zog sie auf eine Ottomane nieder. „Hast du,“ — fuhr er fort — „die Ministerin bearbeitet? Es liegt mir alles daran, daß der junge Z. aufs Bureau Seiner Excellenz kommt, sie macht alles, sie muß ihn anempfehlen“ — Euer Ehrwürden, ich habe ihr gesagt, daß der junge Z. alle Abende im Theater aus einem Winkel nur nach ihr sehe, und daß er gerne ein Unterkommen auf irgend einem Bureau haben möchte; Sie will ihn Seiner Excellenz vorschlagen, allein der vertrakte X. aspirirt auf diesen Platz. — „Der ist es eben, Mäuschen, der darf nicht hin; du kannst ihr sagen, der X. habe gesagt, sie hätte falsche Zähne, he Mäuschen?“ Se. Ehrwürden begannen nach und nach mit den Händen zu sprechen; da bewegte sich etwas im Nebenzimmer. Sachte! stille! sagte das Mädchen. Da flog ich gerade Sr. Ehrwürden an den Nasenflügel hin, er mußte laut nießen. „Verdammt!“ rief er, ich aber flog immer von neuem heran und Sr. Ehrwürden nießte wie ein Ungewitter. Ach, lamentirte das Stubenkätzchen, Euer Ehrwürden nießen mich ums Brod und um den

Dienst! Sie löschte das Licht aus, ein Nebenzimmer öffnete sich, und ich gewann Zeit, mich auf eine hübsch gekräuselte Perücke, die auf einem Napoleonskopfe aufgestülpt war, niederzulassen. Ich saß ganz bequem in einem kleinen Löckchen einer Ministerperücke und that mir nicht wenig darauf zu gut, mit einem solchen Kopfe in naher Berührung zu stehen. Se. Excellenz, die sich die Perücke aufsetzten, arbeiteten eben an einem Entwurfe, die Leibeigenschaft in constitutionellen Staaten herzustellen. Se. Excellenz lächelten wohlgefällig, sahen in den Spiegel, lächelten noch einmal und arbeiteten weiter.

Die Leibeigenschaft wurde mit den poetischen Farben gepriesen; der Aufsatz war fertig. Se. Excellenz wollten eben schließen, als ich an seinen Finger herankroch. Dieser Kitzel machte, daß Se. Excellenz einen großen Klecks statt Dero hohen Namen hinzeichneten! Welch' ein Unglück! Ach, wie vielen Ländern ist nicht schon oft ein ministerieller Klecks angehängt worden, daß sie ein halbes Jahrhundert daran zu radiren hatten! Se. Excellenz wollten mich mit einem ministeriellen Schlag auf einmal tödten, allein ich saß schon wieder in seinem zierlichen Lockenbau und da war ich sicher. Se. Excellenz radirte den Klecks aus und trugen ihn, nicht den Klecks, sondern den Entwurf zu Seiner Durchlaucht, dem regierten Regierenden!

Serenissimus waren in übler Laune, Allerhöchst-

dero Kopf lag auf Allerhöchstdero Hand und Allerhöchstdero Augen sahen auf Allerhöchstdero Fußspitze. Es muß etwas Betrübendes vorgegangen sein. Allerhöchstdero Jagdhund sind vielleicht unwohl, oder Allerhochstdero Maitresse schmollen. Kurz Serenissimus waren unmuthig. Seine Excellenz nahten sich und machten einen Knicks bis zu Allerhöchstdero Nabelgegend und stellten Allerhöchstdero väterlichen Regentengüte vor, daß das Wohl Allerhöchstdero Unterthanen es nöthig machte, daß die Leibeigenschaft im Lande eingeführt werde. Serenissimus dachte eben vielleicht an die Eigenschaft eines Leibes, verwechselte dieses mit Leibeigenschaft, und wollte nicht recht daran gehen, den Vorschlag zu unterschreiben. Se. Excellenz standen da wie in Todesangst, ich hatte Mitleid mit ihm, flog auf Serenissimus Dintenfaß, tauchte meinen Fuß in die Dinte und zog mit demselben unter den Vorschlag einen Halbzirkel (C); Serenissimus sahen, es war sein Anfangsbuchstabe. Die Götter hatten gesprochen, er unterschrieb. Mit Gewissensbissen belastet flog ich in Serenissimus Halskrause zurück und hielt mich da verborgen. Am andern Morgen flog ich mit Serenissimus zu Allerhöchstdero Lieblingsschauspielerin. Hier fand ich Süßigkeit in Hülle und Fülle und setzte mich auf ein Glas Cyperwein, welcher für sie eingegossen war. Serenissimus hatte eben geruht, die niedliche Priesterin verschiedener Göttinnen in Unruhstand zu versetzen, als mehrere Steine durch das Fenster in

das Zimmer flogen. Es waren die ersten zarten Vorwürfe der Leibeigenschaft an Serenissimus. Das Volk des kleinen Ländchens fing an die Aeuglein aufzuschlagen, und sie begleiteten ihre Vorstellungen an Serenessimus mit einem beredsamen Steinregen. Solche Petitionen pflegen guten Eindruck zu machen. Serenissimus geruhten sich auf Allerhöchstdero Füsse zu machen, und durch Allerhöchstdero eigenen Gassenkoth aus der Stadt zu entfliehen. Se. Excellenz wurden von der Liebe des Publicums um einige Ellen höher befördert, und sein lustiges Palais erhielt die Ueberschrift:

„Die Weltgeschichte ist das Weltgericht!"

Allerhöchstdero Maitresse aber lag in Allertiefstdero Ohnmacht, Krämpfe schnürten ihr den Hals zusammen, das Stubenmädchen goß ihr in der Eile den Cyperwein ein, ich hatte nicht Zeit, mich zu retten, ich kam ihr in die Gurgel, dieß verursachte ihr einen Reiz, sie erstickte, indem sie mich auch vollends erwürgte!

So war ich kleine Fliege erst Ursache an dem Fall eines Mädchens, dann an dem Fall eines Despoten und endlich fand ich den Tod, indem ich einer anderen Fliege den Tod gab.

Hier endete das Manuscript, hier ende auch ich

Là bas und Amor's Oberlippe.

Der Franzose kennt nur sein Frankreich, sonst ist ihm alles fremd. Frankreich ist sein Höchstes, alles andere ist bei ihm „là bas.“ Fragt man einen Franzosen, „wo Ist ihr Bruder?“ so sagt er: mon frère? „là bas à Mexique“ oder „là bas à Petersbourg“ oder „là bas à Constantinople“ oder „là bas à Berlin.“ Was nicht Frankreich ist, liegt „là bas.“

Es gibt eine Menge Damen hier, die man in den honettesten Cirkeln findet, die sehr liebenswürdig sind, und die auch eine große Eigenschaft besitzen, nämlich die, daß ihre Männer ewig „là bas“ sind. Fragt man eine solche Frau: wo ist ihr Herr Gemahl? so erwidert sie: „Ah! monsieur, il est là bas aux Indes;“ oder „il est parti pour là bas. pour le Brasil.“ Ein solcher „là bas-Mann“ ist ein wahrer Ulysses, er durchkreuzt alle Sterne, allein seine Penelope geht etwas humaner mit ihren Freiern um, als die wirkliche Homerische. Auf dem Bal masqué de l'Odéon, reichte ich einer schönen Frau, die mit einem der liebenswürdigsten Mädchen etwas entfernt vom Büffet stand, zwei Becher Eis hinüber.

Ein „ah! vous êtes fort obligeant“ war mein Dank: das wäre aber für einige derbe Rippenstösse, die zwar immer mit einem „pardon, monsieur“ gegeben wurden, wenig Entschädigung gewesen, wenn es nicht von einem Blick begleitet gewesen wäre, von einem Blick, den ich lieber zehnmal sehen, als einmal beschreiben möchte. Das Herz im Leibe und das Eis auf der Zunge schien an diesem Blick hinzuschmelzen. Ich erinnerte mich an Göthe's:

„Geht den Frauen zart entgegen,
Ihr gewinnt sie, auf mein Wort;
Doch wer keck ist und verwegen,
Kommt vielleicht noch besser fort.“

Ich versah mich schnell mit einem „Corne d'abondance“ voll Erfrischungen, ging den Damen nach, und begann die Conversation mit einem „beaucoup de monde,“ welches für eine Pariser Seele soviel als „beaucoup de plaisir“ heißt. Um im Gedränge den Faden des Gesprächs nicht zu verlieren, machte ich eine Bewegung mit dem Arme, die, wenn man sie verstehen wollte, verständlich genug war, und im Gegenfalle auch zufällig gewesen sein konnte. Zum Glück hatte die schöne Frau, die noch mit aller Lebensfrische auf der Mittagslinie des Lebens stand, einen scharfen Blick und hing sich an und ein. Ein junger Herr hatte das reizende Mädchen am Arme, und so zogen wir einer Loge des zweiten Ranges zu, in welcher wir uns niedersetzten. Ich erfuhr sogleich, daß das

reizende Mädchen ihre Tochter Juliette, und so halb und halb an den jungen Mann versagt sei. Auf meine Frage, wo denn ihr Herr Gemal sei, sagte sie mit einem Tone, dem an Schalkhaftigkeit nichts gleich kömmt: „il-y-a deux ans qu'il est là bas à Rio.“ Auf diese Antwort betrachtete ich mir meine là bas-Witwe etwas genauer. Es war eine wohlgebaute Frau, zwischen 30 und 40, mit aller Lebhaftigkeit einer Frau von 20 Jahren. Ein feines, allerliebstes Gesicht, in welchem sich die Jahre fast noch gar nicht markirt hatten, ein paar Augen wie die Spitzbuben und ein Lächeln wie die geheime Polizei, in's Innerste dringend. Uebrigens war ihr Humor so angenehm, wie er nur von einer Frau zu fordern ist, deren Mann schon seit zwei Jahren „là bas à Rio“ sich befindet. Sie errieth sogleich, ich müßte ein Fremder sein, und da ich mich für keinen Deutschen ausgeben wollte, so sagte ich, ich wäre ein Preuße. Noch an demselben Abend wurde ein Spaziergang beschlossen und zwar nach Versailles.

Ich segnete im stillen Herzen den guten Mann, daß er die Güte hat, zwei Jahre „là bas à Rio“ zu bleiben und hätte nichts Sehnlicheres gewünscht, als daß auch der junge Herr, der Juliette in Beschlag nahm, auch irgendwo „là bas“ wegen meiner là bas in der Hölle gesteckt hätte.

Ich habe mir erzählen lassen, das erste Abenteuer edlerer Natur, das ein Deutscher in Paris mit

einer Pariserin bestehe, mache ihn ganz schwindlich; mir war es nicht so zu Muthe, ich blieb ganz ruhig, betrachtete diese Stunden als Sprachstunden, um mich in der französischen Sprache zu üben. Ein heiterer, warmer Tag, es war in diesem Jahre gar kein Winter in Paris, zog mich früh, d. h. gegen eilf Uhr aus den Federn, und nachdem ich meinen Anzug mit aller jener Sorgfalt geordnet hatte, die eine Frau erheischt, deren Mann in Rio Janeiro ist, begab ich mich zu meiner neuen Bekanntschaft. Juliette stand schon angezogen da, ein Hut aus der Rue Vivienne, eine ceinture de la patrie und ein Shawl à la reine umgaben die Reizende, aber unter dem Hut hervor blitzten ein paar schwarze Schelmenaugen, und ein Mund, der in seiner Liebenswürdigkeit sich selbst zu küssen schien, rief mir zu „maman est encore à la toilette!“ Daß ich diese Nachricht mit aller Fassung eines Philosophen, d. h. eines deutschen Philosophen aufnahm, wird mir der Leser gerne glauben; auch das, daß ich Juliette einige Worte sagte, die eines Parisers nicht unwürdig gewesen wären.

Wir setzten uns am Kamine nieder, und ich, wohlwissend daß man einem Fremden, von dem man voraussetzt, daß er die Sprache nicht ganz in seiner Gewalt hat, manchen kühnen Ausdruck verzeiht, ja ohne Zeugen sogar gerne hört, ich machte den amoroso-buffo, mischte so viel närrisches Zeug in's Gespräch, daß ich lachend und ausgelacht schon im Besitze

ihrer zart geformten Hand war, als Mr. C. der so- genannte Bräutigam herein kam, und zum Glück auch maman aus dem Seitenzimmer. Wir waren aufge- standen, aber ich hielt in meiner Verlegenheit noch immer die warme, weiche, elastische Hand in der meinigen. „Ah!" sagte die Mutter, „vous dites la bonne aventure à Juliette?" Mr. C. machte ein Ge- sicht wie eine halbabgelegene Olive, und erinnerte, daß der Wagen unten warte. Juliette hüpft die brei- ten Treppen hinab, daß der Marmor aufzuleuchten scheint, von diesen Füßchen geküßt zu werden. Endlich sitzen wir, der Wagen rollt über den Vendome-Platz und den champs élysées entlang nach Versailles. Endlich halten wir an dem großen übergoldeten Git- ter, und Mr. C. hilft uns allein aus dem Wagen. Im Garten war nicht viel zu genießen, und Mr. schlug vor, das Schloß zu besehen.

Mit wehmüthigem Gefühle betrat ich den Ort ehemaliger Größe. Meine Begleiterinnen aber sagten nichts als die Vergleichungsstaffeln hinauf:

„gentil!" „jolie!" „beau!" „superbe!" „ma- gnifique!" „exquis!" u. s. w.

Im Sommerpalast rührte mich das Zimmer der unglücklichen Marie Antoniette unbeschreiblich; Ju- liette sagte: pauvre malheureuse! und besah sich dabei in dem Spiegel der unglücklichen Königin, lächelte auf den Mr. C., sagte noch einmal: pauvre mal- heureuse! und schlüpfte in den Garten hinaus. In

dem kleinen Gartentempel fanden wir uns wieder zusammen, da steht die Statue eines Amors, mit der bekannten Unterschrift!

Qui que tu sois,
Voilà ton maitre,
il est, il fut,
Ou il doit l'être!

„Ah! c'est charmant!“ sagte Juliette, und Mr. bot ihr eine feine Bleifeder, damit sie ihren Namen auf den Amor hinschriebe. Der arme Amor war von Kopf bis Fuß mit lauter Namen überdeckt, von allen den Tausenden, die sich so unsterblich machen wollten Die ganze Statue bot keinen anständigen Platz dar, auf den sich ein sittsames Mädchen hätte hinschreiben können. Juliette fand aber den Gedanken, ihren Namen auf den Cupido zu schreiben, gar zu unique, als daß sie ihn aufgeben sollte. Ich war endlich so glücklich zu entdecken, daß die Oberlippe Amors noch unbeschrieben wäre!

„C'est bien drôle!“ sagte Juliette, aber mit aller Grazie schrieb sie den Namen „Juliette“ dem stummen Liebesgotte auf die Oberlippe. Mr. C. machte sich auch sogleich auf und schrieb seinen eigenen lieben Namen auf die Unterlippe des geduldigen Amors! Ich machte Julietten die Bemerkung, daß, wenn der Gott der Liebe jetzt das Maul aufmachen wollte, sie und ihr Bräutigam geschiedene Leute wären!

Madame und ich mußten nun auch unsere Na=

men noch dem steinernen Gott anhängen. Es war aber kein Platz mehr übrig, als der hinter den Ohren des kleinen Herzendiebes. Wir schrieben also getrost dem Liebesgott unsere Namen hinters Ohr.

Führt dich der Weg, lieber Leser, einmal nach Paris und nach diesem Amor-Tempel, da vergesse ja nicht dem geflügelten Knaben, der es ohnehin dick hinter den Ohren hat, ein wenig hinter das Ohr zu sehen, und da wirst du den Namen dessen finden, der sich schon so oft manches von Amor hinter das Ohr schreiben mußte. Es war Abend geworden; nach einem fröhlichen Mittagstisch in der Restauration à la grille du mail, brachte uns unser Wagen nach Paris. Es war 8 Uhr Abends und wir rollten im Finstern dahin. Wenn ich den verehrten Leser bitte, sich in meine Lage zu denken, so wird ihm das eben nicht unangenehm sein, denn nach einer Lustfahrt zu Versailles, nach einem diner aux huitres im Finstern, vis-à-vis einer schönen Frau, deren Mann seit zwei Jahren „là bas à Rio“ ist, scheint nicht die verzweiflungsvollste Lage zu sein.

Allein der Mensch ist ein neidisches Thier! Die Lampen des Caffeehauses de cent couverts in den champs Elysées warfen plötzlich eine Tageshelle in unseren Wagen, und siehe da! Mr. C. schien eben beschäftigt zu sein, mit dem Munde seinen Namen auf Juliettens Lippen hinzuschreiben. Ich hätte den Schreiber ermorden mögen. Als wir abstiegen, flüsterte

ich der holden Juliette zu: Darf ein Sterblicher nicht hoffen, seinen Namen auf den Mund der Liebesgöttin einzuschreiben?

„O! le méchant!" sagte sie mit einem hochaufflammenden Blicke, und gleich darauf lispelte sie: „nous en causerons." Liebster Leser! goldener Leser! hast du gehört! „nous en causerons!"

Sei versichert, lieber Leser, was auch vorgehen mag: nous n'en causerons pas.

Volksschmeichler und Zeitgeist-Verdreher.

Aus den Blättern der Weltgeschichte säuselt der milde Trost, daß die Humanität und die wahre Freiheit stets über servilen Druck und Geisteszwang obsiegte. Aus den Blättern der Weltgeschichte wehet die ernste Ermahnung hinauf an die Höhen der Regierung, daß die Freiheit eines Volkes nicht in einzelnen ertheilten Rechten, die fast wie Begnadigungen aussehen, bestehen; und aus den Blättern der Weltgeschichte rauscht der Erfahrungssturm hernieder, daß die mißverstandene Volksfreiheit stets, historisch oder speciell, zu inneren Zerrüttungen des Staatslebens, zu Spaltungen und Fractionsgeist, zum Mißbrauch des Heiligsten und zum Hinsturz an fremde Zwingherrschaft geführt hat.

Eben dasselbe Polen, das heute als heiliger Märtyrer der Freiheit die unsterbliche Seele aushaucht, dessen herzzerschneidende Endlassenschaft vielleicht den Eintritt Europa's in den Wendekreis des Krebses bezeichnet, eben dasselbe Polen ist ursprünglich durch seine jedes Maß übergeilende Volksfreiheit, durch das Veto seiner Landboten, durch das Recht, Confödera=

tionen gegen den König zu stiften, aus der Reihe selbstständiger Staaten verschwunden!

Die wahre Volksfreiheit besteht nicht im Entbinden von Gesetzen, nicht im Wegwerfen jedes, wenn auch noch so leichten Zwanges, sondern im Zusammenklange des eigenen Willens mit dem Gesetze, in der Entbehrlichkeit des Zwanges durch freiwillige Hingebung, nur im Bewußtsein, keinem anderen Zwang als einem gesetzlichen hingegeben zu sein, d. h. einem solchen, wo die Pflichten des Einzelnen und des Ganzen auf Gerechtigkeit und Wahrheit basirt sind.

Wie ganz anders lautet aber das, was unsere ultra-liberalen Journale von der Volksfreiheit ausposaunen! Sie verstehen unter Volksfreiheit nichts als den Umsturz des Bestehenden, blos weil es besteht. Sie wollen das Volk hinausreißen über die Grenze des Guten und Wahren, denn in den Bannkreis der Lüge dringt keine redliche Waffe, kein Vernunftgrund, keine geläuterte Ansicht und Gegenrede mehr.

Von jeher nennt die Geschichte keinen Tyrannen, keinen Despoten, der nicht einen Schmeichler, einen Krümmwurm fand, welcher ihn in seiner Tyrannei bestärkte und lobhudelte. Das ist nun jetzt anders, wir haben Volks-Lobhudler, Volksschmeichler, Volksnarren.

Was sind die ultra-liberalen Blätter anders als servile Volksschmeichler? Sie setzen zuerst das Volk hinauf auf ihren papiernen Thron, und dann be-

gnnen sie ihren kriecherischen Götzendienst. Sie tanzen um das gold'ne Kalb ihrer Volks-Souverainität herum, und kein Katzenbuckel ist ihnen krumm genug, und keine eckle Speichelleckerei niedrig genug, und keine Vergötterung albern genug, um sie diesem Idol verknechtet darzubringen. Nie hat noch ein Fürstenknecht, ein serviler Königsdiener, ein verknechteter Despotensclav seinem Herrn so unbedingt, so unsinnig, so schamlos knechtisch gehuldigt, als diese Ultra-Freiheits-Männer ihrer selbstcreirten Volkssouverainität, und eben deshalb muß sie eben jene Indignation, eben jene Verachtung treffen, die alle niedrigen Knechte und Schmeichler trifft. Es ist alles eins, ob man der Despotie eines Einzelnen oder der Despotie eines Volkes verehrend sein Weihrauchfaß schwingt, es bleibt immer Anbetung der Despotie.

Man irrt sich, wenn man glaubt, daß dieser ewige Angst- und Feuerwächterruf nach völliger Unabhängigkeit des Volkes etwas mit der Idee der Liberalität gemein habe. Eben so viel hat der Wunsch der Armen nach dem Gelde der Reichen, die Begier des Menschen nach der Frau seines Nachbars mit liberalen Ideen gemein.

Der unsterbliche Blakstone sagt sehr richtig:

„Nicht, was der Mensch darf, nicht, was der Mensch will, sondern was er als vernünftiges Wesen soll, gibt das Merkmal und den Maßstab seiner unveräußerlichen Rechte."

Was hier vom Menschen im Einzelnen gesagt wird, gilt vom Volke im Allgemeinen. Bei dem angebornen Hange zur Unbändigkeit würde die ungereimte Lehre der Selbstregierung ungefähr zu eben dem Scheusal ausarten, als die Blätter der Ultra-Liberalen bei ihrer Selbstcensur.

Früher hat ein moralischer Muth dazu gehört, Liberaler zu sein, es war ein selbstgeadeltes Gemüth, welches die edle Kühnheit hatte, für die bürgerliche und persönliche Freiheit in die Schranken zu treten. Allein die leise, aber Alles aufreibende Macht der Zeit nimmt oft Wörtern ihren Adel und adelt oft wieder Andere, die früher in Mißcredit waren. Schon Forster bemerkt, daß bei politischen Parteien kein Name auf Ehre oder Schimpf lange Rechnung machen kann; so sind die alten ehrlichen Worte Schalk, Dirne u. s. w, jetzt Schimpfworte, und die frühern Tadelsworte: Salbung, Einfalt u. s. w. neigen sich jetzt zum Lobe hin. So dürfte bald der Ausdruck: ein Liberaler, durch die Uebertreibung der Liberalen entadelt sein. Es gehört jetzt wirklich ein moralischer Muth dazu, sich als einen Gemäßigten, als einen redlichen Royalisten zu zeigen; denn die Ultra-Liberalen finden in jeder mäßigen Gesinnung einen Beisatz von Verknechtung, streiten der mäßigen Partei sogar die Möglichkeit einer aufrichtigen Ueberzeugung ab; ja selbst ein redliches Irren wollen sie ihnen nicht zugestehen, und den groben Stoff ihrer eigenen

selbstischen Motive in die Handlungs- und Denkweise der andern Partei übertragend, gibt es für sie nirgends eine ursprüngliche Reinheit der Gesinnung, nirgends eine unbefleckte Conception der Ansicht, und nirgends ein an der Sonne der innern Ueberzeugung gezeitigtes, politisches Religionsleben.

Das wüthende Geschrei dieser unberufenen Wehe-Mütter der Zeit wird die Wehen der Zeit vermehren, ohne die Entbindung zu erleichtern. Die Zeit, wie die Natur, zeugen und gebären ihre Frühlinge und ihre neuen Welten stumm, nur im Zerstören werden beide laut, in Erdbeben oder in Posaunenstößen des jüngsten Tages. Der Zeitgeist stoßt bei seinem Schaffen weder erst in die „Revolution," noch in die „Deutsche Tribüne," wenn sie eine politische Wiedertaufe der Völker vornehmen will; der alte Saturn ist ein stiller Greis, leise verschluckt er seine Kinder, und nicht bei der Lärmtrommel einer falschen oder wahnsinnigen Begeisterung! Weil die Vergangenheit in einen Wittwenschleier gehüllt ist, und die Zukunft in einen jungfräulichen, und nur die Gegenwart nackt vor ihnen daliegt, weiden sie sich mit sinnlicher Lust daran, durch ihre Blößen die rohe Begier aufzureizen, sich schänderisch in ihren Schwächen zu sättigen.

Gemeinen Sinn nehmen sie für Gemeinsinn, und das neugierige Emporstrecken des Halses für geistige Erhebung des Gesammtlebens. Jedes kleine Gebrechen in der Staatsmaschine hingegen wird von

diesen Volksheuchlern als ein Flecken am Throne ausgeschrieen, weil der Thron am höchsten steht, und dem Volke am ersten in die Augen fällt. Sie vergessen aber, daß man Höhen, hohe Menschen und hohe Berge, oft in einem Nebel sieht, daß aber diese Nebel aus der Tiefe emporsteigen, aus dem niedern Leben, und sich an ihnen hinaufziehen.

Die Compagnie-Laster des Parteigeistes und die in leeren Phrasen eingewickelte Nationaltäuschung der ausgeschrieenen Volkssouverainität wollen viel weiser sein, als unser lieber Herrgott. Er erschuf das Licht am ersten Schöpfungstage, allein erst am vierten die Sonne, inzwischen ließ er Gräserchen wachsen und Blümlein, und nützliches Gewächs mehr. Unsere Lichtprediger aber sind mächtiger denn Gott, kaum haben sie aus den vollen Backen in das Volk hineingerufen: „es werde Licht!" so haben sie auch schon lauter Sonnen aus dem Volke gemacht, und sich selbst als erste Sonnenpriester.

Aber das Volk, dem ein solches Hätscheln und Backenstreichen vielleicht anfangs wohlthut, wird in seinem gesunden Menschenverstande endlich erwachen, und einsehen, daß alle Jene, die seinen Fehlern huldigen, seine Gebrechen adeln, seine Schwächen zu Tugenden stempeln, seine Gelüste zu Gotteingebungen umtaufen, und seine Launen als Himmelsgebote ausschreien, nichts als feile Schmeichler, nichts als böse, irreleitende Irrwische sind, die vor ihren Augen herumgaukeln.

Es wird einsehen, daß es von diesen Freiheits-Aposteln nicht wie ein Gebäude in die Höhe geschraubt wird, um es zu repariren, sondern daß sie es hinauf treiben wollen, um in seinem verlängerten Schatten sich selbst gemächlicher ausdehnen zu können!

Der erste Korb und der tausendste Thaler.

Es gibt große Dinge, zu denen eine eigene Constellation gehört, um sie zu besitzen, und wieder andere Dinge, die man absolut schon besitzen muß, um sie im hohen Grade zu besitzen. Wenn man einmal eine Million hat, so bekömmt man die andere schon leicht durch die erste, so wie man Dohlen auch immer durch die erste Dohle fängt. Wer einmal einen Korb bekommen hat, der ist im Zuge und holt sich nach und nach mehrere. Es handelt sich nur um die erste Million und um den ersten Korb; da ist der Knoten.

Zu der ersten Million gehört das Arrondiren des ersten Sümmchens von tausend Thälerchen. Aber es scheint, als ob in dem tausendsten Thaler der Gottseibeiuns stecke! Ich habe all mein Lebtag erfahren, daß der tausendste Thaler ein wahrer Schmelz-Thaler ist, der die andern auch schmelzen macht. Es ist mir all' mein Lebtag leicht gefallen, neun hundert und neun und neunzig Thaler beisammen zu haben, kaum kam aber der tausendste dazu, husch! so waren die neun hundert und neun und neunzig auch beim

Teufel! Es ist ordentlich, als ob der tausendste Thaler verhext wäre; als ob er der Zauberstab wäre, der durch sein Auflegen die andern verschwinden macht. Einmal hatte ich mir durch ein satyrisches Werk auch den tausendsten Thaler dazu erschrieben; ich wollte ein Papierchen kaufen und es bei Seite legen, man weiß, wie gut man aufgelegt ist, wenn man sich etwas bei Seite legt; ich trug den Kopf hoch wie ein neugebackener Fähnrich, und glaubte, jeder Mensch sähe mich neidisch an; schon blickte mir der Wechselladen entgegen, da führte mich der Satan vor einem Antiquar vorüber, ich erblickte Bayle's philosophisches Lexicon, das ich schon lange suchte, ich gehe hinein, kaufe es, nehme indessen von den tausend Thalern einige dazu, muß deßhalb von neuem nach Hause gehen, zu Hause wartet ein Gerichtsbote, der so und so viel Thaler für Censurvergehungen will; ich muß also das Geld noch hinlegen, und in vier Wochen sind keine Thaler mehr da. Ich schrieb nun wieder darauf los, neun hundert neun und neunzig Thaler lagen Monate lang unangetastet im Pulte, da schickte der leidige Satanas auch den tausendsten! Ich mache mich auf, will eben ein Staatspapier kaufen, um es zurückzulegen, da kömmt ein Freund herein, und erzählt mir, er mache eine Reise nach Hamburg, wo die naturforschende Gesellschaft sich versammelt, von da ginge er nach Helgoland und bereise die Nordsee; da war alles aus! „ich reise mit!“ sprach ich, ging

nach Helgoland, nach der Nordsee, nach Kopenhagen, und als ich nach der Natur meiner tausend Thaler forschte, hatten sie sich in Nichts aufgelöst. Ich arbeitete von neuem darauf los, und gar bald lagen wieder neun hundert und neun und neunzig Thaler Wochen lange beisammen, ich rührte sie nicht an und fand auch keine Veranlassung dazu, da kam der tausendste Thaler; ich ergriff mich beim Schopfe und eilte mit mir zum Banquier, ich hielt mir auf dem ganzen Wege Augen und Ohren zu, um keinen Antiquar und keinen Freund zu treffen; da war ich endlich schon im Hause des Banquiers, gottlob! ich ging die Treppe hinauf, sicher nun mein Papier zu holen, da stürzt mir ein engelschönes Mädchen entgegen, verstört, mit Thränen in den großen blauen Augen; es war die Gouvernante des Banquiers, die er in seiner Geldrohheit eben mißhandelte; ich fragte sie, warum sie das Haus nicht sogleich verließe, da sagte sie, sie habe gar nichts, und müsse sich jede Mißhandlung gefallen lassen. „Befehlen Sie über mich!“ sprach ich, zog sie aus dem Hause, versah sie mit Geld, und die tausend Thaler waren wieder beim Teufel, d. h. beim Engel. Mit neuem Muth preßte ich wieder aus meinen drei Schreibfingern die Goldtinctur und sah bald wieder neun hundert und neun und neunzig Thaler vor mir liegen, der tausendste kam bald nach; ich entschloß mich, gar nicht mehr selbst zum Banquier zu gehen, sondern einen Freund

hinzuschicken. Ich wartete mit Sehnsucht auf den rückkehrenden Freund; da zog es die Klingel, „er ist's!" „endlich hab' ich ein Staatspapier!" ich drehte mich jubelnd dreimal auf einem Absatz herum, da geht die Thüre auf, es war wirklich ein Staatspapier, nämlich ein Papier, welches mir anzeigte, den Staat binnen drei Tagen zu verlassen. Mein Freund mußte nun die tausend Thaler wieder laufend machen, und sie gingen wieder zum Kukuk.

Eben so wenig ich eigentlich zu dem tausendsten Thaler gelangen konnte; eben so wenig konnte es mir je gelingen, einen Korb zu bekommen. Nicht deßhalb etwa, weil ich überall ein „Ja" bekam, sondern weil ich es in meinen Bewerbungen niemals weiter gebracht habe, als bis zu dem Augenblicke, wo ich die Klingel fassen wollte, um den Brautwerb-Besuch bei den Eltern der Auserwählten zu machen.

Welch ein Glück ist es nicht, welch ein berauschendes Bewußtsein, einen Korb bekommen zu haben! Es ist ordentlich als ob man einen Wink vom Schicksal bekommen hätte: Du sollst nicht unglücklich sein. Tritt man einst vor den Richterstuhl und wird gefragt: Warum hast du nicht geheiratet? so packt man seinen Korb aus und legitimirt sich mit demselben. Den ersten Korb soll man sich einimpfen, damit man nicht mehrere bekäme, aber es ist gerade umgekehrt, wer den ersten Korb einmal hat, der holt sich alle Monat irgendwo ein Körbchen, so wie derjenige, der

einmal zufällig einen Maikäfer gegessen hat, nun ordentlich alle Maikäfer gerne essen wollte. Ich habe einen Mann gekannt, der sich zwei Jahre nach einander alle Sonntag einen Korb holte und dabei dick und fett wurde. Bei mir ging es mit dem Werben wie mit dem tausendsten Thaler; wie mir der Gedanke kam, um die Geliebte anzuhalten, verschwand die Liebe; oder an der fatalen Hausthüre und Hausklingel ging noch eine ganze Reform in meinem Herzen vor.

Ich liebte einmal ein ganzes Jahr lang, welches noch obendrein ein Schaltjahr war, eine Witwencassen-Controleurstochter. Ich hatte sie vom Busen des Rinaldo Rinaldini entwöhnt, und nährte sie mit der romantischen Milch der classischen Literatur; ich las ihr in langen Winterabenden die längsten Scott'schen Romane vor; ich führte sie zu Hamlet und Romeo und Julie ins Theater; ich las ihr alle zweimal vier und zwanzig Stunden ein blaßes Sonnett von mir selbst vor, kurz, ich bildete die Witwencassen-Controleurstochter so aus, daß sie mit Anstand eine Schreibfeder-Hauptmannsgattin hätte werden können. Dann faßte ich mir ein Herz und nahm mir vor, förmlich um sie anzuhalten. Es war an einem Sonntage des heiligen Timotheus. Die Sonne schien so brautwerberisch freundlich nieder; ich sagte zu mir selbst: „die Witterung ist diesem Unternehmen günstig! mache dich auf, Moriz, und halte an, ehrsamlich

und gesetzt, um die Witwencassen-Controleurstochter, damit es dir wohl gehe, wenn auch nicht auf Erden, doch oben im Himmel!" Ich machte mich also auf, machte meinen Kasten auf, zog den schwarzen Gast-, Audienz-, Schervenz- und Bratenrock an, weiße Handschuhe und Manschetten, und ging. Auf dem Wege lehrte ich mir eine zierliche Rede ein, machte mich auf alle Ein- und Auskommungsfragen des Witwencassen-Controleurs, und auf ein Halbdutzend Schamröthen der Tochter gefaßt, und nahte mich mit hörbarem Herzklopfen dem verhängnißvollen Hause, aus dessen erstem Geschoß der Gott Amor sein Geschoß auf mich anlegte. Ich warf noch einen Blick auf meinen netten Anzug, da galoppirte ein Cavallerie-Officier so schnell vorüber, als ob er eben muthig retirirte, bespritzte meinen Anzug ein bedeutendes, und warf noch obendrein einen Handkuß in dasselbe Erdgeschoß hinauf. Es wurde mir ganz flau zu Muth; einen schwarzen Frack mit Koth bespritzt, kann man nicht produciren, und ein Mädchen, dem ein Cavallerie-Officier einen Handkuß zuwirft, ist auch meine Heiratspassion nicht; ich kehrte um, und ging nach Hause, zog den Werberrock und die Werbegedanken aus, und sah die Witwencassen-Controleurstochter nicht wieder.

Geschah darauf, daß ich die Tochter eines Professors der Zoologie, eine etwas volle Blondine, ein

erklecklichеs liebte. Ich nahm bei dem Vater, der etwas kurzsichtig war, Privatstunden, und wir hielten eben bei der Lehre, daß das Thier eine reizbar gewordene und mit Empfindung begabte Pflanze sei, als die blonde Professorspflanze auch reizbar wurde; und als der gute Professor mir bewies, daß das Streben der Naturforscher dahin gehen müsse, sich der Natur, bei Anordnung ihrer Erzeugnisse, so viel als möglich anzunähern, waren wir schon der Natur der Liebe ganz nahe gekommen. Wiederum war es an einem Sonntage des heiligen Epiphanias, als ich meinen schwarzen Bratenrock und meinen Brautwerbungshut anzog, und zu meinem Professor ging, um schnurstracks um die Hand seiner Tochter anzuhalten; ich stand schon vor dem kleinen entlegenen Häuschen, wollte eben die Klingel ziehen, da warf der Wind vom Dachstübchen des Häuschens, in welchem der Professor mehrere ausgestopfte Vögel und Thiere hatte, eine strix aluco zu meinen Füßen nieder. Ich sah hinauf, und es schien mir, als ob zwischen den ausgestopften Köpfen sich auch einige lebende befanden; ich zog mich zurück und lauschte, und da ergab es sich wirklich, daß meine Professorstochter mit einem naturforschenden Zögling ihres Vaters die angewandte Lehre über die Entwicklungsstufe des Thiers privatisirte, und mit Handzeichnungen docirte. Nachdem ich nun noch die 230 Schlangenarten um eine vermehrt sah, ging ich nach Hause, zog meinen Werbungsrock

wieder vom Leibe, stopfte meine Liebe mit Stroh aus und stellte sie auf den Boden.

Ich habe mich hierauf noch oft mit vielem Fleiß verliebt; habe meinen Brautwerbungsrock noch an vielen Sonntagen angezogen, aber immer bevor ich in das Haus trat, schnitt eine grausame Schicksalsparze den Faden meiner Liebe und das Bindband meiner Freite entzwei. Ich liebe so eben wieder ein himmlisches Wesen, eine Waise, die weder väterliches Vermögen noch Mutterwitz hat, und sie liebt mich gewiß wieder, denn ich habe zwei Gedichte an sie geschrieben, ihr drei Blumensträuße geschickt und eine Serenade gebracht.

O, die will, die muß ich heiraten. — —

Sonntags Oculi, St. Marcian.

„Johann! bürst' er mir meinen schwarzen Rock aus, ich muß ausgehen. Geschwind meine weißen Handschuhe.“

Nein, mit der ist es nichts. Da bin ich zum Glück noch dahinter gekommen! Ach! wen lieb' ich jetzt nur wieder geschwind?!

Legitimer Witz und illegitime Einfall.

Wenn man ein Messer sucht, findet man eine Gabel; wenn man einen verlorenen Ring sucht, findet man einen alten Hausschlüssel; wenn man eine unschuldige Braut sucht, findet man viele schuldige Coquetten; wenn man die Wahrheit sucht, findet man Irrthümer; wenn man den Stein des Weisen sucht, findet man tausend Narrenspossen, und wenn man den vielseitigsten Liberalismus sucht, findet man die einseitigsten, abgesperrtesten Ansichten.

So ist der menschliche Geist von Natur aus linkisch, täppisch und unthunlich; man greift mit der linken Hand nach dem rechten Ohr; man macht seiner Partei ein Compliment und stößt ihr dabei mit dem Hute die Nase blutig; man will die Welt bekehren, und fängt damit an, sie zu verkehren, man will das allgemeine Beste, und gibt alles Gemeine zum Besten; man will, daß alle Menschen frei sein sollen, und ist so frei dabei zu zeigen, daß es gar keine Menschen auf der Welt gibt! man will, daß das Volk gar keine Steuer mehr bezahle, als die Steuer der Wahrheit, dabei steuert man von der Wahrheit

immer mehr ab, und will doch, daß die Regierungen der Noth, der Pest, dem Kriege ganz allein steuern sollten; man will, daß ganz Deutschland unter einen Hut komme, aber den Filz zu diesem Hute will jeder aus seinen eigenen Wolle machen; man will eine neue Sonne über die Welt heraufführen, und macht den Entwurf zu dieser Sonne bei einem übelriechenden Thranlämpchen!

Die Liberalen wollen der Gegenpartei das Haupt waschen, und fangen damit an, die Fußsohlen zu reiben; sie wollen das Herz der Aristokratie operiren, und legen das Operirmesser an ihre Hühneraugen! Die „Deutsche Tribüne" will die Prärogative des Adels bekämpfen, und thut es dadurch, daß sie immer wiederholt: „Die Aristokraten sind einfältig." Wie kann man einem ganzen Stande eine Tugend ab- oder zusprechen? Eben so gut könnte man sagen: „Alle Redacteurs sind bescheiden und unparteiisch," weil es einige dergleichen gibt; eben so gut könnte man sagen: „Alle Frauenzimmer haben einen Schnurbart," weil es mehrere dergleichen gibt; endlich könnte man so gut sagen, in allen Blättern der „Deutschen Tribüne" wäre nichts enthalten, weil manche ganz leer und weiß sind. Der Redacteur derselben hat aber ganz gewiß bessere Waffen als den Einwand der Einfalt. Alle Einfältigen sind Aristokraten, das laß' ich eher gelten, aber das heißt noch nicht: alle Aristokraten sind einfältig. Sind die Aristokraten ein-

fältig, so ist unedel, es ihnen vorzuwerfen, denn Einfältigkeit ist ein Geburtsfehler, es ist ein Gebrechen wie die Taubheit, wie die Blindheit, es ist ein Unglück, und über ein Unglück soll man nicht losziehen. Ich will weder einer einfältigen Aristokratie, noch einer aristokratischen Einfältigkeit das Wort sprechen, aber wenn die „Deutsche Tribüne" ihrer Sache dienen will, so bleibe sie beim Wesentlichen, denn vom Adel überhaupt, der seinem Stande und seiner Erziehung nach die meiste Bildung erhält oder erhalten sollte, geradezu zu behaupten, er sei durchaus einfältig, ist eine Hypothese, die selbst einer Advocatenseele zu spitzig wäre. Ist aber der Adel wirklich einfältig, liebe „Deutsche Tribüne", ei, so wollen wir ihn um Gotteswillen nicht darauf aufmerksam machen, er ist sonst im Stande, und wird vielfältig, und was hätten wir dabei gewonnen? Wenn alle Aristokraten sich herablassen wollten, auch geistreich zu sein, was bliebe uns bürgerlich Geistreichen noch übrig? Wenn es denkbar wäre, daß ein Aristokrat drei Blätter redigiren könnte, und er behauptete: „die Bürgerlichen wären alle einfältig;" wie würden die Liberalen geschrien haben: „O wie einfältig!"

Die Einfalt kann dreifacher Art sein: es gibt eine Einfalt des Geistes, eine Einfalt des Herzens und eine ästhetische Einfalt. Wenn nun die „Deutsche Tribüne" den ganzen Adel durchaus mit Einfalt dotiren will, so muß sie ihm auch die Einfalt des

Herzens, diese erste und höchste aller Tugenden zuzusprechen. Einfalt des Herzens ist nichts anders als Naivetät, und die „Deutsche Tribüne" müßte also auch sagen: die Aristokratie ist naiv! das Naive ist dem Politischen entgegengesetzt; das Politische werden wir zuweilen bewundern, das naiv Einfältige aber gewinnt uns immer durch Liebenswürdigkeit. Die „Deutsche Tribüne" müßte also auch sagen: „Die Aristokratie ist liebenswürdig, ich aber bin bewundernswerth!" Zum Bewundern ist es aber auch, wie die „Deutsche Tribüne" nicht ermüdet, immer diese Waffe gegen die Aristokratie zu gebrauchen, gleichsam als ob es keine andere gebe. Die dritte, die ästhetische Einfalt, ist dem Künstlichen entgegengesetzt; das ästhetisch Einfältige sucht nicht gewaltsam die Aufmerksamkeit an sich, zu reißen, also in diesem Punkt ist die Aristokratie wirklich einfältiger als manches liberale Journal; die ästhetische Einfalt sucht ihren Zweck nie auf Nebenwegen zu erschleichen, da ist vielleicht die Aristokratie wieder einfältiger als manches liberale Journal; die ästhetische Einfalt, sagt ein großer Philosoph, geht mit der Unschuld verloren; wenn man also der Aristokratie die höchste Einfalt zuspricht, so muß man ihr auch die höchste Unschuld zugestehen, diese höchste Unschuld aber besteht darin, daß man gar keines Blattes bedarf.

Endlich spricht die „Deutsche Tribüne" auch vom Witz, und sagt: es gäbe keinen legitimen Witz. Es

scheint aber gerade im Gegentheil als ob es keinen illegitimen Witz gäbe, denn der Witz muß seine Erblichkeit wenigstens von einer Seite legitimiren: man muß „Mutterwitz" haben, um wirklich witzig zu heißen.

Ja der Witz ist schon deshalb eher ein Kind der Legitimität, weil er die entgegenstrebendsten Sachen zu vergleichen sucht, während die Kinder der Illegitimität im Gegentheile alle Sachen zu trennen und gegen einander in Streit zu bringen suchen. Jeder Witz ist legitim, denn gleich bei seinem Erscheinen legitimirt er sich durch sich selbst, daß er ein Recht hat, witzig zu heißen. Uebrigens wenn ich hier die Partei des Witzes nehme, so geschieht es mit desto größerer Zuversicht, weil mich niemand beschuldigen wird; ich führe meine eigene Sache. Der Witz kann aber in einem Augenblick legitim und illegitim sein, für und gegen eine Sache sein, eine und dieselbe Sache und sogleich auch ihr Entgegengesetztes ergreifen und damit spielen, und ein tertium comparationis finden, alle Extreme in ein Scheinverhältniß zu bringen, und sich über sie und mit ihnen zu belustigen. Der Witz ist pro und contra, legitim und illegitim, das eben ist der Witz. Wenn man z B. fälschlich sagen wollte: die „Deutsche Tribüne," das „Oppositionsblatt" und das „liberale Deutschland," sind eine heilige Dreifaltigkeit, so wäre das ein illegitimer Witz; wenn man aber sogleich daraus fälschlich folgern wollte, folglich ist jedes Einzelne eine Aristokratie,

d. h. (nach der „Deutschen Tribüne") eine Einfältigkeit, so wäre dieß ein legitimer Witz.

Wenn ich sagen wollte, man hat lange gestritten: ob die alte oder die neue Zeit besser ist, endlich ist es entschieden, daß beide nichts taugen; zum Beweis lese man „die alte und die neue Zeit" wird der Regierung von namenlosem Nutzen sein, weil sie keinen Namen an der Spitze trägt; so ist dies ein legitimer Witz. Wenn ich ferner sage: die liberalen Blätter wollen das Beste der Nationen; denn das Beste, was die Nationen haben, ist das Geld, und das wollen die liberalen Blätter haben, so ist das ein illegitimer Witz; wenn ich aber sage: die liberalen Blätter wollen das Wohl der Regierung, d. h. sie wollen gerne versuchen, wie wohl es thut, selbst zu regieren, so ist das ein legitimer Witz. Wenn ich ferner sage: die „Münchener politische Zeitung", welche die patriotischen Artikel immer am Ende ihrer Zeitung bringt, setzt das Interesse des Vaterlandes hintenan, so ist dieß ein illegitimer Witz; wenn ich aber sage: die „Münchner politische Zeitung" schreibt für die Regierung ohne alles Interesse, so ist das ein legitimer Witz. Wenn ich fortfahre zu sagen: der Münchner Censor ist der „Deutschen Tribüne" das, was die „Deutsche Tribüne" dem Budget ist: nämlich eine Ausstreichungsmaschine, so ist das ein illegitimer Witz; sage ich aber, die „Deutsche Tribüne" sucht sich durch dieses doppelte Ausstreichen nur selbst herauszustreichen, und sie gewinnt,

da sie die Censurlücken weiß läßt, durch die Censur täglich an Weisheit, so ist das ein illegitimer Witz. Wenn ich sage: die Münchner Sanitäts-Commission („gäb's anders dergleichen," sagt Caspar im Freischütz) ergreift deshalb gar keine Anstalt gegen die Cholera, weil wir alles, was von Oesterreich kommt, ohnehin in Commission nehmen, so ist das ein illegitimer Witz; wenn ich aber sage: sie thut deshalb nicht das Mindeste gegen diese Gefahr, weil sie unsere Constitution für unantastbar und unsterblich hält, so ist das ein legitimer Witz. Wenn ich sage: das Gesetz der Ministerverantwortlichkeit säumt sehr lange, und erscheint am Ende vielleicht doch ungesäumt, so ist das ein illegitimer Witz; wenn ich aber sage: so lange zu zögern, ist nur die Sache eines Ultra-Liberalen, nur die Ultra-Liberalen haben ein Recht, Ultra-Faulenzer zu sein, besonders wenn sie so viel dafür thun, daß durch Nichtsthun alles gethan sei, so ist das ein legitimer Witz. Wenn ich noch nicht aufhöre und sage: der Geburts-Adel ist jetzt der Positiv, der Geld-Adel der Comparativ, und der Geistes-Adel der Superlativ in der Welt, so ist das ein illegitimer Witz; wenn ich aber ferne sage: sehr oft muß dieser Superlativ dem Comparativ ein Compliment machen, um irgend etwas positiv zu sein, so ist das ein legitimer Witz. Wenn ich ferner sage: man soll der Regierung kein Geld zum Bauen bewilligen, denn die Regierung ist im Stande, und

beschäftigt damit brodlose Menschen; wenn die brodlosen Menschen beschäftigt sind, so schlagen sie den Deputirten keine Fenster ein; wenn man den Deputirten keine Fenster einschlägt, so können sie die Glaserer nicht beschäftigen; wenn ich also sage: man gebe der Regierung kein Geld zum Bauen, damit man seine Ortsglaserer beschäftigen kann, so ist das ein illegitimer Witz. Wenn ich aber sage: die Regierung muß bauen und zwar auf die Liberalen, weil die alle Gründe der Welt für sich allein vindiziren, so ist das ein legitimer Witz, u. s. w. u. s. w.

Man sieht also, daß selbst schlechte Witze beidlebig sein können, wie viel mehr muß erst der wahre, echte, glänzende Witz sich in beiden Elementen, der Legitimität und Illegitimität, bewegen können?

Der satyrische Müßiggänger.

Man glaubte, daß Müßiggehen ist leicht, aber da irrt man sich gewaltig, schon das Gehen ist eine Arbeit, denn man muß stets einen Fuß vor den andern setzen, das Gehen ist also nichts als eine Kette gutgefußter Vorsätze. Gute Vorsätze aber sind sehr schwer; wir sehen zwar hier viele gute Vorsätze, aber blos vor den Fenstern! Der Vorübergehende sagt dann: der Mann, der da wohnt, hat schöne Vorsätze! Also mit dem Müßiggehen ist es nichts; der Teufel sei ein Satyriker und gehe müßig, es ist gar nicht möglich! Alle Augenblicke begegnet ihm ein satyrisches Geschäft; zu Fuß, zu Wagen, zu Roß, als Weib, als Mann, als Mädchen, an allen Fenstern, geschrieben, gedruckt, groß, klein, jung, alt, arm, reich, bürgerlich, adelig u. s. w. Kurz, jeden Augenblick läuft einem ein satyrisches Geschäft unter die Beine.

Ich wenigstens bin immer am fleißigsten, wenn ich müßig gehe, und ich stehe recht frühe auf und gehe Vormittags müßig, um nur ja den ganzen Nachmittag mit Muße müßig gehen zu können.

Mein erstes Müßiggangsgeschäft am Morgen ist, die Augen aufzuschlagen. Da ist schon die Satyre! denke ich, wie viel tausend Menschen, die in Bureaux und Cabineten arbeiten, werden sich heute nicht getrauen, die Augen aufzuschlagen; wären sie müßig gegangen, wie ich, so wäre es für sie keine Arbeit, die Augen aufzuschlagen

Mein zweites Müßiggangsgeschäft ist es, den Kopf zum Fenster hinauszustecken. Wieder eine Satyre! denn dabei denk' ich: ich armer Teufel, stecke so mir nichts dir nichts den Kopf zum Fenster hinaus, das getrauen sich oft die vornehmsten und reichsten Leute nicht, aus Furcht, man möchte das Haus für ein Gasthaus und sie für das Schild, als z. B. „zum goldenen Hirschen," oder „zum goldenen Ochsen," oder „zum goldenen Hahn," oder „zum schwarzen Bären" u. s. w. halten.

Mein drittes Müßiggangsgeschäft ist: ich schöpfe im englischen Garten *) freie Luft. Wieder eine Satyre! denn dabei denk' ich, wie viel tausend Menschen im Schweiße ihrns Herzens dahin arbeiten und mit Staatsrudern dahin rudern, daß man keine freie Luft schöpfe und ich privilegirter Müßiggänger schöpfe freie Luft, so viel ich nur will.

Mein viertes Müßiggangsgeschäft ist: ich gehe aus dem englischen Garten zurück. Wieder eine Satyre!

---

*) Eine Parkanlage in München.

denn dabei denk' ich, tausend Menschen müssen ein Drittheil ihres Lebens daran arbeiten, damit das, was sie in einem Drittheil ihres Lebens gearbeitet haben, im letzten Drittheil zurückgehe! Ein Kaufmann arbeitet oft Jahre lang, daß ein Geschäft, welches er Jahre lang gesucht, wieder zurückgehe! Der Zeitgeist selbst arbeitet nun im 19. Jahrhundert schon dreißig Jahre ununterbrochen daran mit Anstand zurückzugehen, und ich armer Teufel gehe so con amore zurück, so ganz allerbehaglichst!

Mein fünftes Müßiggangsgeschäft ist es: in den Straßen herumzugehen und die Schönen an den Fenstern zu beobachten Wieder eine Satyre! denn ich denke dabei an den „Oesterreichischen Beobachter," an den „Observateur" an den „Osservatore," an den „Spectator" und an alle Beobachter auf Sternwarten und Papierbörsen, die alle Jahre lang mit saurer Mühe beobachten und es schaut nichts dabei heraus; ich armer Teufel gehe müßig und doch schaut mir bald ein blondes, bald ein braunes, bald ein dunkelgelocktes Haupt heraus, bald wird ein schelmisches, bald ein ernstes Köpfchen sichtbar, alle obigen Beobachter aber arbeiten jahrelang, und nie wird etwas von einem Kopf sichtbar!

Mein sechstes Müßiggangsgeschäft ist es: zu denken überhaupt; wieder eine Satyre; wie viel Denker von Profession martern sich ab zu denken und es geht nicht, sie nehmen ein, sie brauchen Denkcuren,

es geht doch nicht; ich armer Teufel aber denke so von heiler Haut weg! So ist mein ganzer Tag eine Kette von satyrischen Müßiggaugsgeschäften und mein letztes Müßiggangsgeschäft am Abend: „das Licht auszulöschen," ist wieder eine Satyre! denn auch dabei denke ich, wie viel Censoren und Jesuiten besoldet werden, um das Licht auszulöschen, die es also nicht umsonst thun, doch vergebens, und ich muß es ganz umsonst, aber nicht vergebens thun, ungeheure Ironie!

Vierhändige Natur-Phantasien.

Die Zeitungen machten viel Lärm von der merkwürdigen Erscheinung der zusammengewachsenen Rita und Christina; allein die phantastische Natur stürmt oft ganz sonderbar auf der Schöpfungs-Tastatur herum, und bringt ganz absonderliche Compositionen hervor. Ich kenne mehrere ähnliche Exemplare von zusammengewachsenen Menschen, wovon ich einige den respectiven Lesern mittheilen will.

1.

Selma und Longinus.

In Schwedisch-Pommern an einer der blühendsten Mündungen des Nils, gebar eine arme Crocodillfischerin ein an dem Rückgrate zusammengewachsenes Paar und erzog es in Weisheit und Gottesfurcht, Selma zur Ballettänzerin und Longinus zum Recensenten. Oft wenn Longinus sich zum Schreibtisch setzte, fing Selma an Pirouetten zu üben, und wenn Selma ein Pas de deux tanzte, fiel es Longinus ein, auf die Gallerie zu gehen, um seiner Schwester zu applaudiren. Eines Tages gab der Balletmeister der Selma ein Rendezvous; Longinus

wollte eben auch in seine Druckerei gehen, allein er mußte zum Rendezvous. Der Balletmeister empfing Selma ganz zärtlich, den Longinus jedoch wollte er zur Thüre hinauswerfen. Selma bat ihn, sich doch um das, was hinter ihrem Rücken geschähe, nicht zu bekümmern. Eines Tages tanzte Selma einen Fandango, sie schwebte wie ein Zephir zwischen den Eiern dahin, allein Longinus zertrat ein Ei. Sie gab ihm in einem Ronde de jambe eine Ohrfeige, er schrieb eine Recension gegen sie. Sie verklagte ihn bei den Gerichten und er wurde, acht Tage zu sitzen, verurtheilt.

Am ersten Tage, als er saß, sollte nun ein neues Ballet sein. Longinus wurde mit Wache auf die Probe gebracht und tanzte mit, bei der Hauptvorstellung jedoch ging das nicht! Die Gerichte waren in Verzweiflung, Selma mußte tanzen, Longinus mußte sitzen! Endlich kam man auf den geistreichen Einfall, das neue Ballet im Gefängnisse aufführen zu lassen, aber ohne freien Eintritt. Das Publicum strömt wüthend herbei; ein Ballet im Gefängniß! alles wollte das Wunder eines sitz- (sitt-) samen Balletes sehen.

Allein, was geschah?! Longinus, ein gemüthlicher Bösewicht, hatte den Ruin Selmas beschlossen. In einer Scene sollte genachtwandelt werden. Selma wollte eben nachtwandeln, da sagte Longinus, „ich wandle nicht Nacht!“ Die Polizei legte sich endlich drein und Longinus mußte bei zwei Thaler Strafe

nachtwandeln. Als sie aber oben auf dem Dache wandelten, schrie Longinus laut: „Selma, Selma!" sie fiel darauf aus der Rolle und vom Dache, er schrieb noch im Hinunterfallen eine Kritik, wie er eine schöne Tänzerin zu Fall brachte, und so gaben sie beide in ihrem Berufe das Leben auf. Sie ruhen in den Pyramiden von Lüneburg, ein einfacher Leichenstein bedeckt sie, mit den einfachen Worten:

„Hier liegt ein Wesen mit vier Beinen,
Und doch zwei, wovon jedes ein Mensch!"

2.

Blitzlein und Rabe.

In den Ananas-Plantagen der Uckermark genaß eine süße Bäuerin eines zusammengewachsenen Pärchens. Sie ließ sie in der Residenz erziehen, und bald widmeten sich beide den edelsten Zweigen der Wissenschaft. Blitzlein wurde Friseur und Rabe Schornsteinfeger. Jener brachte es durch den Kopf weit, und dieser erklimmte bald die höchste Spitze häuslicher Verhältnisse. Wenn Blitzlein eine Dame frisirte, so las Rabe etwas vor und während Rabe den Kamin fegte, frisirte Blitzlein die vor dem Kamin beschäftigte Zofe. Einst aber ereignete sich ein sonderbares Ereigniß. Blitzlein wurde zu einer durchreisenden Engländerin berufen. Sie war groß, dürr und schwarz, auch war sie wie durchräuchert. Rabe glaubte, es wäre ein Schornstein und fiel mit den Kratzeisen und

Fegebesen über sie her; sie schrie laut, der Engländer, ihr Mann, stürzte herein, in Papilotten und seidenem Tuch um das Haupt, der Friseur hielt ihn für die Frau, und stürzt mit dem Brenneisen auf ihn los. Der Engländer warf den Friseur zur Thüre hinaus, Rabe mußte unwillkührlich mit; die Engländerin aber hatte Rabe fest gefaßt und flog mit zur Treppe hinunter.

Darauf klagt die Lady auf Scheidung, da ihr Gemal sie zur Thüre hinausgeworfen. Er wendete darauf ein, er habe sie in näherer Berührung mit einen Schornsteinfeger gefunden, aber sie erwiderte, daß sie den Schornsteinfeger nie ohne Zeugen gesprochen. Endlich aber verglichen sie sich, nahmen beide in's Haus und noch a dato frisiren und fegen sie die englischen Herrschaften zu ihrer Zufriedenheit.

3.

Lips und Laps.

In Lappland, wo die Künste und Wissenschaften blühen, befand sich ein Odeon für Musik und dramatische Kunst. Die beiden Directoren waren an einem Kreuze zusammengewachsen, allein sie hatten verschiedene Leiber und Beine. Wenn Lips die Musik aufführen lassen wollte, begehrte Laps dramatische Uebungen. Einmal kam ein Werk zu Stande, wovon Laps behauptete, es wäre nicht musikalisch und gebühre ihm, Lips aber meinte, es wäre nicht dramatisch

und gebühre ihm. Sie hatten beide Recht. Wenn Lips Noten schreiben wollte, reiste Laps Redner engagiren, und wenn Laps lesen ließ, ließ Lips Janitscharenmusik machen.

Dabei waren sie so zusammengewachsen, daß sie sich doch nicht in's Gesicht sehen konnten. Aerzte behaupten, sie müssen auseinandergeschnitten werden, aber man fürchtet, der Schneider könnte bei der Gelegenheit einen Mantel für sich profitiren wollen. Noch leben sie im südlichen Lappland und befinden sich wohl.

4.

In Veracruz wurde ein ähnliches Paar geboren, die am Rückgrate zusammengewachsen waren. Der eine wurde Schriftsteller, der andere Censor.

Der eine schrieb die schönsten Sachen, kaum drehte er sich um, so strich sein Bruder sie aus. Der Schriftsteller schrieb eine Satyre hinter dem Rücken seines Bruders und wurde aus dem Lande verwiesen. Der Censor wurde lebenslänglich angestellt. Wie war da zu helfen? Ganz leicht, man führte beide an die Grenze. Der Schriftsteller lebt nun über der Grenze, jenseits des Landes, und der Censor diesseits der Grenze, noch im Lande, und das in brüderlicher Eintracht!

Die deutsche Butter in Bezug auf deutsche Literatur, Kunst und Censur.

Wenn man viel reis't, so lernt man nicht nur viele Menschen kennen, welches eigentlich der Mühe gar nicht werth ist, denn je mehr Menschen man kennen lernt, desto mehr sieht man ein, wie wenig Menschen man kennen lernt; aber man lernt auch verschiedene Butter kennen! Ich habe seit Jahren die Bekanntschaft mit Preußischer, Oesterreichischer, Pommerscher, Mecklenburgischer, Sächsischer, Altenburgischer, Schweizerischer, Tirolerischer, Bairischer, freier Hansestädtischer, freier Reichsstädtischer, unfreier Braunschweigischer und unfreier Hessenkasselscher, Badischer, Würtembergischer Butter gemacht, und habe Gelegenheit gehabt mit herzinniger Freude zu sehen, daß der Deutsche ein guter Unterthan ist, sogar bis auf die Butter! Ueberall ist die Butter mit dem Land- und Stadtwappen versehen. Der geliebte Namenszug des Regenten und oft auch sein Bild ist auf ihr abmodellirt; bald in der Form eines Herzens und bald in der Form eines Kranzes, ist selbst die Butter

ein Zeichen der Treue des deutschen Volkes! Mit welchem echtpatriotischen Hunger habe ich mir oft so ein Stück von einem hohen Haupte auf das Brod gestrichen! Dabei aber fiel mir ein, daß eigentlich diese Butterliteratur viel besser betrieben werden müßte, und daß man ordentliche Butterpressen anlegen sollte.

Unsere Journalistik z. B., ist sie nicht ganz und gar dazu gemacht auf Butter gestrichen zu werden? Man nehme einmal den Fall an, liebe Leserin, der „Bazar" würde Dir als Frühstückblatt auf Butter gedruckt gebracht, Du liesest ihn durch, und streichst ihn dann auf die Semmel; da hast Du doch wenigstens einen Genuß, und Du kannst mit Recht sagen: „Ich liebe den „Bazar" zum Fressen!"

Oft hätte dann der Leser den Vortheil, sich seine Blätter selbst salzen zu können! Die Polizei hätte auch großen Vortheil; denn gesetzt, sie belegte einst ein solches Butterblatt mit Beschlag, und der Redacteur recurrirt an's Ministerium, so zerfließt indessen das Blatt auf der Polizei, und ein Blatt, das einmal polizeilich zerflossen ist, kann nicht wieder losgegeben werden. Für die Censur wäre eine solche Butterliteratur ein gesundes Essen, im buchstäblichen Sinne des Wortes. Die Stelle, die sie herausstriche, die striche sie sich sogleich auf's Brod! So ein Bücher- und Zeitungsstreicher ist noch viel ärger als ein Landstreicher, denn ein Landstreicher nimmt die schönen Stellen nicht mit, die er durchstreift, so ein

Bücher- und Zeitungsstreicher aber, der noch oft ein Wasserstreicher ist, steckt die schönen Stellen ein, die er durchstreicht, wer nach ihm kömmt, findet sie nicht mehr. Ein solcher Streicher also hätte den Vortheil, daß er die seditiösen Stellen ganz aus der Welt schafft. So ein Buttercensor beriethe sich oft mit seiner Köchin über das literarische Product. Ist die Butter frisch und kernig, so wird mehr herausgestrichen, ist sie alt und ranzig, so wird in Gottesnamen das Admittitur darauf gegeben. Wie nun in gewissen Staaten, z. B. in Preußen, der Censor alle Monat angeben muß, wie viel er von diesem und jenem Autor gestrichen hat, so würde er sodann ungefähr Folgendes einreichen:

Von der Voß'schen Zeitung im Monat März herausgestrichen . . .	2	Pfd.	Butter
Vom Berliner Courier	10	"	"
Vor der Schnellpost	50	"	"
u. s. w. u. s. w.			

Je mehr Butter er herausgestrichen hätte, desto mehr Belobung bekäme er von dem Censurcollegium; das Belobungsdecret, dito auf Behördenbutter gedruckt, lautete dann wie folgt:

„Wir geben hiermit dem Herrn Censor X., der in einem Jahre an 40.000 Centner Butter von armen Schriftstellern zusammenstrich, unsere volle Zufriedenheit zu erkennen. Er fahre fort

in das Geschlecht der literarischen Butter hinein zu wüthen, denn die Schriftsteller brauchen gar keine Art von Fett zu besitzen; u s w."

Sodann denke man sich, wenn die Industrie und der Kunstsinn so weit getrieben würden, Grabsteine, Denkmäler, Monumente, Civil-Verdienstmedaillen und Münzen aus Butter zu setzen und zu prägen! Die Grabsteine, welche die heutigen Eheleute sich gegenseitig setzen, dauerten gerade so lange als ihr Schmerz, und die Denksteine, den heutigen Schriftstellern gesetzt, dauerten gerade so lange als ihr Nachruhm. Civil-Verdienstmedaillen aus Butter sind für die heutige Lage Europas die besten und signifikantesten. Denn was bei heutiger Gestaltung ein Verdienst ist, wird bei der morgigen ein Verbrechen, wenn nur noch eine Sonne aufgeht, so steht der Butter-Civil-Verdienstmedaillen-Besitzer auf, und sein Verdienst ist weggeschmolzen, aber auch seine Medaille! Blos für unsere Theaterzettel wäre die Butterdruckerfindung kein Vortheil; denn da wir ein und dasselbe Stück so oft wiedersehen, so kann man wohl bei Metalllettern gleich den Satz stehen lassen, aber wenn wir so einen Buttertheaterzettel gleich stehen lassen wollten, so würde der Zettel alt werden, und der Theaterabonnent brauchte nicht erst den Zettel zu lesen, um zu wissen, daß ein altes Stück wiederholt wird, sondern er würde es riechen und gleich ausrufen: „Pfui,

das Stück ist ranzig!" Am drolligsten müßte eine Butterpartitur unserer neuesten Opernzusammensetzung sein! Die Reminiscenzen, die alle in der Originalbutter übertragen wurden, wären bald zu erkennen, und in dieser Butterpartitur fände man die Butter aller Nationen mosaikartig zusammengefügt: Mozart-Butter, Beethoven-Butter, Weber-Butter, Spontini-Butter, Winter-Butter ꝛc. ꝛc. Der Clavierauszug aus einer solchen Butterpartitur wäre dann nichts als ein destillirter Käse großer Compositeure! Einen eigenen Reiz und Zauber hätte die Butterliteratur für Liebende und Verliebte! Ein Billet-doux auf Mai-Butter ist gewiß das Zarteste, was ein liebendes Herz ersinnen kann! Er kann ihr die weichsten Empfindungen symbolisch an den Tag legen; sie drückt das Billet-doux erst an die Lippen, dann durch die Kehle in das Herz und kann ihm antworten: „Ich habe Dein geliebtes Billet-doux von heute Morgen mit Begierde verschlungen!" Und nun gar Liebesgedichte! einen Galanterie- und Liebesbazar auf Butter zu drucken, müßte eine wahre Wonne sein! Die recht gemüthlichen auf ganz weißer und die eifersüchtigen auf gelber Butter. Wie glücklich wäre dann der Dichter! Es kann kein Zweifel herrschen, ob sie das Gedicht auf sich bezieht oder nicht, denn sie kann am Fenster harren bis er vorübergeht, und dann sein Sonnett oder sein Madrigal mit zärtlichem Blick auf eine Semmel streichen und er hat sodann die Ueber-

zeugung, daß sie von seinen Worten durchdrungen ist! Ist es vergebens, macht das Gedicht keinen Eindruck, und wurde vom Werke blos die Butter, aber nicht die Grausame gerührt, so läßt man die Butter auskochen und hat den Trost! *) als Grundsatz!

---

*) Buttertrost, so heißt in der Kunstsprache der Bodensatz gekochter Butter.

Das hausirende Siebengestirn.

Es gab eine Zeit, in welcher noch keine Aufklärung herrschte. Du, lieber Leser, wirst Dich deren schwer mehr zu erinnern wissen, es sind schon undenkliche Jahre, und die ganze Welt war noch in Finsterniß befangen. Du, mein aufgeklärter Leser, kannst Dir aber denken, welche traurige Zeit es gewesen sein muß! Keine Aufklärung! Nirgends wurde alle drei Schritte ein Mauthhaus errichtet; nirgends schlug das Volk den Juden die Fenster ein; nirgends führte man neue Liturgien ein; nirgends hetzten Priester das Landvolk gegen die Städte auf; nirgends war eine Censur zu sehen, kurz es war eine traurige, unaufgeklärte Zeit.

Da beschloß der Herrscher der Welt, Jupiter, die Menschen glücklich zu machen.

Man weiß nicht, was den Herrscher bewogen hat, eine solche bizarre Idee ausführen zu wollen; seine Mitregenten Neptun und Pluto lachten herzlich und sagten: „Ah, sire, que vous êtes drôle!“ Indessen, wenn ein Herrscher eine Laune hat, führt er sie aus, sogar auch die, die Menschen glücklich zu machen.

Jupiter berief also das Siebengestirn und sagte: „Macht Euch auf und steigt hinab zu den Menschen, ihr sollt alle Tage zwei Gulden Diät und freie Reisekosten haben. Ich will die Menschen glücklich machen, aber wenn man ihnen das Glück schenkt, so achten sie es nicht, darum sollt ihr es ihnen verkaufen. Einer von Euch nimmt Verstand, der Andere Tugend, der dritte Gesundheit, der vierte langes Leben, der fünfte Ehre, der sechste Vergnügungen, der siebente Geld mit. Damit geht hausiren und verkauft an die Menschen, so viel sie nur wollen. Adieu, que Dieu vous prenne en sa sainte garde!“

Die sieben Sterne packten ihre sieben Sachen in sieben Kasten ein und fingen in der ersten besten großen Stadt zu hausiren an.

„Kauft Verstand!“ schrie der erste; „Verstand kauft! ihr könnt ihn brauchen; schönen neuen Verstand, recht billig! kauft Verstand, rare Waare! schöne Waare! Ein allgemeines Gelächter entstand. „Eine lustige Dirne!“ sagten einige junge Herren mit Glacé-Handschuhen und Reitgerten, denn die sieben Sterne gingen als Mädchen verkleidet, „schade, daß sie schon etwas passirt ist!“ Sie ging durch die Straßen und schrie: „Kauft Verstand!“ Alle Leute lachten zu den Fenstern heraus. Sie gerieth in einen philosophischen Hörsaal und rief: „Kauft Verstand!“ Die Zuhörer lachten, der Professor warf ihr seine Dose an den Kopf, und sie zog aus der Stadt.

Da kam der Thorschreiber: „He! Person, was hat sie in ihrem Kasten?“ — „Verstand!“ — „Verstand? da müssen Sie Accise davon geben, was ist das für ein Ding? Das ist gewiß Contrebande, komm' sie zu der Obrigkeit.“

Die Obrigkeit fragte: „Was hat sie?“ — „Verstand!“ — „Was Verstand! für die Obrigkeit haben wir schon Verstand genug, und den Bürgern, so wie dem gemeinen Volke wäre das ein Luxusartikel über ihren Stand. Auch wäre es Sünde, wenn für solche Waare das Geld aus dem Lande geschleppt wird. Packen Sie sich, und bezahlen Sie zwei Gulden und sieben und dreißig Kreuzer und zwei Pfennige Gerichtskosten.“

Der Stern mit dem Verstande wurde aus der Stadt gebracht und bedeutet, sich da nie wieder blicken zu lassen.

Da kam der zweite Stern und schrie: „Kauft Tugend! Tugend kauft! schöne, feste Waare! hält Leib und Seele warm! kauft!“

Da flüsterten die Leute sich zu: „Die ist verrückt!“ Die Reichen sagten: „Wir haben Möbel genug, wo sollen wir die Tugend hinsetzen?!“ Die Armen sagten: „Was sollen wir arme Leute mit einer so kostbaren Waare, es glaubt uns doch kein Mensch, daß wir sie besitzen!“ Die jungen Mädchen sagten: „Tugend? o wir haben schon zwei Reitpferde,

drei Jagdhunde und einen Jockei, wer kann das Zeug alles auffüttern!"

Eine einzige Steuer-Einnehmer-Adjuncts-Witwe fragte halb höhnisch: „Was kostet denn der Bettel?"

„Nichts," antwortete der Stern, „als die Mühe sie zu bewachen."

„Warum nicht gar!" sagte die Steuer-Einnehmer-Adjuncts-Witwe, und schlug ihm die Thüre vor der Nase zu; „da wird man sich noch zwei Grenadiere halten, um so ein bischen hergelaufene Tugend zu bewahren!" Der Stern zog mit seiner Tugend auch ab.

Da kam der dritte Stern herbei und rief: „Kauft Gesundheit! Gesundheit kauft!" Da kamen wohl manche und wollten kaufen, allein es waren größtentheils solche, welche die Gesundheit schon oft mit Füßen getreten, auf sie losgestürmt und sie mit Gewalt zum Hause hinausgejagt hatten; zu denen wollte die Gesundheit nicht wieder zurück. Einige andere fragten: Was ißt die Gesundheit, was trinkt sie und wie muß man sie sonst behandeln und pflegen?" Da antwortete der Stern: „Sie ißt sehr mäßig, trinkt blos helles, reines Wasser, muß pünktlich zu Bette und mit der Sonne wieder herausgebracht werden." Da sahen die Leute den Stern verächtlich an, und ließen die Gesundheit aus der Stadt ziehen.

„Kauft langes Leben!" rief nun der vierte

Stern, und Alles drängte sich herzu, um langes Leben zu kaufen. Einige Capitalisten wollten den ganzen Kasten für sich allein kaufen; der Adel ließ Wache bringen, damit sich der Bürgerliche nicht auch an das lange Leben hinzudränge; die Geistlichkeit sagte: „Wer langes Leben kauft, muß von zehn Jahren ein Jahr an uns abliefern," und der Magistrat bestimmte, wer langes Leben hat, müsse eine „Langelebenssteuer" bezahlen. Die Todtengräber aber verklagten den Stern auf Brodverkürzung: die Gesundheitspolizei beschloß also: „Leben und leben lassen, wenn das Volk lange leben wollte, so kämen die Todtengräber zu kurz; vom langen Leben sollten also nur der hohe Adel, die Stabsofficiere, die löblichen Behörden kaufen dürfen; aus besonderer polizeilicher Gnade erlaube sie auch Allen, die zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt sind, auch davon zu kaufen." Adel, Stab und Behörde drängten sich also um langes Leben zu kaufen.

„Ihnen zu dienen!" sagte der Stern; „aber haben Sie denn von meinen drei Schwestern gekauft? Ohne Verstand, Tugend und Gesundheit nützt Euch langes Leben gar nichts." Da liefen Alle davon diese drei zu suchen, fanden sie aber nirgends mehr.

Nun kam der fünfte Stern: „Kauft Ehre! Ehre kauft! zarte Waare! delicate Waare!" Da stürzte alles wüthend herbei. Mit Mord, Todtschlag, Duell

und Flintenschüssen wollten sie die Ehre an sich reißen. Als der Stern das rasende Getümmel sah, öffnete er seinen Kasten mit Ehre; Titel, Sterne, goldene Schlüssel, Kreuze, Bänder und mehr dergleichen Dinge fielen heraus und Alle griffen begierig nach diesen Dingen und liefen jubelnd davon. Aber die wahre, rechte Ehre blieb noch im Kasten, denn sie war in allen diesen Sachen blos eingemacht, sie selbst aber war so fein und zart gearbeitet, daß sie von allen diesen Leuten, die Alle insgesammt das Zeichen für die Sache hielten, gar nicht wahrgenommen wurde. Der Stern packte also die wahre Ehre wieder ein und zog mit ihr ab.

Nun nahte der sechste Stern und rief: „Kauft Vergnügungen! warme, laute, fröhliche Vergnügungen!"

Da kam die Jugend beiderlei Geschlechts, fiel mit solchem Ungestüm über den Stern her, daß sein Kasten zerbrach und die Vergnügungen am Boden herumkugelten. Da rissen sie sich einer dem Andern die Vergnügungen aus der Hand, jeder wollte gerade die des Andern haben. Sie zerrissen dieselben, so daß nicht ein Vergnügen ganz und vollkommen blieb. Der Eine ärgerte sich, daß der Andere gerade das Stück hatte, welches ihm fehlte. Dann waren sie gerade an die unrechten Dinge gekommen. Die Frauenzimmer griffen nach Reiten und Jagen, die Männer nach Putzen und Schnüren, die Dicken und Unbehülflichen

nach dem Tanz, die Harthörigen nach Musik, die alten abgelebten Männer nach Liebe und die alten Matronen nach Schwärmerei, kurz nicht Einer war zufrieden. Der Stern packte seine Vergnügungen wieder ein, und zog aus der Stadt. Als er aus der Stadt kam, sah er den letzten Stern, welcher das Geld hatte, in Ohnmacht liegen. Er brachte ihn mit Mühe zu sich, und dieser erzählte: „Kaum nahte ich mich dem Thore und sagte, daß ich den Leuten Geld geben wollte, als Alles wie die Wölfe Sibiriens auf mich losschnappte. Gerade diejenigen, welche schon das meiste Geld hatten, waren am rasendsten; als ich alles weggegeben hatte, wollten sie noch haben, durchsuchten mich, rissen mir die Kleider vom Leibe, rissen mir das Maul auf, ob ich kein Geld darin verborgen habe, und als sie sahen, daß ich wirklich nichts mehr besaß, warfen sie mich unter Schimpfen und Schlägen zum Thore hinaus."

Ein paar Stunden vor der Stadt fanden sich die sieben Sterne zusammen, traten die Rückreise gen Himmel an, und statteten dem Herrscher Jupiter Bericht von ihrer unglücklichen Sendung ab. Als Jupiter sah, wie begierig die Menschen nach Geld und Vergnügungen sind, so beschloß er diese zwei Dinge von nun an nur denen zu geben, die Verstand und Tugend besitzen.

Ob nun dieser Ausspruch wirklich in Erfüllung gegangen, oder ob er in Stocken gerathen ist, davon

meldet die alte Historie nichts, ich kann es Dir, lieber Leser, also auch nicht bestimmt mittheilen. Solltest Du etwas Näheres darüber erfahren, so würdest Du mich sehr verbinden, wenn Du mir darüber einiges Licht geben wolltest.

Der Kenner des weiblichen Geschlechtes.

Die Mädchen haben vier Zeitalter:

1. Das goldene: von 16 bis 21 Jahren.
2. Das silberne: von 21 bis 28 „
3. Das plattirte: von 28 bis 35 „
4. Das eiserne: von 35 bis an's Ende.

Im „goldenen Zeitalter" ist alles golden! Das goldene Frühroth des Lebens schimmert um die goldenen Locken; goldene Träume vergolden ihre Morgenstunde, die Gold im Munde hat. Lauter Goldjungen umgaukeln ihre Schritte; Dichter schlagen die goldene Leyer in goldenen Saiten für ihren Reiz; lauter Goldfische drängen sich in's goldene Netz! Sie sind aber selbst sehr golden in diesem goldenen Zeitalter! wie reines Gold ist der lautere Blick; die Stimme ist reiner Goldklang und zwischen Natur nnd erlaubter Eitelkeit halten sie die goldene Mittelstraße. Aber sie wollen auch alles in Gold und halten auch alles für Gold! Derjenige, dem sie ihre Hand geben, muß wenigstens alles Gold des Patkols besitzen, oder an goldenes Gehänge muß in seinem Knopfloche

hängen, oder ein goldener Titel muß das Blei der Person übergolden; dann halten sie auch den falschen Redeschein für echtes Gold und nehmen die erheuchelte Thränenfluth für echtes Goldwasser. Dieses goldene Zeitalter dauert fünf Jahre. Leider tragen die Frauenzimmer diese fünf Goldbarren nicht in die Münze der Vernunft, um sich, wie man gewöhnlich thut, einen Mann daraus zu prägen, sie zerzupfen und zersetzen sie zu Zupfgold der Galanterie und Eitelkeit, zu Charpie für die Wunde getäuschter Erwartungen und überspannter Pläne und Wünsche; ehe man sich's versieht, ist das goldene Zeitalter zu Ende und das silberne beginnt!

2.

Das silberne Zeitalter.

Von 21 bis 28 Jahr.

Wenn die Mädchen am Ende der dreimal sieben stehen, da ist das Gold, das Rausch- und Flittergold verflogen. Die erste Jugend, dieses Gabelfrühstück des Teufels, ist dahin, und das silberne Zeitalter beginnt. Die Mädchen halten sich nun nicht wie Goldmedaillen in Saffianfutteralen, wie Louisd'or in seidenen Börsen verborgen, sondern sie fangen an wie Silbermünzen sich mehr unter die Leute zu mischen und zu cursiren. Noch immer ist guter Klang und Werth da, besonders wenn das Gepräge noch in ursprünglicher Rein-

heit sich auf der Münze erhalten hat. Aber diese sieben Silberjahre gebrauchen sie zu einem siebenjährigen Krieg, in welchem die noch immer bedeutende Reservearmee von Schönheit und Anmuth gegen den männlichen Feind heranrückt, welcher sich leider, wie König Friedrich im siebenjährigen Kriege gethan hat, blos in seinem Lager verschanzt, ohne zum Angriff herausgelockt werden zu können. Es ist unstreitig, für mich wenigstens, daß die Mädchen in diesem silbernen Zeitalter am liebenswürdigsten und umgänglichsten sind, so wie echt chinesischer Thee beim spätern Aufguß ein milderes Aroma gewährt als bei dem ersten, wo noch die wilde, betäubende Kraft in ihm wohnt. Mädchen, die im Sonnenstrahl ihrer goldenen Zeit wie die jubilirenden Lerchen hoch in die Luft sich versteigen, und ihren Gesang nur für die Höhen anstimmten, streichen im silbernen Zeitalter, wie die Schwalben beim Regenwetter, hübsch nieder, am Saum der Erde, so daß auch die Hand der Unhochgebornen sie zu haschen vermag. In diesem silbernen Zeitalter haben sie die bescheidenste Idee von sich und die allerschätzbarste von den Männern; man braucht nur das Bäumchen dar Gelegenheit ein wenig zu schütteln und die „Ja" fallen wie mürbe Aepfel von allen Zweigen, natürlich spreche ich von dem armirten „Ja", d. h. von dem mit Ring und Haube armirten. Kurz, in diesen sieben Jahren studiren sie Humaniora.

3.

Das plattirte Zeitalter.

Von 28 bis 35 Jahren.

Nun kommt die böse Sieben! Das Gold des Frühlings und das Silber des Nachfrühlings ist fort und sie fangen an sich im falschen Feuer zu vergolden! Sie hören auf piquant und fangen an piquirt zu werden. Sie betrachten das männliche Geschlecht mit Grimm; die Essigmutter fehlgeschlagener Hoffnungen macht ihr ganzes Leben säuerlich, sie werden auf's Neue gespreizt, präciös, geziert; jeder Mann hat nun für sie einen positiven und einen negativen Pol; kurz sie sind wie eine Sphynx, sie lächeln, aber die Klauen sind krampfhaft zusammengezogen. Nun fangen sie an Alles zu plattiren: Haar und Wange und Herz. Ihre Liebe und ihre Neigung ist plattirt Neusilber. Der Silberblick ist erborgt, die Zeit reibt ihn weg.

4.

Das eiserne Zeitalter.

Von 35 bis an's Ende.

Nach den sieben magern Kühen des plattirten Zeitalters kommt die große Hungersnoth und die Dürre aller Empfindungen. Fünf und dreißig Jahre, da ist der Aequator des menschlichen Lebens, er theilt das Leben in die südliche und nördliche Hälfte, die

südliche ist zurückgelegt und auf der nördlichen blühen den Mädchen keine Paradiese mehr. Sie fangen nun an, allen Hoffnungen und Wünschen den eisernen Abschiedsbrief zu schreiben; sie schicken sich in die eiserne Nothwendigkeit, und umfassen das Leben mit eisernen Schienen; sie ergeben sich mit eiserner Geduld dem eisernen Zahn der Zeit, und harren bis zum großen Tag, wo Gold, Silber und Eisen keinen Klang haben wird, und blos die Seele, die ewig jung bleibt. aufstehen wird aus der eisernen Truhe!

Lesen übt den Verstand.

„Hoher Sinn liegt oft im
kindischen Spiel!"
Schiller.

Manchmal liest der Mensch ganz unbedeutende Sachen, so glaubt der Mensch; aber nichts ist unbedeutend. Der Mensch, der liest, muß bedeutend sein, das heißt, er muß das Gelesene zu deuten wissen. Da fällt mir, in meiner Einsamkeit, das „zweite elementarische Lehr- und Lesebuch für Kinder zum Lesenlernen" *) in die Hand. Ich schlag es auf und die erste Leseübung lautet so:

„Hund"

„Der Hund wacht bei Tag und Nacht. Er bellt, wenn ein Mensch kömmt. Der Hund frißt kein Gras, wie der Ochs und die Kuh, er frißt Fleisch, Milch und Brod."

„Der Hund riecht weit und läuft sehr schnell."

Nun werden viele Leser sagen: „Das ist albernes Zeug für Kinder!" Ich aber sage Euch:

„Hoher Sinn liegt oft im kindischen Spiel!"

---

*) Straubing 1825

Dieser Hund ist kein gewöhnlicher Hund! Diese ganze Stelle ist eine ungeheure Satyre auf einen Menschen, der ein Hund ist. Schon die Ueberschrift „Hund“ bezeugt das laut; warum heißt es nicht: der Hund, oder: die Hündin, oder: das Hündchen?

Von einem wirklichen Hunde läßt sich doch das Geschlecht bestimmen! Aber von einem Hundemenschen kann man weder sagen, ob er ein Mann oder ein Weib oder ein Kind ist, kurz ein Hundemensch gehört zu gar keinem ordentlichen Artikel!

Also, lieber Leser, das hätten wir nun herausgebracht, daß mit diesem „Hund“ ein zweibeiniger Hund gemeint ist.

Aber, lieber Leser, wir müssen auch seinen Charakter herausbringen. Es heißt:

„Der Hund wacht bei Tag und Nacht.“

Was für ein Hund ist das? Die Fleischer-, Müller- und andere Hunde, die schlafen am Tage und wachen in der Nacht; die Schooßhunde schlafen in der Nacht und wachen am Tage; der Hund, der Tag und Nacht schlaflos ist, kann also kein anderer Hund als irgend ein Redacteurshund sein, welcher Tag und Nacht in Bierkneipen, in Schlachtbänken, in Weinkellern, in Schweinställen herumschnuppert und Pöbelhaftigkeit, niedrige Persönlichkeiten, infame Zoten, niederträchtige Gemeinheiten, schmutzige Familienangelegenheiten, und den ganzen schmutzigen Behelf eines armen und niedrigen Geistes zusammenschleppt.

Nun aber, lieber Leser, dringe mit mir tiefer in den satyrischen Geist dieses Lesebüchleins ein:

„Er bellt, wenn ein Mensch kömmt."

Da siehst Du? Nicht jeder Hund bellt, wenn ein Mensch kömmt, aber jeder Hunde-Redacteur bellt, wenn ein Mensch-Redacteur kommt! Die Hunde-Redacteurs unter einander bellen sich nicht an. Der größere Fleischerhund-Redacteur und das fistulirende Bologneser-Redacteurchen, der klaffende Redacteur-Bulle und das bellende, geifernde Redacteurspitzchen, sie schließen eine Hundeallianz, und garantiren sich gegenseitig ein sicheres Gebell, wenn ein Mensch unter sie tritt! Da klaffts und belferts, und bellts und klafft wieder und erinnert an Göthes Spruch:

„Es klafft der Spitz, es bellt der Mops,
Doch ihr Bellen beweis't mir, daß wir reiten."

Nun aber, lieber Leser, dringen wir weiter in dem sarkastischen Lesebüchlein vor. Wir werden nun auch die moralische Ursache finden, warum ein solcher Redacteurshund bellt:

„Der Hund frißt kein Gras, wie der Ochs und die Kuh, er frißt Fleisch" u. s. w.

Das war ein großer Menschenkenner, der das Lesebüchlein schrieb! Wenn so ein Hunde-Redacteur Gras fräße, wie ein anderer Ochs, so wäre er so wenig vom gemeinsten Brodneid durchdrungen, wie die Ochsen vom Grasneid. Er beißt in's Fleisch, weil

jeder Geist ihm ein widerliches Gericht ist. Der Ausdruck: „er frißt Fleisch," beweis't, daß es kein gewöhnlicher Hund ist, denn die gewöhnlichen Hunde essen Beine. Nur ein Redacteurs-Hund beißt in's Fleisch, weil er nicht auf die Beine kommen kann. O scharfsinniges Lesebüchlein! Nun hilf mir, lieber Leser, den letzten Satz erkennen:

„Der Hund riecht weit und läuft auch sehr schnell."

Wer ist damit anders gemeint, als daß der Redacteurshund jeden Braten beim Schauspieler, Regisseur und Intendanten schon von ferne riecht und hinschmarotzt? Dann wenn er sattsam schmarotzt und Fleisch gefressen hat, läuft er sehr schnell, dasjenige zu schreiben, was ihm von dem Tranchirmesser dictirt wurde. Da ein solcher Schmarotzerhund sehr schnell läuft, denn er muß einholen und ausholen, so ist's kein Wunder, daß er zu weit geht!

„So, mein geliebter Leser, haben wir glücklich herausgefunden, was für ein Schalk so ein Lesebüchlein-Verfasser ist!

Lebende Bilder.

Der Pantoffelmann.

Das einzige Regiment, welches ohne Pulver und Blei, ohne Degen und Kanonen die ganze Welt beherrscht, ist das Pantoffelregiment. Dieses Regiment hat die Pfeile in den Augen, die Schwerter im Mund, den Kanonendonner auf den Lippen, heißes Blei in den Thränen, und ohne Patrontasche ihren Patron doch immer in der Tasche. Da dieses Regiment aus Frauen besteht, so halten sie sehr auf gute Mannszucht, und liegen lieber in Garnison, als sie im Felde stehen.

Dieses Pantoffelregiment sucht sich immer seinen Mann heraus, den es kriegerisch besiegt, ein solcher Mann heißt in der Conversationssprache: ein Pantoffelmann, in der höhern Mundart: ein zärtlicher Gatte, im reinen Hochdeutsch: un mari comme il faut.

Wer Du auch sein magst, lieber Leser, wenn Du schon den Wunderring hast, den man an den

kleinen Finger steckt, und der Dir doch Händ' und Füße bindet, Du bist entweder ein Pantoffelmann oder ein Pantöffelchenmann. Denn glaube mir, die gemüthlichste, die sanfteste, die allernachgiebigste Frau hat ein kleines Pantöffelchen, und das kleinste Pantöffelchen des sanftesten Eheweibchens tritt eine Männergeduld nieder.

Wir stehen alle unter dem Pantoffel; die Pantoffelnüancen von dem einer Frau, Geliebten oder Haushälterin, sind zart schattirt und schwer zu unterscheiden.

Indessen aber gibt es Pantoffelmänner, die es zu einer bedeutenden Höhe in ihrem Berufe gebracht haben, und die zuweilen ein wahres Ideal eines Pantoffelmannes genannt werden können.

Alcidor hat ein doppeltes Unglück, erstens hat er eine Frau, zweitens hat er eine schöne Frau; dabei ist das ein Glück, daß er keine Frau hat, sondern einen Herrn. Alcidor verhält sich zu seiner Frau, wie Amerikus zu Amerika, er hat ihr seinen Namen gegeben, sonst hat er ihr nichts zu befehlen. Des Morgens steht er auf, schleicht leise aus dem Zimmer, schaut in die Kinderstube, weckt die Magd auf, gibt den Caffee heraus, und erwartet in Demuth das Erwachen seiner Frau. Wie sie die Augen aufschlägt, ist er niedergeschlagen, wie sie aufsteht, stehen alle seine Leiden mit auf. Er will ausgehen; unter vielen versteckten Anspielungen auf diesen kühnen

Wunsch, erkundigt er sich, was sie vorhabe, und erfährt, er müsse zu Hause bleiben, weil sie nothwendig ausgehen müsse. Er will in Geduld eine Pfeife rauchen, da muß er in's Hinterstübchen flüchten. Gegen eilf Uhr wird ihm erlaubt auszugehen, und sie steckt ihm einige Groschen in die Tasche mit der Ermahnung, keine unnützen Ausgaben zu machen. Er trifft auf der Straße einen lang entbehrten Freund, er möchte ihn gerne zu Tische mitnehmen, allein er wagt es nicht — seine Frau würde ihn ausschelten. Der Freund bittet ihn, mit ihm zu speisen, er wagt es wieder nicht, seine Frau könnte böse sein.

Ein Freund ladet ihn auf Nachmittag zu einem Spaziergang, er kann es nicht bestimmt versprechen, er muß erst seine Frau fragen. Es wird eine Subscription zu irgend etwas eröffnet, er darf nicht unterzeichnen, ohne die Erlaubniß seiner Frau. Er soll für seine Kinder einen Hofmeister nehmen, er muß seine Frau bitten, ihn über seine Kenntnisse in's rechte Licht zu setzen. Ein paar Freunde wollen ihn Abends besuchen, er lehnt es ab, aus Furcht vor seiner Frau. Die Bürger errichteten einen Leseclubb, er darf nicht hingehen, weil seine Frau nicht hingeht. Er hat eine Equipage, aber wenn er ausfahren will, erkundigt er sich erst bei dem Kutscher, ob die gnädige Frau noch nichts bestimmt hat. Wenn er in's Theater gehen will, muß er acht Tage früher darauf anspielen, die Hand küssen und den freundlichen

Augenblick abpassen, ihre Erlaubniß zu erhalten. Sein Bedienter bittet um die Erlaubniß auszugehen, er getraut sich nicht, sie ohne Vorwissen seiner Frau zu geben. Seine Frau geht spazieren, er reicht ihr den Shawl, die Handschuhe, und fragte schüchtern, ob er sie begleiten dürfe.

Des Morgens muß er den Mops waschen, die Kanarienvögel füttern, die Seidenwürmer reinigen, das Clavier stimmen, den Faden aufwickeln, die Blumen begießen, die Noten zusammenlegen, in die Leihbibliothek gehen, ihr das Perspectiv putzen, die argandischen Lampen reinigen, und die Visitenkarten in Ordnung stecken; kommt sie nach Hause, und er hat alles gut gemacht, darf er Nachmittags ein halbes Stündchen ausgehen.

Er getraut sich seinen Kindern keine Unart zu wehren, keine Lehren zu geben und kein Geschenk zu machen. Kurz, er hat gar keinen Willen, blos seinen letzten Willen, der zugleich sein erster ist.

2.

Der Tausendsappermentss-Alles- und Nochmehrwisser.

Gewiß, lieber Leser, sind Dir schon allerlei Menschenexemplare vorgekommen, von denen Du nicht weißt, wozu sie der liebe Herrgott in das Herbarium des irdischen Lebens eingeschaltet hat. Es scheint, als

wären sie zu nichts da, als um uns in Geduld und christlicher Demuth zu prüfen. Man kann sie nicht anders nennen, als Lebensgeißeln; wir müssen sie als Fügungen des Himmels, als eine Sendung des göttlichen Grimms ertragen und dulden. Ich thue aber noch mehr, ich benütze sie. Ich betrachte sie als Honorarstoff des ewigen Vaters, den er seinem armen humoristischen Söhnlein hiernieden beschert. Ich sehe in jedem Narren, in jedem Gecken, in jeder sogenannten Lebensgeißel eine Anweisung der weisen Natur an den Humor oder an den Witz, drei Tage nach Sicht eine gewisse Summe aus ihnen zu ziehen. Ein Narr, mein guter Leser, ist ein herrlicher Mensch, ein wucherndes Exemplar für die Satyre; nur mit dem dummen Menschen ist nichts anzufangen. Die Narren, das sind meine Leute; die Narren, das sind meine Majoratsgüter. Die werfen mir jährlich so und so viel ab. Das ist eine lebenslängliche Versorgung! Es gibt viele Menschen, die Reisen machen, um ausgezeichnete Menschen kennen zu lernen; das ist wahrlich nicht der Mühe werth. Die ausgezeichneten Menschen sehen sich am Geiste fast alle ähnlich. Aber ich reise, um Narren kennen zu lernen, und diese Narren müssen mir noch die Reise bezahlen!

Manchmal sitz' ich an einer Table d'hôte und lerne ein neues Exemplar Narren kennen. Da schätz' ich ihn gleich, und frage mich: „wie viel kann Dir der Narr in Bausch und Bogen einbringen?“ Ist es

ein ergiebiger Narr mit fettem Boden, so trink' ich sogleich ein Glas Champagner, und der Narr ahnt nicht, daß er mir ihn bezahlt.

Ich werde, lieber Leser, also zuweilen einen solchen Narren oder eine solche Lebensgeißel bei Dir versilbern. Ich werde Dir alle acht oder vierzehn Tage einen Narren in Essig und Oel vorsetzen, wie sie mir gerade im Leben unter die Schreibehände liefen.

Mit fünfzig Narren jährlich leb' ich prächtig; für zehn Narren mehr schaff' ich mir schon eine Equipage an.

Letzthin hielt ich um die Hand eines Mädchens an: „Haben Sie ein bestimmtes Einkommen?" fragte der Vater. Ich führte ihn nach Hause, schloß meine Kisten und Kasten auf, und zeigte ihm, wie viel Narren und Geißeln ich schon für den Winter getrocknet bei Seite gelegt hatte, führte ihn sodann in der Stadt herum, und zeigte ihm, wie viel dergleichen „Bons" ich noch grün herumlaufen hatte; da sagte mir der Vater des Mädchens: „Ich sehe, Sie haben eine lebenslängliche Versorgung, Sie sollen meine Tochter haben!" Ich war außer mir vor Freude darüber, daß ich eine Frau bekam, und nahm mir vor, mich deßhalb auch sogleich als Narren zu benützen.

Heute, mein lieber Leser, will ich einen Mann bei Dir zu Geld machen, der Alles weiß, und noch

mehr! Nicht wahr, ein solcher Alles- und Nochmehrwisser ist eine Rarität? Blos Alles zu wissen, ist heut zu Tage keine Kunst, dazu braucht man blos das Conversations-Lexikon, aber noch mehr zu wissen als Alles, das ist der Plunder! Noch mehr als Alles steht nicht einmal in dem neuesten Supplementband des Conversations-Lexikons, und doch weiß es mein Wundermann!

Ich hatte auf meinen Reisen das Glück, oft mit diesem Alles- und Nochmehrwisser an einer Table d'hôte zu speisen, und ich konnte Gott nicht genug danken, daß er in seiner großen Schöpfung nur ein Exemplar eines Alles- und Nochmehrwissers erschuf; gäbe es zwei auf Erden, man würde bald eine Hungersnoth verspüren; denn ein solcher Alles- und Nochmehrwisser hat alle Wissenschaften so verschlungen, daß das Verschlingen ihm zur zweiten Natur geworden. Er betrachtet aber alle Gegenstände im Leben wissenschaftlich und verschlingt sie. Suppe, Fleisch, Gemüse, Braten, Salat, Käse, Dessert, kurz alles, was auf dem Tische steht, ist ihm wissenschaftlich bekannt und wissenschaftlich weiß er alle Bestandtheile u. s. w. Daher verschlingt er sie wissenschaftlich, so daß er auch alles und noch mehr ißt. Von der Suppe z. B. weiß er, und beweist es laut perorirend, daß sie heiß ist, und daß sie naß ist! Das weiß zwar jeder Mensch, aber er weiß noch mehr! er weiß, warum sie heiß ist, und warum sie naß ist! und er

beweist es laut perorirend: weil sie beim Feuer stand, und weil sie im Grunde aus Wasser besteht! Das weiß zwar jeder Mensch, aber er weiß noch mehr! Er kennt die Augensprache der Fettaugen auf der Suppe, und kommt von diesen Augen auf Cocles, der nur ein Auge, auf Belisar, der gar keine Augen, auf Argus, der tausend Augen hatte, auf die Augen eines Pfauenschweifes, auf die Augen im Käse, auf das Auge des Polyphem, auf die großen Augen, die Cäsar machte, als er ausrief: „Auch Du mein Sohn Brutus!?“ und auf die kleinen Augen, die Dido machte, als sie mit Aeneas in der Höhle sich verhöhlte. Er kömmt von diesen Augen auf die Hühneraugen des Achilles, und er beweist aus seiner Kenntniß des Noch mehr als Alles, welche Augen der liebe Herrgott machte, als „er sah, daß alles gut gemacht sei!“ Dabei schreit er so, daß allen Leuten das Maul offen stehen bleibt, und indessen ißt er die ganze Suppe und noch mehr!

Beim Rindfleisch weiß er sogleich, ob und warum es hart oder weich ist. Das weiß zwar jeder Mensch, allein er weiß noch mehr! Er weiß und beweist es laut perorirend, daß es deßhalb hart, weil es zu wenig, und deßhalb weich, weil es zu viel gekocht hat.

Er hat den Ochsen, von dem dieses Rindfleisch ist, persönlich gekannt, er kommt von diesem Fleische auf das Fleisch der Rubenschen Bilder, auf das Fleisch der Ariadne von Danneker, auf die fleischliche Lust,

auf die eingefleischten Liberalen, auf das Fleisch der Brandopfer in der Stiftshütte, auf das Fleischessen in den Fasttagen, auf das Befleischen eines architectonischen Gerippes u. s. w. Dabei schreit er so laut, daß allen Leuten das Maul offen bleibt, und indessen ißt er das ganze Fleisch, und noch mehr! Bei den Mehlspeisen weiß er sogleich, ob es Schwarzmehl oder Weißmehl war; das weiß zwar jeder Mensch, allein er weiß noch mehr! er weiß, warum es Weißmehl oder Schwarzmehl ist. Er schließt daraus auf den Charakter der Köchin und auf ihren loyalen Sinn. Er kommt von dieser Mehlspeise auf das Mehl, von welchem Sara den drei Engeln Kuchen buk; er hat das Mehl selbst gesehen und chemisch zersetzt. Von Sara springt er auf Robinson und sein Mehl, davon besitzt er selbst noch eine Handvoll; von Robinson schwingt er sich nach Unalaschka, wo sie Mehl aus Baumrinden haben, und wovon er selbst zwei Laib gebacken hat. Von Unalaschka gibt er sich einen höheren Schwung nach dem alten Rom, wo sich die Vestalinnen mit Mehl puderten, und er besitzt selbst noch einen solchen vestalischen Mehlpuderzopf! Von da läßt er sich in den Mehlthau herab, und erklärt, wie er eigentlich vom Himmel des Morgens auf die Erde falle, und wie er selbst einmal einen künstlichen Mehlthau fallen ließ, der alle Pflanzen täuschte. Von dem Mehlthau kriecht er zu den Mehlwürmern über, und behauptet, er selbst habe mehrere Mehlwürmer schon

gemacht u. s. w. Dabei schreit er so laut, daß den Leuten das Maul offen stehen bleibt, und indessen ißt er die ganze Mehlspeise und noch mehr! Beim Braten weiß er sogleich, ob es ein Hasenbraten oder eine Lerche ist; das weiß zwar jeder Mensch, allein er weiß noch mehr! er weiß, warum es kein Hase oder keine Lerche ist. Von diesem Braten kömmt er mit vieler Eigenliebe auf den gebratenen Ochsen der vielen Freier Penelopens, von dem er eine lithographirte Abbildung besitzt; auf die gebratene Hand des Mutius Scävola, von der er noch einen halbversengten Daumennagel besitzt; auf das halb gebratene Kalbfleisch, welches die Juden an Ostern essen müssen, und wovon er selbst aus Wißbegierde einmal acht Pfund versuchte; auf ben Braten, den es für die Menschheit gäbe, wenn alle Freiheit abgeschlachtet würde u. s. w. Dabei schreit er so, daß den Leuten das Maul offen stehen bleibt, und er ißt den Braten und noch mehr!

Kurz, mein lieber Leser, er weiß alles und immer noch ein bischen mehr. Wir wissen alle, daß die Welt aus Nichts erschaffen wurde; allein er weiß noch mehr! er weiß, wie das Nichts aussah, was es für ein Nichts war, und wie so es eigentlich Nichts war. Ja, er gibt nicht undeutlich zu verstehen, daß er unserem lieben Herrgott eigentlich dabei mit an die Hand ging, wie er aus dem Nichts die Welt erschuf.

Wäre es also nicht schade, lieber Leser, wenn ich

Dir die kleine Beschreibung dieses Alles- und Nochmehrwissers vorenthalten hätte?

3.

Der Glückspilz und der Unglücksvogel.

Alidor ist ein Glückspilz, Alfred ein Unglücksvogel; was jener unternimmt gelingt, was dieser unternimmt schlägt fehl. Unternimmt jener gar nichts, so dringt das Glück wie Sonnenstäubchen durch seine verschlossenen Fenster, und unternimmt dieser gar nichts, so stürmt das Unglück doch wie ein Samum über ihn herein, Alfred spielt das ganze Jahr in allen Lotterien und gewinnt nie eine Ambe; Alidor wird gegen seinen Willen ein Los aufgenöthigt und er gewinnt den großen Treffer. Alfred bewirbt sich das ganze Jahr mühselig um ein Amt und erhält keines! Alidor bewirbt sich gar nicht, allein der Fürst bemerkt zufällig einen Zug um Alidors Nase, der ihn an eine theuere Person erinnert, und schenkt ihm Amt und Titel. Alfred soll mit einem großen Herrn eine Reise antreten, da stirbt der große Herr; nach langem Schmachten und Sehnen soll er endlich die erste Unterredung mit seiner Geliebten haben, da fällt er, verstaucht sich den Fuß und kann nicht ausgehen; sein erstes Stück soll nach langem Bestreben zum Erstenmal gegeben werden, an demselben Tag brennt das Theater ab; ein reicher Buchhändler kauft ihm endlich das Manuscript ab, das Buch ist gedruckt,

der Buchhändler macht Bankerott; ein Fürst will ihn zu seinem Privatsecretär machen, da bricht eine Revolution aus, und der Fürst braucht keinen Secretär; er sucht eine Anstellung im Militär, weil gerade Krieg ist, plötzlich heißt es: Frieden! eine Sängerin, die beim Minister in Gnade steht, will etwas für ihn thun, da kömmt eine Tänzerin und verdrängt die Sängerin; nach Jahre langem Sollicitiren soll er endlich Censor werden, da wird die Preßfreiheit im Lande eingeführt; kurz Alfred ist ein wahrer Unglücksvogel selbst in den kleinsten Kleinigkeiten. Will er spazieren gehen, so regnet es, freut er sich auf ein Mittagessen, so wird es plötzlich abgesagt; hat er mit vieler Zierlichkeit und Mühe etwas ganz nett geschrieben, so schüttet er am Ende das Tintenfaß statt des Sandes darüber; freut er sich auf ein Theater, so wird die Hauptperson unpäßlich; will er einer Dame ein artiges Compliment machen, so fällt ihm sein Hut aus der Hand; will er einem Wagen ausweichen, so tritt er einem Herrn auf den Fuß, er macht eine entschuldigende Verbeugung und wirft ein Mädchen in das Ladenfenster hinein; setzt er sich zu Pferde, so springt der Gurt: zieht er einen neuen Rock an, so wirft der Bediente die Schüssel darüber; läßt er sich rasiren, so wird er geschnitten; läßt er sich Blutegel setzen, so packt keiner an; will er gerade zu einem Fenster hinaussehen, so verliert er das Glas aus der Brille, ja Alfreds Leben ist eine

Reihe von fehlgeschlagenen Unternehmungen. Alidor hingegen thut nichts, bewirbt sich um nichts, geht auf nichts aus, und die gebratenen Tauben fliegen ihm in's Maul, er ist in allem gerade das Gegenspiel von Alfred, im Schlaf und Traum und Tändeln fallen ihm des Lebens Güter, des Lebens Freuden zu, kurz, der eine ist ein Glückspilz und der andere ein Unglücksvogel.

4.

Der Eckgast.

Ich habe dem Leser schon einmal das Bild eines Menschen geliefert, der ein Unglücksvogel ist, dem das Butterbrod immer auf die rechte Seite fällt, der immer etwas umschüttet, ausgießt, jemanden auf den Fuß tritt, die Tinte statt des Sandes auf das Papier gießt, den Damen die Schleppe abreißt, sich auf den Mops setzt, beim Complimentenmachen ausglitscht und fällt u. s. w. Jeder Leser kennt eine Anzahl solcher Menschen, die recht gescheidt sind, und noch nie dazu kamen, ein gescheidtes Wort zu sagen, die recht liebenswürdig sein können, aber nie die Gelegenheit dazu zu ergreifen wissen, die alles Glück verdienen, die aber vom Schicksal auserseheen sind, nichts als Unschickliches zu thun, nichts als Linkisches zu sagen, nichts als Fatales zu erfahren.

So habe ich einen Mann kennen gelernt, der ein zärtlicher Liebhaber, ein geschickter Musiker, ein braver Mensch und ein starker Esser war. Man weiß,

daß man ein starker Esser und doch sonst ein ordentlicher Mensch sein kann, d. h. wenn man stark gegessen hat, oder wenn man die Aussicht hat, stark essen zu können. Stark essen ist nicht die kleinste Schwäche des Menschen, und ich muß gestehen, daß ich viele Schwächen habe, nur die nicht stark zu essen, aber eine Schwäche, die noch schwächer ist als diese Schwäche, nämlich einen starken Esser zu beneiden.

Stark essen ist nichts als ein thätiges Loblied auf die Schöpfung, ein Te Deum laudamus mit vollen Backen angestimmt, eine Hymne an die Natur mit einem Accompagnement von zwei und dreißig Zähnen. Wenn ich einen starken Esser essen sehe, ist er mir ein erhabeneres Schauspiel, als ob ich ein majestätisches Gewitter herannahen sähe. Ein stiller Ernst lagert sich wie ein dunkles Gewölke um seine Stirne, eine drückende Schwüle lagert sich um seine Schläfe, und bis die Suppe kömmt, scheint durch die ganze Natur — ein Gedankenstrich zu gehen. Endlich kömmt die Suppe, er fährt mit dem Löffel wie ein Taucher hinab in das Meer und holt sich vom Grunde herauf die schönste Perle.

Dann kommt das Rindfleisch u. s. w. Das Gewitter bricht los, mein Mann schlägt ein! wie ein Blitz: „Die höchste Spitze zieht ihn an!“ Saucen folgen nun wie Platzregen dieser Explosion, dann verbreitet er sich mit einer eben solchen Allumfassenheit über Gemüse, Mehlspeise, Braten, Confect, kurz

er umfaßt alle Zweige der Landwirthschaft und der Kochkunst; nach und nach ist oder ißt er ruhiger, das Gewitter ist vorüber, und ein heiterer Sonnenstrahl lagert sich um seine Stirne; ich sehe das Schauspiel eines Gewitters mit an, welches verheerend über den Tisch zog und jetzt eine feierliche Stille und Leere zurückläßt.

Also: einen solchen starken Esser habe ich kennen gelernt, der aber dabei auch ein besonderes Unglück hatte, daß er stets ein „Eckgast" war! An Gasttafeln und in Restaurationen, bei Diners und Soirees, traf sichs immer, daß er an der Ecke des Tisches saß, an der äußersten Spitze. Der arme Mann! Wer schildert seine Leiden! Bis die Suppe an ihn kam, waren fast alle consistenciöse Welttheile herausgefischt! Mit einem Schwanenhalse biegt er sich in die Terrine hinein:

„Ach! da war überall nichts mehr zu sehen,
und alles hatte seine Herren!"

Von beiden Seiten sieht er nun „durch der Hände lange Kette" zwei Schüsseln auf sich zueilen, sie nahen — sie kommen — schon sind sie da. — O Unglücklicher! In der Einen ist fast nichts, und in der Andern gar nichts mehr! O getäuschte Hoffnung! stiller Scorpion! möge keine edle Seele dich erproben! Da wird das Rindfleisch herumgereicht. Das Rindfleisch, das erste und wichtigste Postulat der Eßgesetze! Wie eine Klapperschlange sieht er mit

glühenden Augen dem heranrückenden Marqueur entgegen, schon hat er sich über zehn Nachbaren hinüber ein voluminöses Stück ausersehen; allein, ein ganz unansehnlicher, blasser Bösewicht, dem man eine solche That gar nicht zugetraut hätte, gabelt es heraus, ein leiser Krampf durchzuckt meinen Eckgast; er faßt sich, die Schüssel rechts ist schon da, er steckt die dreispitzige Waffe aus, und „ha hi, Hohngelächter der Hölle“ blos einiges Rindfleisch-Charpie liegt da, kleine Fäden, wie ein alter Weibersommer! Entsetzt wendet er sich nach der zweiten Schüssel, die von der linken Seite herdefilirt; o, ungeheure Ironie! In dieser Schüssel ist nichts als ein Zweig Petersilien, der Kranz eines ruhmvoll da gewesenen Rindfleisches. Neue Schmerzen, neue Resignation, neue Hoffnung auf ein Fricassée, welches der Marqueur herumreicht. Da ist er schon, schon hört er seinen Athem, schon unterscheidet er in den verworrenen Fricasséemassen eine niedliche alabasterweiße Hühnerbrust; an dieser Brust will er seinen Schmerz verbeißen. Da ist der Marqueur, aber, o unglücklicher Eckgast! Er sitzt an der Spitze des Tisches, im Einbiegen stößt der Marqueur an den Stuhl, die Hühnerbrust liegt am Boden und die Sauce auf dem schwarzen Frack unsers Eckmärtyrers. Er wischt sich das Maul und den Frack ab, und lauert einem zweiten Marqueur auf, der eine dampfende Mehlspeise herumreicht; man ist hart bei ihm, aber, o unglückseligster Eckgast! an der

Spitze des Tisches muß der Marqueur eine Schwenkung machen, und so wendet er sich von seinem Nachbar rechts gerade zu dem Nachbar links und umzingelt in der Schwenkung gerade meinen Eckgast!

Verzweiflung malt sich auf seinem Antlitz. Da leuchtet der Braten ihm glänzend wie eine junge Hoffnung nach: er starrt dem Braten und allen seinen gefährlichen Bewegungen entgegen, die Schüssel kömmt endlich auch an; ihm lächelt ein gebratener Apfel, der in dem Braten steckt, freundlich und ironisch, dem Braten folgt sogleich die Salatschüssel, in welcher mein unglücklicher Patron ein Bischen abgelaufenes Oel findet, gleichsam um seiner Hoffnung die letzte Oelung zu geben. In höchster Raserei will sich mein Eckgast erheben, um fortzugehen, allein als Letzter am Tische, sitzt er am nächsten zur Musik, die da ist, und er ist der Erste, dem das Notenblatt hingelegt wird! Welch ein Glück ein Eckgast zu sein!

5.

Der Visiten-Mörder.

Wenn mir jemand sagt: „ich werde mir das Vergnügen machen, Sie zu besuchen,“ so antworte ich gewöhnlich: „O Sie sind gar zu gütig! das gebe ich durchaus nicht zu! ich werde mir die Ehre geben, Sie zu besuchen!“ — Nun denkt der Mann, ich sei ein recht feiner, artiger, höchst höflicher Mensch! Er irrt sich aber; wenn ich dieses sage, bin ich ein

maskirter Grobian. Wenn ich einen Besuch mache, so kann ich gehen, wenn und wann ich will; empfange ich aber einen Besuch, so muß ich warten, bis der Andere geht, deßhalb mache ich lieber zehn Besuche, als ich einen empfange! Wenn man einen literarischen Ruf hat, und sei er auch so klein, wie die Fürstenthümer Reuß-Schleitz, Reuß-Greitz u. s. w., oder so klein, wie die Größe der neuen churhessischen Constitution, so glaubt doch jeder reisende Student in den Vacanzen, jeder Reisebeschreiber und jeder Weinreisende, er müsse dieses Wesen begucken, wie eine alte Ruine oder wie einen verfallenen Krater. Da kommen sie, gucken uns an, stecken einige unserer Worte und unserer Blatternarben ein, packen sie in ihre Reiseranzen, und bringen sie zu Hause ihren Kindern oder Söhnen mit. Da erzählen sie: „In München hab' ich Dampfnudeln gegessen und den Saphir gesehen, er war gerade nicht bei Witz, und hat drei Blatternarben auf der linken Seite der Nase!"

Unter allen Besuchen aber, mit denen mich Fremde und Unfremde in der Geduld unterrichten, zeichnet sich Herr Eierweiß auf eine grausam classische Weise aus. Ich glaube nicht anders, als er ist von einigen schlechten Comödianten gemiethet worden, mich durch seine Besuche langsam, mit wahrer Barbarei aus dem Lande hinaus zu langweilen; es ist ein schleichendes Gift, das sie mir beibringen, und wenn ich langsam dahin schwinde, wie die preußische Staats-

Zeitung, nachdem sie keine Polen- und Cholera-Neuigkeiten mehr hat, so sind es die Visiten des Herrn Eierweiß, die mich nach und nach aufzehren und abmagern. Es wird dann grausamlich zu lesen sein, wenn es in den Zeitungen heißen wird:

„Es hat dem ewigen Rathschlusse gefallen, den bekannten Schriftsteller Saphir, im 38sten Lebensjahre, nach langen Leiden, an einer langwierigen Visiten-Auszehrung von hier abzurufen."

Ich glaube an eine Vorherbestimmung, so z. B. glaube ich, daß bei Napoleons Geburt im Himmel schon bestimmt wurde, daß Sir Hudson Lowe bei seiner Rückkunft von Helena seinethalben auf öffentlicher Straße geprügelt werde. So glaube ich, daß als ein französischer Bauer einen Pfirsichbaum pflanzte, über dessen Pfirsichkern Dlle. Sonntag in Paris stolperte, es schon von der Vorsehung beschlossen wurde, daß sie über den Kern stolpern müsse, damit die Berliner von der neuen Religionssecte in Anbetung einer zweiten heiligen Jungfrau zurückkämen. So glaube ich auch, daß bei meiner Geburt schon vom Himmel beschlossen wurde, ich müßte in meinem Blüthenalter, d. h. wenn die Blüthen altern, durch die Visiten des Herrn Eierweiß vom Leben zum Tode hinübergesprochen werden!

Herr Eierweiß klingelt, mein Bedienter macht ihm auf, allein ehe er ihn anmeldet, hat ihn Herr

Eierweiß behend umzingelt und klopft an meine Thüre. Ich rufe zerstreut: „Herein!" trotz dem ich nicht zu Hause bin, er glitscht herein von der Thüre bis zu meinem Schreibtisch, und husch! sitzt er plötzlich wie ein Tintenklecks auf meinem Sopha. „Ich störe doch nicht?" fragt Eierweiß, und ohne meine Antwort abzuwarten, fährt er fort: „Ich gehe sogleich wieder," so kann ich bestimmt während der Zeit mich zweimal rasiren lassen. Ich nehme meine gute ehrliche deutsche Geduld zur Hand, die ich nur zuweilen anziehe, z. B. in einer Vorlesung von Carl Holtei, oder wenn der Bräutigam von Mexiko aufgeführt wird, oder wenn in der Deputirtenkammer über die Schubfuhren debattirt wird, oder wenn ich bei der Frau von X. zum Thee bin, und die Tochter Clavier arbeitet u. s. w.

Dann steht Herr Eierweiß auf, tritt an den Spiegel, liest meine Visitenkarten alle durch, und sagt dann: „Ach, was haben Sie für Visitenkarten! ich hab' auch sehr viele! —" „So?" erwiedere ich, und lächle wie ein melancholischer Stieglitz. Nun nimmt Herr Eierweiß meine Uhr in die Hand: „Ach, eine schöne Uhr! eine Cylinder? ich habe auch eine ähnliche, sie ist jetzt beim Uhrmacher!" — „So?" erwiederte ich, und fahre fort zu lächeln, daß mir die Haut schaudert. „Ach, was haben Sie hier für ein Portrait?" ruft nun Herr Eierweiß aus, und stöbert unter mehreren Bildnissen auf dem Spiegeltische herum.

„Ist das Ihre Geliebte? Ihre Schwester? Eine Schauspielerin? Eine Sängerin? Eine Tänzerin? Ist sie hier? in Berlin? in Wien?“ Ich lächle mit Grazie immer fort, aber mein innerstes Eingeweide brennt schon vor Grimm. „O!“ eierweißt er weiter fort, „ich hab' auch mehrere Portraits! o“ — „So?“ frage ich gedehnt, und indessen hat sich Herr Eierweiß schon meines Perspectives bemächtigt: „Ach, ist das ein Pariser? ein Londoner? sehen Sie gut d'rauf?“ — „So, so!“ sage ich, und schon hat Herr Eierweiß mein Petschaft in seinen Krallen: „Haben Sie das Siegel hier stechen lassen? drückt es sich gut ab? Ich habe auch ein ähnliches, aber auf Stahl.“ — „So?“ replicire ich unermüdlich fort. Nun geht's auf meinen Handspiegel los: „Haben Sie auch einen Handspiegel? ich kann mich auch ohne Handspiegel nicht anziehen!“ — „So?“ — Plötzlich fährt Herr Eierweiß über einen da liegenden Brief her: „Eine schöne Adresse! das ist gewiß eine Frauenhand! die Frauenhände kenne ich, ich bekomme so viele Briefe von Frauenhänden!“ — „So?“ — „O! einen Dolch haben Sie auch?“ schreit Herr Eierweiß nun auf, und packt meinen Dolch mit einer rednerischen Wuth, „ich führe auch stets einen bei mir, gerade heute nicht.“ „So?“ —

So geht es stundenlang fort, er stöbert alles durch, faßt alles an, sucht alles auf, guckt unter den Tisch, unter das Sopha, hebt die seidene Decke des

Bettes empor, zieht die Schubfächer auf, bedient sich meines Kölner Wassers, probirt mein Federmesser, untersucht mein Feuerzeug, schlägt alle Bücher auf, läßt meine Uhr repetiren, und alles hat er auch so oder ähnlich, und ist nicht von der Stelle zu bringen. Kömmt Jemand, so sagt er: „Genieren Sie sich nicht, gehen Sie mit dem Herren in's Nebenzimmer, ich will schon hier warten, ich habe keine Eile."

Dabei fühle ich, wie meine Kräfte immer abnehmen, wie ich mich immer schwächer fühle, und ich fürchte, ich bleib' ihm einmal unter dem Besuch! Dann sagt Herr Eierweiß vielleicht noch: „Ach, hat Sie der Schlag gerührt? mich hat auch einmal der Schlag gerührt!"

Ich habe aber jetzt ein Mittel ausspintisirt, ihn bald los zu werden, wenn er kömmt. Die Noth ist erfinderisch. Ich habe mir nämlich einen vollkommenen Frauenanzug verschafft. Einen großen Hut à la Zugspitz, einen Shawl, eine Enveloppe u. s. w. Wenn nun Herr Eierweiß bei mir ist, so muß sich mein Bedienter als Frauenzimmer verkleiden, und verschämt den Kopf mit dem Hute zur Thüre hereinstecken, dann plötzlich zurückfahren. Ich gehe sodann hinaus, komme zurück, und sage zu Herrn Eierweiß: „Ach, Sie entschuldigen, eine Dame wünscht mich dringend zu sprechen!"

Ich hoffe, das hilft. Hilft es aber nicht, so weine mir eine Thräne nach, gefühlvolle Leserin, denn

dann hat mich Herr Eierweiß zu todt besucht, und mein nächster Horizont wird dann beginnen: „Ich bin todt, liebe Leserin!"

6

Der Judenfeind.

Der gütige Himmel hat jedem Geschöpfe seine Waffen, jedem Pflänzchen seine Eigenschaft und jedem Menschen seine eigenthümliche Seite gegeben, von welcher er sich liebenswürdig und geltend machen kann. Von der Milbe bis zum Mammuth, von dem Ysop, der an der Wand kriecht, bis zur herrlichen Ceder, von dem Cretin bis zum Sokrates ist kein Wesen auf der Stufenleiter der Schöpfung ganz reiz-entblößt, ganz interessenackt, ganz unbemerkenswerth. Sehen wir zum Beispiel den bläßlichen Herrn Spindelfuß an. Er ist fade, wie ein kaltes Kataplasma; abgeschmackt wie ein altgebackener Grieskuchen; roh wie ein Russe, der in Rußland für roh gilt; hirnlos wie eine ausgewachsene Mumie; langweilig wie eine Cholera-Quarantaine; ignorant wie ein Mameluk und arrogant wie ein neugebackener Adel. Er ist so unbedeutend, daß der liebe Tod einstens große Mühe haben wird, ihn heraus zu finden, und daß er bei der Wiederauffstehung gewiß liegen bleibt, ohne daß es die liebe Vorsehung bemerken wird.

Allein auch dieser personificirten Nulle, dieser in Fleischmaculatur einhergehenden Nichtigkeit hat die

gütige Allbarmherzigkeit Gottes eine Seite gegeben, von welcher er sich bemerkbar machen kann, — er ist nämlich ein Judenfeind.

Auf eine wohlfeilere Weise kann ein charakterloser Mensch nicht zu einem Charakter kommen. Man fragt sich in Gesellschaft: wer ist denn dieses Schattenspiel von einem Menschen? Ist er ein Gelehrter? nein! — Ist er ein Dichter? nein! — Ist er ein Gutsbesitzer? nein! — Ist er ein Banquier? nein! — Ist er ein Handwerker? nein! — Ein Künstler? nein! — Ein Doctor? nein! — Ein Advocat nein! — Ei, was ist er denn? — O! er ist ein Judenfeind! — Da hat er plötzlich einen Charakter.

Mit dieser Judenfeindschaft macht sich Musje Spindelfuß höchst liebenswürdig. Wenn er nach und nach seinen seit dreißig Jahren an alle Frauenzimmer spedirten Liebreiz aufgezehrt sieht, wenn seine vierzig tausend Liebeserklärungen auf der Post liegen geblieben sind, wenn alle seine Heiratsbewerbungen unerbrochen auf Eilwägen wieder zurückarrivirten, da nimmt sein zusammengeschnürter Geist sich zusammen, er tritt vor den Spiegel, setzt den Hut hochverwegen schräg auf sein Kopfgestell, streicht sich den Backenbart in die Wangenhöhlen, die, fleischlos wie ein Fastentisch, ihre eigenen Einfälle belächeln, und sagt zu sich selbst: „Ich bin doch ein liebreizendes Bürschchen, und es kann mir kein Mensch absprechen, daß ich ein interessanter Judenfeind bin!“ — Der gute Musje

Spindelfuß kann alles ertragen, bedeutende Grobheiten, zarte Händel, Fingerfamiliaritäten mit seinen interessanten Mondscheinwangen, er sucht sogar selbst gerne allerlei Hader und Stänkereien an allen Orten, bei allen Gelegenheiten, kurz das Allergemeinste ist seiner zarten Seele angenehm, blos gegen Juden sind seine Nerven reizbar! All' sein Witz, all' sein Muth, alle seine Einfälle, all' seine Beredsamkeit, all' sein sanftseliges Lächeln drehet sich um die Juden herum, und wenn ihm einmal die Juden den verdammten Streich spielen wollten, ganz auszusterben, er wäre das geschlagenste, erbärmlichste, miserabelste Männchen aller fünf Welttheile, er hörte auf, etwas zu sein, er müßte stumm herumwandeln!

An der Table d'hôte verzehrt er die Juden als Salz, als Salat, als Dessert. Liest er auf der Karte: „Judenfisch mit brauner Sauce," dann ist er geborgen, sein Leben beginnt; er weiß, von was er sprechen soll! Er bedauert, daß man „Judenfisch mit brauner Sauce" hat, denn er würde viel lieber „braune Juden mit Fischsauce" essen. Ist der gute Spindelfuß auf einem Platze, wo keine Juden sind, so dreht er sich wie ein von der Sonne aller Farbe ausgezogener Regenschirm herum, und bemerkt, es ist gottlob kein Jude da. Dabei lächelt er selig wie ein gedörrter Schwarzreiter, denn nun weiß er, was er sprechen soll; die Damen, die so unglücklich sind, ihn

anhören zu müssen, wissen nun, daß sein Mund von Juden überfließt.

Ist er an einem Orte, wo Juden sind, o, da ist er erst recht glücklich! Denn nun kann er gleich zu sprechen anfangen, ohne erst Leibzwicken zu haben. Denn in seiner endlosen Fadheit nicht einmal geschickt genug, noch vom Wetter oder von der Cholera zu sprechen, sind es nur die armen Juden oder vielmehr die reichen Juden, die sich ihm auf die Sprachwerkzeuge geschlagen haben! Er sagt erst: „Ach, es wäre hier schön, wenn nur nicht so viele Juden da wären!" nach dieser Geistesanstrengung ruhet er auf seinen Rednerlorbeeren aus; dann wendet er sich in seiner überschwenglichen Liebenswürdigkeit zu einer andern Dame, und sendet ihr postfrei die Bemerkung hin: „Ueberall sind Juden!" — Hierauf knickt er, erschöpft von diesem Aufwand an Witz und positivem Wissen, wie ein Taschenmesser zusammen, erholt sich nach einigen Augenblicken, und frankirt an eine dritte unglückliche Dame die Worte: „Daß doch die Juden überall sind!" Nachdem er sich nun selbst über die Fülle seiner Genialität angestaunt, wendet er sich zu dem vierten bedauernswerthen Gegenstande seiner interessanten Aufmerksamkeit mit dem brillanten Einfall: „Müssen denn überall Juden sein?!" Darauf drängt er sich wie eine maskirte Sardelle durch die Reihen bis an das andere Ende des Saales, und näselt mit unendlicher Grazie einer beklagenswerthen

Dame das herrliche bon mot hin: „Findet man doch Juden überall!“ — Ich glaube, wenn Musje Spindelfuß einst auf der letzten Poststation des Lebens angelangt sein wird, schnüffelt er dem Tode noch die Worte zu: „Sind hier keine Juden?“

Da überhaupt der Judenhaß da anfängt, wo die gesunde Vernunft aufhört, so kann der Leser sicher darauf rechnen, daß, wo er das Wort „Jud“ ausgestoßen hat, da hat der Verstand des Sprechers entweder noch nicht angefangen, oder er ist bereits zu Ende. Wo das Herz und der Geist gleich dumm und stumm sind oder zu werden beginnen, und blos die fünf Sprachwerkzeuge für Kopf und Herz provisorisch das Wort führen, da ist immer das Feldgeschrei: „Jude! Jude!“

Musje Spindelfuß aber läuft als mathematischer Beweis des eben Gesagten unter uns herum. Es ist das drolligste und lächerlichste Exemplar dieser Race auf Erden, und sollten wir im Verlaufe der Zeit entdecken, daß er sich in dieser Wissenschaft vervollkommne, so werden wir Buffons Naturgeschichte mit einer lithographirten Abbildung dieses Prachtexemplars von einem Judenfeinde gelegenheitlich vermehren.

Wer? Wie? Was? Wo? Wann? Wohin? Woher? Wieso? Weswegen? Wozu? Weshalb? Wofür?

oder:

Warum fangen alle Fragewörter des Lebens mit einem Weh (W) an?

Das ganze menschliche Leben, meine hochverehrten Hörer und Hörerinnen, ist eine lange siebzigjährige Frage: Wohin? und der Tod ist die Antwort. Dahin! und auch diese Frage beginnt mit einem Weh (W): mit Weinen! Das neugeborne Kind weint, und wenn das neugeborne Kind nicht weint, so pufft es die Hebamme so lange, bis es weint. So wird der Mensch mit einem kurzen Puff auf den langen Puff des Lebens vorbereitet.

Auch dieses Fragezeichen: das Leben, hat an beiden Enden, Geburt und Tod, einen Haken und wie man dieses Fragezeichen auch auf den Kopf stellt, es bleibt dasselbe Fragezeichen!

Der Mensch ist das Fragezeichen des Lebens, das Schicksal das Ausrufungszeichen, der Schlaf der Gedankenstrich, der Tod ist der Schlußpunkt, und die Frauenzimmer sind die „Anführungszeichen!“

In jedem Menschen, m. f. H. u. H., steckt ein ganzer Bienenkorb voll Fragen und nur ein kleines Etui mit Antworten; die Augen und die Ohren sind nur stehende Fragen beim Menschen und sie fragen nur: „Was muß ich sehen? Was muß ich hören?“ Wenn zwei fremde Menschen sich auf der Straße begegnen, so fragt Jeder im Stillen sich selbst: „Wer ist der Tölpel?“ Wenn der Mensch in einem Gasthofe absteigt, kommt sogleich der Kellner mit einem ganzen Speiszettel voll Fragen: „Woher kommen, wohin gehen Sie? Wie lange bleiben Sie hier? Was haben Sie hier zu thun? Wie alt sind Sie? Sind Sie ledig? Wo sind sie geboren?“ Und es wundert mich, daß er nicht auch fragt: „Wann belieben Sie zu sterben, oder sind Sie gestorben?“

Ein Bittsteller kömmt zu seinem Gönner, und dieser fragt ganz höflich: „Wollen Sie nicht gefälligst Platz nehmen?“ Welche Frage! Er kömmt ja, um einen Platz zu bekommen, er möcht' den Platz schon nehmen, aber er kriegt ihn nicht!

Wieviel verschiedene Fragen, m. f. H. u. H., werden oft in einem und denselben Hause, über einen und denselben Gegenstand gestellt? Wenn z. B. die Tochter einen Mann nehmen soll, so fragt zuerst der Vater: „Was ist er?“ Dann kömmt die Mutter und fragt: „Wer ist er?“ Die Tochter aber fragt nichts als: „Wo ist er?“

So werden im Leben die Fragewörter oft und

räthselhaft verwechselt! Wie oft fragt Jemand den Andern: „Wie leben Sie?“ und er möchte gerne fragen: „Wozu leben Sie?“ Ein Mann, dessen Ehefrau melancholisch ist, grämt sich und fragt: „Was fehlt Dir?“ Er sollte aber eigentlich fragen: „Wer fehlt Dir?“ Man fragt oft, wenn man hört, daß Jemand gestorben ist: „An was ist er gestorben?“ und man sollte eigentlich fragen: „An wen ist er gestorben?“

Der Freier fragt das Mädchen: „Haben Sie Herz zu mir?“ Er meint aber diese Frage so: „Haben Sie?“ Dann: „Herz! zu mir!“

Der Mensch, m. f. H. u. H., sagt von vielen Fragen: „Das ist eine Herzensfrage, das ist eine Gewissensfrage, das ist eine Lebensfrage!“ Es gibt aber jetzt nur eine Herzensfrage: „Wo haben die Leute das Herz?“ Es gibt nur eine Gewissensfrage, die zugleich eine Lebensfrage ist, nämlich: „Wenn ich immer nach dem Gewissen fragen soll, wovon soll ich leben?“

In den Gesellschaften lebt man nur von Fragen und nie von Antworten. Man fragt sich: „Was gibt's Neues? Wie befinden Sie sich? Wie geht's Ihnen? Was macht Ihre Frau Gemahlin?“ Allein kein Mensch erfährt etwas Neues! Niemand sagt, wie es ihm geht, und kein Mann kann mit Sicherheit antworten, was seine Frau Gemalin eigentlich jetzt macht!

Da man in großen Gesellschaften nicht weiß, von was man reden soll, so redet man von dem, was man nicht weiß, und da man sehr viel nicht weiß, so hat man sehr viel zu reden, und am Ende hat man von Allem dem gesprochen, was man nicht weiß, und weiß gar nichts von Allem dem, wovon man gesprochen hat.

Anstatt daß sich die Menschen dann fragen sollten: „Haben Sie sich unterhalten?" fragen sie sich: „Wie haben Sie sich unterhalten?" und das muß so betont werden: „Wie? Haben Sie sich unterhalten?!" Das aber eben ist das Unglück in unseren Gesellschaften, m. f. H. u. H., daß sich die Leute fragen: „Wie haben Sie sich unterhalten, und nicht: wie haben Sie Andere unterhalten?"

Eine Gesellschaft, m. f. H. u. H., ist wie ein Spiel Karten, je gemischter, desto besser, wenn die Farben und die Matadors alle beisammen stecken, ist's kein unterhaltendes Spiel!

In großen Gesellschaften spricht man von Menschen wie von Büchern, man kennt nichts von ihnen als den Titel und den Namen des Verfassers, aber man urtheilt über sie, als ob man sie durchstudirt hätte!

Der Mensch geht mit dem Menschen schlechter um, wie mit einem Theaterstück. Bei einem Theaterstück sagt man doch: „Wir wollen erst das Ende abwarten, bevor wir es beurtheilen;" bei einem Men-

schen aber wartet Niemand sein Ende ab, um ihn zu be- und zu verurtheilen.

Ja, die Menschen, m. f. H. u. H., sind wie die Bücher; ihre wahren Titel hängt man ihnen meistens hinter ihrem Rücken an, und nur wer sie kauft, schneidet sie recht auf! Die Ehemänner existiren stets in zwei Ausgaben, in einer feinen Ausgabe für die Welt, und in einer groben Ausgabe für die Frau Gemalin!!

Eine große Lebensfrage ist es: „Was ist die Liebe?" Die Liebe, die Schönheit und die Tugend sind drei Schwestern, die sich ewig zanken, aber am Ende leihen sie sich gerade eben so wie Schwestern gegenseitig ihren Schmuck und ihre Kleider!

Die Liebe und der Verstand hingegen ist ein Ehepaar, das untereinander zankt, da mische sich nur um Gotteswillen kein Drittes d'rein, denn am Ende gibt der Mann: Verstand, nach, denn der Kluge muß nachgeben; dafür aber, daß der Verstand der Liebe immer nachgibt, kann die Liebe immer einen Verstand vorgeben!

Nicht nur der Körper hat ein Vaterland, m. f. H. u. H., sondern auch die Seele, das Herz, und wenn sich zwei Herzen aus einem Vaterlande, von höhern Welten, hier in dieser fremden Welt zusammenfinden, so fällt ein Herz dem andern freudig um den Hals, und sagt: „Sei mir herzinnig gegrüßt, wir sind ja Landsleute!" Und das ist die Liebe!

Man hat oft den Vergleich gemacht: „Das Mädchen ist die Rose, und die Liebe ist die Sonne dieser Rose;" allein man hat diesen Vergleich nicht von seiner schmerzlichsten Seite aufgefaßt; dieselbe Sonne, welche die Rose am Morgen roth färbt, zieht ihr am Abend die Farbe aus, und dieselbe Liebe, welche die Rosenwange des Mädchens am Morgen mit Glücksroth färbt, macht sie später selbst wieder erblassen und welken!

Was sind Liebesschwüre?" — Liebesschwüre sind Reife, mit welchen das Faß der Treue zusammengehalten wird; unsere Männer sind curiose Faßbinder! Sie legen lauter Schwüre als Reife übereinander, aber das Faß fehlt.

Unsere Mädchen, wenn sie so ein liebendes Herz von ihrem Ritter zum Geschenk bekommen, halten dieses Herz für ein großes Gut, für ein Rittergut, sie würden sich aber nicht so sehr freuen, wenn sie wüßten, wie viel Schulden und Processe auf diesem Rittergute haften.

Die Liebe ist wie ein Krieg! Es macht viel Freude, wenn man einen Sieg erringt, aber man kann sich noch glücklicher preisen, wenn Einem ein geschickter Rückzug gelungen ist!

Unsere jungen Männer machen es mit dem schönen Geschlechte, wie mit ihrer Lectüre. Sie schaffen sich selten eigene Bücher an; sie lesen und lieben aus der Leihbibliothek! Es ist in der Liebe wie in der

Literatur! Wer in der Literatur die neuen und jungen Schriftsteller recht fassen will, muß die Alten, die Classiker, studiren, und in einer Gesellschaft von Frauenzimmern muß man auch erst die Alten studiren und sich eigen machen, wenn man die Jungen fassen will!

Eine der natürlichsten und doch unnatürlichsten Fragen des Lebens, m. f. H. u. H., ist die Frage: „Wie alt sind Sie?" Wenn die Frauenzimmer ihre Jahre zusammenrechnen, so machen sie es gerade wie beim Addiren. Wie geht man beim Addiren zu Werke? Man sagt: 9 und 6 sind 15, 15 und 8 sind 23, 23 und 6 sind 29, 29 und 8 sind 37, so setze ich 7, und behalte drei; so machen sie's mit den Jahren, etwas setzen sie an, und das Andere behalten sie!

Der Mensch, m. f. H. u. H., macht's mit dem Alter, mit der Zeit, mit dem Leben, wie mit einer Uhr, er rückt an seiner Lebensuhr nur den Minutenzeiger und nie den Stunden- und Jahreszeiger; aber am Ende ist die Zeit doch um, trotzdem, daß er die Jahre nicht angerührt hat.

Der Mensch, m. f. H. u. H., ist sein ganzes Leben hindurch Nachtwächter und Todtengräber; ein jeder Mensch geht das ganze Jahr herum mit dem moralischen Spieß in der Hand, und ruft: „Alle meine Herren, laßt Euch sagen!" Allen Leuten will er sagen, sich selbst aber sagt er gar nichts; er ruft allen Leuten zu, wie viel es geschlagen hat, und was

an der Zeit ist, er selbst aber verkehrt die Zeit und macht Nacht zu Tag und Tag zu Nacht!

Der Mensch ist auch all' sein Lebtag Todtengräber, zu 12 Jahren begräbt er seine lachende Kindheit, zu 18 Jahren begräbt er seine rosige Jugend, zu 20 begräbt er seine erste Liebe, zu 30 seinen Glauben an die Menschheit, zu 40 begräbt er seine Hoffnungen, zu 50 begräbt er schon seine Wünsche, zu 60 begräbt er nach und nach seine fünf Sinne, das Hören, das Sehen u. s. f., und so gräbt der Mensch stets ein Grab, und denkt doch nie an den Tod und jede Erinnerung an sein Alter erschreckt ihn, und die Frage: „Wie alt sind Sie?" scheint ihm nichts, als die Frage: „Wann werde ich das Vergnügen haben, mit Ihrer Leiche zu gehen?"

Jenseits des Grabes, m. f. H. u. H., empfangen uns auch zwei Fragen! Der böse Engel fragt: „Wie hat er gelebt?" Allein der gütige Schöpfer fragt weiter: „Wie ist er gestorben?" Denn der gütige Schöpfer nimmt die letzte Thräne des Sterbenden und löscht mit ihr alle Sünden aus, die auf seiner Lebenstafel angeschrieben steh'n.

Darum, m. f. H. u. H., sollte man keine Lebensbeschreibungen schreiben, sondern lauter Todtenbeschreibungen; denn was ist eine Biographie? Eine Lebensbeschreibung? Jemand, der nicht zu leben hat, schreibt, um zu leben haben, das Leben eines Menschen, der auch nicht zu leben hatte!

Eine nicht uninteressante Frage ist es: Warum unsere jetzigen Schriftsteller den Tod so sehr fürchten?

Weil sie ganz leer dort ankommen werden, denn der Mensch nimmt nichts mit, als seine guten Werke.

Eine noch kitzlichere und verfänglichere Frage ist die, m. f. H. u. H., wenn man sagt: „Was sagt die Welt dazu?"

Was heißt das „die Welt?" Wir haben eine große Welt aus kleinen Menschen, eine „schöne Welt" aus häuslichen Menschen, und eine gelehrte Welt aus dummen Menschen, und nun bitte ich Sie, was soll die Welt zu der Welt sagen?

Man sagt, die jetzige junge Welt lehnt sich gegen die alte Welt auf. Es ist nicht wahr, es gibt jetzt gar keine junge Welt mehr; ein Wort ist ganz aus der Weltgeschichte verschwunden: Jünglinge.

Man setzt Preise aus auf vaterländische Erzeugnisse, auf vaterländische Industrie, man sollte einen Preis aussetzen auf einen „vaterländischen Jüngling!"

Eher findet man noch in der Welt eine vaterländische Maid, als einen vaterländischen Jüngling! Alle unsere sogenannten Jünglinge sind zerrissen, darum muß man jetzt 15 oder 20 zerrissene Jünglinge zusammensetzen, bis man einen ganzen aus ihnen macht!

Ach, die armen Mädchen jetzt, deren Aufgabe es ist, durch Schönheit und Tugend die Jünglinge anzuziehen, wie sollen sie aber etwas anziehen, was

zerrissen ist? Das aber eben ist das Wunder. Früher hat man sich um die Jünglinge gerissen, und sie waren ganz, jetzt reißt sich Niemand um sie, und sie sind zerrissen!

Die deutschen Wälder und die deutschen Jünglinge gehen ganz aus! Allein unsere Jünglinge sorgen doch dafür, daß die deutschen Wälder nicht ganz ausgehen. Jeder Jüngling legt jetzt einen deutschen Wald um sein Angesicht an! Man sieht den Jüngling vor lauter Wald nicht! Wenn so ein Jüngling unglücklich liebt, so braucht er nicht erst in den Wald hinauszuirren, um zu seufzen, er zieht seine Schlafhaube an, setzt sich auf sein Sopha und seufzt in seinen wilden Wald hinein!

Wenn so ein lebendiger Bartwisch eine Cigarre raucht, so glaubt man von der Ferne, es ist ein Waldbrand!

Es ist sonderbar, m. f. H. u. H., man findet bei Wäldern den Fall, daß sie sich oft von Berggipfeln tiefer herabsenken; so geht's auch unseren Jünglingen, ihr Haarwuchs hat sich gesenkt vom Scheitel herab, und hat sich auf die Kinnbacken und um den Mund gesenkt, und man kann von ihnen sagen: „Was ihnen am Kopf fehlt, das ersetzen sie am Mund!"

Es ist in unserer jungen Welt, m. f. H. u. H., Sitte geworden, über die „schöne Welt" los zu ziehen. Wenn man die männliche Jugend aber so alle

weibliche Tugend, alle weibliche Sitte, alle Frauen-ehre höhnen und bezweifeln hört, sollte man ihr stets zurufen: „Junger Mann, verletze das heiligste Gebot nicht: Du sollst Deine Mutter ehren!" Denn ist nicht jede Lästerung, die ein Mann auf das ganze weibliche Geschlecht ausstoßt, zugleich auch eine Lästerung seiner eigenen Mutter!?

Ach, es ist leider Ton geworden in vielen Männergesellschaften, von Frauentugend, von Frauenwürde mit Geringschätzung zu sprechen; allein, wenn man eine reine Frauenseele in Gesellschaft verläumdet, so ist das, wie wenn Kinder das Bild der Sonne im Wasser verdunkeln wollen: sie rühren den Schlamm auf, das Bild scheint ihnen dunkel, allein die Sonne glänzt wie vor, geht erhaben darüber hinweg, und spiegelt sich im Weltmeer und im Thautropfen, die nicht von Knaben getrübt werden können.

Nach nichts späht der Mensch so sehr, als nach Flecken, und jeder Mensch hat einen Beruf zum Fleckenputzer; allein es gibt verschiedene Flecken: Sonnenflecken, Fettflecken, Tigerflecken. Gerade an den Frauen, die am höchsten über den Horizont der Männer stehen, suchen diese die Flecken — das sind Sonnenflecken; sie sind nicht in der Sonne selbst, sondern sie scheinen ihnen so, weil die Atmosphäre, die sie so hoch oben von so tief unten trennt, für ihr Auge Flecken und Punkte hat. Die Schwächen der Frauen sind wohl auch Flecken, aber es sind die

Tigerflecken, sie machen selbst einen Theil der Schönheit aus. Aber die Fehler vieler Männer, das sind Fettflecken: Flecken, die selbst mit glühendem Eisen nicht herauszubringen sind!

Das war die Männerwelt. Nun kömmt die Frage: „Wie ist's mit der gelehrten Welt?" Die gelehrte Welt kömmt mir vor wie Jemand, der in einem finstern Gange mit zwei Ausgängen steht. Auf dem einen Ende sieht er von ferne einen Punkt der Vergangenheit, an dem andern Ende einen Punkt der Zukunft; er selbst aber steht im Finstern, und von der Gegenwart weiß er nichts!

Die gelehrte Welt besitzt in ihrem Zimmer alle Welt: die Vorwelt, die Nachwelt, die Mitwelt; wenn sie aber in die große Welt kömmt, so besitzt sie gar keine Welt.

Es sind zwei große Fragen im Leben, m. f. H. u. H: „Von was würde morgen die halbe Welt leben, wenn heute die ganze Welt tugendhaft würde?" und: „Von was würde die gelehrte Welt leben, wenn keine ungelehrte existirte?" Gewiß leben mehr Menschen vom Nichtwissen, als vom Wissen! Wenn alle Menschen das wüßten, was wenige wissen, so würden wenige Menschen das haben, was alle Menschen haben: zu leben nämlich! Und es würde nur eine Frage im Leben geben: „Zu was soll mir ein Wissen, das Jedermann weiß?"

Schiller, m. f. H. u. H., sagt „Es gibt Augen-

blicke im menschlichen Leben, wo man eine Frage frei hat an das Schicksal!" Diese Fragen an das Schicksal fangen auch alle mit einem Weh an, und sind die bittersten im Leben! Ein Narr kann mehr fragen, als zehn Weise beantworten, und ein Mensch kann mehr fragen, als zehn Schicksale beantworten können.

Es gibt kein geplagteres Wesen auf der Welt, als ein jetziges Schicksal! Einst hat ein jedes Volk ein Schicksal und jedes Land ein Genie gehabt; jetzt hat jede Schneidermamsell ihr Schicksal, und in jeder Kinderwiege steckt ein Kraftgenie mit Bertramswurzel.

Was muß das Schicksal nicht für Fragen anhören, und was muß es nicht Alles verantworten. Wenn eine Köchin alle Sonntag den Kalbsbraten auf einer Seite verbrennen läßt, so ist das ihr Schicksal! Das arme Schicksal muß alle Tage eine Stunde vor Tags aufstehen, um die Frage anzuhören, die der Mensch an dasselbe frei hat.

Das Geld des Menschen, m. f. H. u. H., das ist sein Schicksal; dieses Taschenschicksal ist die schönste Ausgabe des Schicksals. Jeder Mensch trägt sein Schicksal in der Tasche, und wenn Jemand in seine Tasche fährt, und findet gar kein Schicksal d'rin, das ist das traurigste Schicksal! Das Traurigste aber ist das, wenn ein Mensch sich ein Bischen Schicksal erworben hat, so kömmt gleich ein guter Freund und sagt: „Ich bitte Dich, leih' mir auf vierzehn Tage etwas von Deinem Schicksal!"

Man glaubt gar nicht, was man in dieser Beziehung für Theilnahme an seinem Schicksal findet! Begehrt man aber nach der Zeit sein Bischen Schicksal zurück, so erfährt man das allgemeine Schicksal und bekommt nichts!

Das Geld ist aber nicht nur das Schicksal des Menschen, sondern das Geld ist auch das Talent des Menschen! Ein Talent ist nicht immer bares Geld, aber bares Geld ist immer ein Talent! Weil nun Geld ein Talent ist, so sagen die reichen Leute, die Geld haben, man muß mit seinem Talente wuchern!! und so wuchern sie mit ihrem Talente im Stillen so still fort, daß es zum Himmel empor schreit! Man sagt, die Leute, die so schändlich wuchern, wären Bösewichter, eine Pest der Menschheit, sie wären das Brandmal der Zeit u. s. w., es ist nicht wahr! Es sind bloß Philosophen! Sie bekümmern sich nicht um die kleinlichen Angelegenheiten der Menschen, sie bekümmern sich nur um die höchsten Interessen!

Der „Talmud" sagt, wer auf Wucherzinsen leiht, der kömmt nicht in den Himmel, und steht nicht von den Todten auf; darum denken sich unsere Wucherer: Wenn wir schon liegen bleiben, so wollen wir uns wenigstens gut betten!

Das Geld, m. f. H. u. H., haben wir schon gesagt, ist das Schicksal des Menschen.

Wenn ein Mensch jetzt heiraten soll, so fragt er gleich: „Wieviel Schicksal hat sie?" Hat sie viel

Schicksal, so knüpft er ihr Schicksal an das seinige, und kurz nach der Heirat schlägt er die Frau, die Liebe und ihr Schicksal durch!

Es ist ein Unglück, m. f. H. u. H., daß die Mädchen es mit den Gegenständen ihrer Liebe so machen, wie die großen Gesandten mit ihrer Dienerschaft, diese bringen die Livrée mit, und suchen dann die Diener, die hinein passen; die Mädchen bringen Ideal-Livréen mit, und suchen dann die Anbeter, die hinein passen.

In jedem Frauenherzen, m. f. H. u. H., liegen nicht nur Linientruppen, sondern auch noch Bürger-Militär! Wenn die Linientruppen außer dem Hause Krieg führen müssen, so bezieht die Bürgermiliz die Posten. Es ist natürlich, daß die Frauen in der Ehe den Krieg dem Frieden vorziehen, das geschieht des Avancements wegen, im Kriege kömmt man geschwinder zum Commando!

Mit den guten Frauen geht's wie mit den guten Speisen, auf dem Speiszettel sind recht viele da, allein, wenn man sie haben will, so sagt der Kellner: „Verzeihen Euer Gnaden, es ist keine mehr da!"

Auf einer Hochzeit sind gewöhnlich die beiden Väter von Braut und Bräutigam die Lustigsten, denn Jeder denkt sich: „Den hab' ich schön hinter's Licht geführt!" Nach einer solchen Hochzeit ist es wie nach einer unentschiedenen Schlacht: auf beiden Seiten wird „Te Deum" gesungen, aber im Grund haben

beide Theile verloren! Das ist auch ein Lebens-schicksal!

Wie würden aber die Menschen erschrecken, m. f. H. u. H., wenn das Schicksal plötzlich vor sie hintreten würde mit der Frage: „Sage schnell, was wünschest Du, ich will es gewähren!" Nicht ein Mensch auf der Welt würde sogleich eine Antwort auf diese Frage haben!

Nicht nur der Mensch hat eine Frage frei an das Schicksal, sondern auch das Publicum hat eine Frage frei an sein Schicksal, wenn sein Schicksal in Gestalt einer Vorlesung kömmt. Es kann vom Ganzen fragen: „Wozu?" und vom Ende: „Wann?"

Ich bin aber ein Schicksal, das mit sich reden läßt, ich bin ein Schicksal, das seinem Ende bald entgegen geht; und da Jeder vor seinem seligen Ende noch einige Freiheiten hat, so erlaube ich mir, Ihnen zum Schluße einige theils gelöste, theils ungelöste Fragen mitzutheilen:

Einige Fragen, während des Rasirens und Zahnausreißens gefragt und beantwortet:

1.

Warum fährt man mit unserem Theaterwagen oder Thespiskarren so schlecht? — Weil er auf schlechten Federn ruht!

2.

Man hat eine Diät für den Körper, aber wie heißt die Diät für den Geist? — Einsamkeit!

3.

Von welchem Artikel gönnen viele Reiche dem Armen das Beste und sich das Schlechteste? — Von dem Artikel Koch; sie vergönnen dem Armen den besten Koch, denn Hunger ist der beste Koch!

4.

Warum erhört der Himmel unsere Bitten am schnellsten? — Weil man mündlich mit ihm sprechen kann, und keine Bittschriften einzureichen braucht.

5.

Warum ist Loth's Frau in eine Salzsäule verwandelt worden, und nicht in einen Hut Zucker? — Weil man dazumal noch nicht erfand, aus jedem Teufel Zucker zu machen!

6.

Warum haben die Türken den Wein verboten, und viele Weiber zu nehmen erlaubt? — Weil sie wußten, daß sich ein nüchterner Mensch ohnehin nicht mehr als Eine nehmen wird!

7.

In was sind sich die Gesellschaftsmenschen und die Cylinderuhren ähnlich? — Die flachsten sind am gesuchtesten.

8.

In welchem Genre haben die Frauen ihre Männer am liebsten gemalt? — Nach dem Leben!

9.

Warum fallen den Männern die Haare früher aus, wie den Frauen? — Weil sie sich den Kopf mehr kratzen müssen!

10.

Wann sagt man Lebensgefahr, wann Todesgefahr? — Wenn die Krankheit kömmt, ist man in Lebensgefahr, wenn der Arzt kömmt, ist man in Todesgefahr.

11.

Wann sind die Recensenten am klarsten? — Wenn sie schimpfen.

12.

Was ist mehr Sünde, denn Blut vergießen? — Das Blut stocken machen: Jemanden beschämen!

13.

Was ist eine Oper? — Wenn eine Sache so dumm ist, daß man sich schämt, sie zu sprechen, so singt man sie.

14.

Auf wie vielerlei Weise kann sich der Mensch über die Erde erheben? — Auf zweierlei Weise: Durch die Philosophie und durch einen Strick!

15.

Woher wissen wir, daß Nothlügen erlaubt sind?

— Vom Himmel! Er hat dem Menschen zu seinen Elend auch tröstende Nothlügen gegeben: Die Träume! Jeder Traum ist eine Nothlüge des Schicksals für die Menschen.

16.

Was ist der Galgen? — Der Galgen ist ein dreibeiniges Compliment, welches sich die Leute gegenseitig machen, um sich einzureden: wer nicht daran hängt, sei ein ehrlicher Mensch.

17.

Warum sagt man: Muttersprache, und nicht: Vatersprache? — Weil man zwar immer gewiß weiß, was die Mutter für eine Sprache spricht, aber nicht immer, was der Vater für eine Sprache spricht.

18.

Welches Versatzamt fehlt noch im Leben, und wäre das nothwendigste? — Ein Versatzamt, durch welches man sich immer in die Lage des Andern versetzen könnte; wir würden dadurch tausend schiefe Urtheile ersparen.

Endlich schließe ich mit der Frage: Was für ein Unterschied ist zwischen meiner Vorlesung und dem Frühling? — Im Frühling freuen sich die Menschen auf's erste Blatt, das sie sehen, bei meiner Vorlesung freuen sie sich auf das letzte Blatt!

Der natürliche Wunderdoctor,

oder:

Saphir-Recepte für einige Krankheiten an Herz, Lunge, Leber, Beutel und Brieftasche,

so wie für Infirmitäten, Beschwerden und eingewurzelte Leiden in Haus, Stadt, Land, Familie und Gesellschaft,

nebst einigen sympathetischen Mitteln Liebe zu gewinnen und zu verlieren, gegen den „Biß" toller Claqueure, gegen das Einschlafen bei classischen Stücken, gegen die Hartnäckigkeit alter „Bekenntschaften," gegen Ohrenschmerzen in der Oper u. s. w. u. s. w.

Einleitung.

Die Gesundheit ist ein zweideutiges Gut, denn sie verleiht uns Lust und Kraft zu arbeiten und zu heiraten, wodurch Müdigkeit, Abgeschlagenheit und endlich Ueberdruß entsteht.

Indeß soll man nichts thun gegen die Gesundheit, kein Gewaltmittel gegen dieselbe, namentlich keine

Doctoren und Professoren anwenden, sondern es der Heilkraft der Natur überlassen, die am Ende den Menschen von der Gesundheit befreit.

Der Mensch, der gesund ist, ist allen Unannehmlichkeiten des Lebens ausgesetzt, er muß seinen Beruf erfüllen, er muß unter die Menschen geh'n, er ist keinen Augenblick sicher zum Praktikanten genommen zu werden, zuweilen muß er aus Nachtgesellschaften alle Frauen nach Hause begleiten; wenn er Stockstreiche zu bekommen hat, so sagt ein humaner Polizeiarzt: „Er hält ganz leicht 25 aus;" wenn in Paris eine Industrie-Ausstellung ist, so schickt ihn ein großes Journal dahin, damit er die Aussteller für ihn ausbeuten und plündern muß; ist er Recensent, so muß er selbst in's Theater gehen und im Stadttheater die „Räuber" anhören; ist er ein „Naturforscher," so frißt er sich jedes Jahr eine Indigestion; ist er angestellt, so hat er keine Aussicht auf eine Erholungsreise; geht er auf die Börse, hat er niemals einen Vorwand auszubleiben, kurz die Gesundheit ist ein altes Uebel und so viel auch die Menschen von Jugend auf gegen dieses Uebel thun, es gibt Fälle, wo es allen Medicamenten widersteht, und dann bleibt den Menschen nichts als der Trost: Nichts dauert ewig!

Wann ist der Mensch gesund?

Wenn er seine Glieder gar nicht spürt, wenn er nicht spürt, daß er einen Kopf hat, wenn er nicht

spürt, daß er ein Herz hat, wenn er nicht spürt, daß er ein Weib hat, wenn er nicht spürt, daß er einen Hausherrn hat, wenn er nicht spürt, daß er einen Gläubiger hat u. s. w.

Wenn ein lediger Mann gesund ist, so ist das blos ein Uebel für ihn allein, aber wenn ein verheirateter Mann gesund ist, so leidet noch ein Wesen, seine Frau, ja oft ein drittes Wesen, der Hausfreund mit. Ein Ehemann, der gesund ist, geht der Frau nicht vom Halse, er macht keine Bewegung im Freien allein, er begleitet sie bei jedem Wetter, geht nie in's Schwitzbad, ist nie an's Bett gefesselt; kurz, ein gesunder Ehemann macht eine kranke Frau.

Die Gesundheit ist ein solcher miserabler Zustand, daß er von seinem Eigenthümer oft verläugnet wird! Besonders ist dieses bei „Sängerinnen" der Fall, gerade wenn sie im Cirkel des engsten Duetts mit Champagner und — extra anstoßen und nichts als „Gesundheit" trinken, lassen sie sich krank melden. — — Solchen Leuten ist ein Krankheitszeugniß ganz gesund.

Die „Gesundheit" ist also im Ganzen ein Vorurtheil, das dem Menschen angeboren und trotz allem, was die Aufklärung und Wissenschaft, namentlich die Medicin für Ausrottung dieses Vorurtheils thut, nie ganz zu Grund zu richten ist, und die Vorurtheile bei dem Menschen zu erhalten, das heißt, sie glücklich

machen, und in dieser Beziehung mögen denn folgende Mittel und Recepte von Nutzen sein.

1.

Von der Regelmäßigkeit in der Diät.

Welchen Einfluß die Diät-Verhältnisse auf den Menschen in Staat und Amt haben, braucht nicht erst gesagt zu werden.

Die „Regelmäßigkeit“ im Leben muß nicht so verstanden werden, als sollte man in der Regel mäßig sein, sondern vielmehr so, daß man auch im Mäßig gewisse Regel beobachten soll.

1. „Auf den Körper dürfen nicht immer dieselben Reize einwirken,“ ist die erste Regel; daraus entsteht eine wohlthätige Abwechslung in den Gegenständen seines Appetits und seiner Geliebten, und das ist sehr gesund.

2. „Bewegung im Freien“ ist die Hauptsache, aber in einer milden Temperatur; deßhalb der längere Aufenthalt im Norden oder Sibirien der Gesundheit durchaus nicht anzurathen ist.

3. „Man gebe dem Magen bald leicht bald schwer zu verdauende Kost,“ man lese bald das Postbüchel und bald die Ostdeutsche-Post, das liegt leicht und schwer im Magen.

4. „Man trinke mit Verstand“; wenn man gewohnt ist, die deutschen „Musen-Almanache“ zu lesen, so gehe man nicht gleich zu geistigen Getränken über

Damen, die an einen „alten feurigen Ungar" gewohnt sind, gehen nicht plötzlich zu einem „Heurigen" oder „leichten Oesterreicher" über.

Das gesündeste Getränke ist „Wein mit Wasser" folgender Weise getrunken: man gieße in ein Glas alten Bordeaux, und frisches, kaltes Wasser in ein zweites, trinke vom ersten Glase nach Durst und habe das zweite stets im Auge.

Der Verfasser hat diese Methode beim „goldenen Lamm" in der Leopoldstadt mit vielem Erfolg an sich selbst erprobt.

5. „Der Mensch gebe sich nie der völligen Ruhe hin," es ist daher sehr gesund, immer Actiengeschäfte zu machen.

2.

Von der Reinlichkeit, Luft, Wärme und Schlaf.

Reinlichkeit ist die Hauptsache! Man überlasse das „Schmutzigsein," den vom Glück besonders Begünstigten, man gebe sein Gesicht täglich zu waschen und wasche bei jeder Gelegenheit seine Hände in Unschuld.

Nach jeder Dummheit, die man spricht, wasche man sich den Mund aus.

Die Hautcultur ist besonders wichtig; man muß so wenig als möglich aus der Haut fahren, denn darüber lacht sich der Andere die Haut voll; die

„Hautausschläge" sind dann leicht zu vermeiden, denn eine „gute Haut" schlägt gar nichts aus.

Die Wärme entwickelt das Leben; man muß seine Gönner warm halten, seinen Feinden gut einheizen, und sein Techtlmechtl nicht auskühlen lassen.

Freie Luft ist dem Menschen so nöthig wie das Wasser dem Fische; es gibt viel Leute, die das Nöthige nicht haben und deßhalb zuweilen — auswandern.

Die Luft wird verdorben: 1. Wo viele Menschen beieinander sind! — 2. Durch die Ausdünstung der Hausthiere! — 3. Durch das Waschen der schmutzigen Wäsche in den Salons! — 4. Durch frisch getünchte und angestrichene alte Möbel!

Der „Schlaf" ist sehr nöthig, besonders damit die Nachtwächter nichts zu besorgen haben. Zwei Stunden Schlaf vor Mitternacht und fünf Stunden Schlaf nach Mitternacht sind sehr wirksam gegen „Schlaflosigkeit."

Bei der jetzigen Speisezeit ist ein „Mittagsschläfchen" um 10 Uhr Abends sehr ungesund. Im Nachtschlaf vermeide man die Hände über dem Kopfe zusammenzuschlagen, dazu ist der Tag da.

Magere Leute sollen nicht auf dem Bauche liegen. Wer sich auf die linke Seite legt, afficirt die Leber, wird durstig, daher die Linken so viel saufen; wer sich auf die rechte Seite legt, beengt das Herz, daher lege man sich auf den Rücken, da ist die richtige Mitte

Man schnarche niemals — wenn man im Concert schläft.

3.

Von besonderen Einflüssen auf den Menschen.

Die „Hoffnung“ ist von großem Einfluß auf den Körper, die „gute“ besonders.

Das „Lachen“ ist heilsam, aber mäßig, deßhalb die jetzigen Trauerspiele zuweilen anzusehen sind.

„Tausend Ducaten“ sind immer von günstigem Einfluß und unterstützen gesunkene Kräfte oft wunderbar.

Die Musik übt augenscheinlich einen großen Einfluß auf die Gesundheit aus.

Die Musik der „Paquita“ von Herrn Dessauer, z. B schläfert sanft und leise ein; die Ouverturen der modernen Opern machen einen taub, wodurch man die folgende Oper nicht mehr hört.

Ein Clavierconcert bringt die bewegtesten Gemüther zur Ruhe; im Cerclesitze stellt sich eine wohlthätige Reaction ein, die mit einem gelinden Schweiß endet.

Der „Geist“ ist von unabsehbarem Einfluß auf den Körper, deßhalb fleißig in „Servus Herr Stutzerl“ zu gehen ist.

Der Geist, sagt „Hufeland,“ entwickelt „Anmuth und Grazie“, vide: Dramaturgen, Redacteure und Humoristen.

4.

Vom Genuß der Speisen und Getränke.

Der Mensch soll nie mehr essen und trinken als er hat. Wenn der Mensch in eine soirée dansante geladen wird, nehme er sich etwas zu essen mit, z. B. „zwei Kalbsfüße mit Würzeln."

Wein ist gut, Wasser jedoch ist das beste Getränk, der Mensch muß aber nicht immer nur das Beste haben wollen.

Wasser ist sehr gesund, besonders den Leuten auf den Kopf gegossen, wenn sie Fensterpromenaden machen.

Unter den Wein ist „Bordeaux" zu empfehlen, aber nicht für alle Constitutionen.

Johannisberger ist jenen Personen nicht anzurathen, die an Mangel desselben leiden.

Der Heurige und der Madeira müssen erst die „Linie" passirt haben.

Wein äußerlich angewendet thut oft gute Dienste, z. B. einem Grobian mit der Flasche an den Kopf geschlagen.

Das Bier ist noch besser als gar kein Wein. Das Bier ist ein Weg zum Glücke, es macht dumm, und Dummheit ist die zweite Gesundheit.

Abends kann eine halbe Bier nicht schaden, wenn man Morgens drei Maß ohne Nachtheil vertragen kann.

Am meisten anzuempfehlen ist das Bier, das man eben trinkt.

Milch, siehe oben „Wasser.“

Der Branntwein ist kein „Getränk,“ sondern eine Gewohnheit und als solche die zweite Natur; die zweite Natur und die zweite Ohrfeige verderben die erste.

Das beliebte Getränk

„Caffee“

wirkt reizend.

Im Uebermaß genossen verwandelt er die Geschlechter, die fidelsten Brüder werden Caffeeschwestern!

Der Caffee vermehrt die Zugänglichkeit, wirkt erfrischend auf alte Geschichten, stärkt die Schwäche des Nebenmenschen und erregt die Tratschorgane.

In den „Caffeehäusern“ entwickelt er entschiedene Neigung zu Cichorien und Wassersucht. In den „Abendcirkeln“ leidet er an Schwäche und zu oft wiederholten Aufwallungen.

Die Berliner Bibliothek,

ich und noch ein kleines Büchlein vor dem großen letzten Weltgericht, oder: Wenn alle unsere alten Classiker einst wieder lebendig werden und wieder kommen, was werden alle unsere jungen „Schnipfer“ sagen?

Das letzte große Weltgericht, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist nicht etwa ein Gericht, bei dem die Großen der Welt über die Letzten der Welt zu Gerichte sitzen, sondern ein Gericht, wo die Großen auch zuletzt gerichtet werden: darum heißt es das letzte Gericht.

In unsern Thee- und Caffeecirkeln, m. f. H. u. H., ist alle Abend letztes Gericht, das letzte eben laufende Gerücht wird wieder neu abgeurtheilt.

Dieses letzte Gericht ist durchaus kein jüngstes Gericht, im Gegentheil — die Caffeeschwestern sind ein sehr ältliches Gericht, und um von diesem gerecht verurtheilt zu werden, ist schon die Sünde genug, von den Jüngsten zu sein.

Bei dem wirklichen letzten Gerichte werden aber sonderbarer Weise keine Doctoren der Rechte, sondern

lauter Doctoren der Medicin zu Gericht sitzen, denn die Doctoren der Medicin sind die Practikanten des letzten Gerichts.

Was das letzte oder jüngste Gericht ist, wissen wir, m. f. H. u. H.; allein welches war das älteste Gericht? Das älteste Gericht war das „Gericht Linsen,“ für welches Esau seine Erstgeburt verkauft hat.

Da sieht man, m. f. H. u. H., unrecht erworbenes Gut bleibt nicht bei den Kindern der Menschen! Jacob hat das Recht der Erstgeburt auf unrechte Weise an sich gebracht, aber was nützen jetzt den Söhnen Jacob's alle Majoratsrechte?

Beim letzten Gericht, m. f. H. u. H., werden auch die Recensenten angestellt sein, sie werden nämlich in die große Posaune stoßen, wenn ein aufgestandener Gast ankommen wird. Da, am Grabe des Menschen, da werden die Recensenten ihren Liebesdruck mit Recht anbringen können: „Herr N. N. u. s. w. füllte seinen Platz aus!“

Ich ging einmal mit mir selbst zu Rathe, wie ich mich beim jüngsten Gericht darüber vertheidigen werde, daß ich schon hier auf der Erde die Schatten der Menschen zu Gerichte zog, da erging es mir, wie es manchmal Manchem im Rathe ergeht, ich schlief ein!

Wenn ein Mensch leicht einschläft, so ist das

ein Zeichen der Bescheidenheit, er gesteht sich selbst, daß er sich selbst Langeweile macht!

Ueberhaupt ist es sonderbar, kein Mensch schämt sich je zu sagen, mein Fuß, meine Hand ist mir eingeschlafen. Niemand sagt aber jemals: Mein Witz ist mir eingeschlafen u. s. w.

Schlaf und Tod, m. f. H. u. H., beide sind ein Vorhang zwischen dieser und jener Welt, aber der Schlaf ist ein Vorhang, der von oben herabgelassen wird, und der Tod ein Vorhang, der von unten hinaufgezogen wird! — Man sagt: „Der Tod ist ein Schlaf ohne Traum," wer weiß das?

Die schweren Träume kommen aus der leeren Tasche, der Mensch kann am Tage in seiner Tasche greifen was ihm die kommende Nacht träumen wird; wer je in seine Tasche fuhr, und nichts ergriff, der wird das begreifen. Wenn aber Jemand, der heute und gestern kein Geld hatte, träumt, er wird morgen und übermorgen auch kein Geld haben, das ist — die Trud —.

Nach Allen dem können Sie sich, m. f. H. u. H., schon denken, was ich für schwere Träume habe; auch in dem Schlafe, der mich damals befiel, hatte ich meine absonderlichen peinigenden Träume.

Mein Zimmer füllte sich plötzlich mit einem hellen Schein — kein Einlösungsschein — und eine Lichtgestalt trat zu mir herein; nun war mir schon das sehr befremdend, denn zu einem Kritiker kommen

gewöhnlich ganz andere Gestalten als Lichtgestalten, es kommen blos Kerzengestalten, die sich ausbitten, daß man sie nicht zu stark putzen soll! Ich glaubte erst, die Lichtgestalt wäre ein Gläubiger, der mit seinem „Schein" kommt, allein es war kein Gläubiger, es war ein — Genius; er trat auf mich zu, und sagte: „Ich bin der Genius der Auferstehung, Du sollst mit mir in jene Welt reisen!" „In jene Welt?" sagte ich, „das ist ja Ausland, da bekomme ich lange keinen Paß." — „Du brauchst keinen Paß," sagte er, „wir fahren durch die Luft! Du sollst Zeuge sein von einem Acte des literarischen jüngsten Gerichtes." Ich entschloß mich zur Reise, und wir fuhren ab, indem die Lichtgestalt mit ihrem Schein wieder als Passierschein galt. Wir ließen uns in der großen Berliner Bibliothek nieder, und der Genius der Auferstehung sprach: „Jetzt soll hier Gericht gehalten werden über diese 230.000 gebundenen Sünden!"

Ich setzte mich nieder, der Genius stellte sich mitten in den großen Bibliotheksaal und rief mit furchtbarer Stimme:

„Auf, ihre Faulenzer!

Zu Gericht! steht auf! steht auf, ihr großen und ihr kleinen Geister alle verlasset eure dumpfen Schränke und stellt euch vor die Schranken des letzten Gerichtes! Auf, ihr Physiker, Historiker, Politiker, Lyriker, Scholastiker, Kritiker, Dramatiker, Skeptiker u. s. w.

Auf, alle, die ihr je geschrieben, gedichtet, pro-

ducirt und gedruckt habt, auf! und erscheint vor dem Gericht, das über euch richten wird in dieser Stunde! Steht auf, ihr Bücher alle, und kommt mit euren Werken vor Gericht, aber jeder nur mit denjenigen Worten und Gedanken, die wirklich von euch sind! Und da vor dem letzten Gerichte offen liegen alle Werke der Menschen, so werden wir gleich sehen, was original oder geschnipft ist! Ein jeder von euch groß und klein, gebe Alles zurück, was er entwendet, entlehnt, abgeborgt, benützt, bearbeitet, übertragen, angewendet, umgewendet, mit einem Worte, was er gestohlen hat, und erscheine blos mit seinem wirklichen Eigenthum!" Da fuhr ein großer Schrecken in alle 230.000 Bücher! Mit Heulen und mit Zähneklappern stiegen sie alle von den Repositorien, und es war ein Rauschen und ein Knittern, ein Klappern und Knistern, ein Weinen und Schluchzen, ein Hin- und Herrennen, ein Abtragen und Austauschen, ein Zurückgeben und Einfordern, daß mir Sehen und Hören verging! Die Bücher, Blätter und Seiten waren gar nicht mehr zu kennen! Große Folianten standen mit leeren weißen Seiten da, in andern blieb von allem nur ein „und," oder „jedoch" oder „insofern" stehen. Ganz dicke Bücher kehrten abgemagert zurück, und die Einbände schlotterten ihnen um die Glieder, wie ein Schlafrock nach einem Nervenfieber.

Hier lief ein Buch und brachte einem andern Buche einen Gedanken zurück, dieses aber sagte wei-

nend: „Ich hab ihn ja selbst wieder von jenem Buche dort gestohlen, und als es zu jenem Buche kam, sagte dieses: „Ich hab's ja auch von jenem Buche dort drüben entlehnt." Kurz, es war kein Buch zu erkennen, sie gingen herum mit Zahnlücken und Blatternarben, abgezehrt, und hatten nichts als Saffian- oder Schweinsleder über die Beine; es war gespensterhaft und schaurig mit anzusehen! Besonders hart ging es der neuen Theaterstücksammlung! denn nicht nur jene, die anführen: „übersetzt, übertragen, bearbeitet, nach einer Idee, mit Benützung, nach dem Gedichte," u. s. w., sondern auch auf denen stand: „Originalstück," mußten Handlung, Situation und Worte zurückgeben, und sie standen da, wie so mancher Mensch, mit gar keinem Inhalt, sondern bloß mit einem Titel! Ich hatte mich schon längst mit Herzklopfen und fürchterlichen Angst umgesehen, wie es denn eigentlich meinen Schriften ergeht! Schauderhafter Anblick! Soll ich's Ihnen denn wirklich sagen?! Sie werden auch Mitleid mit mir haben!

In allen meinen Schriften blieb nichts stehen, als was original war, und das waren — die Druckfehler! Meine Schriften kamen zu mir und klagten: „Nein, was wir haben herumlaufen müssen, bis wir Alles an Ort und Stelle abgeliefert haben!"

„O," sage ich, „meine Kinder, ich habe sehr weit gehen müssen, in der Nähe war schon Alles abgesotten!" Während dieser großen Bücher-Seelen-

wanderung, m. f. H. u. H., während alle 230.000 Bücher durch einander liefen und lamentirten, stand nur ein einziges, unansehnliches, kleines Büchlein im Winkel und lächelte ruhig, und rührte sich nicht von der Stelle. Da sprach der Engel des Gerichts: „Wie, während alle diese Autoren, Classiker, moderne Dichter, alle 230.000 Bücher Buße thun und das Gestohlene zurückgeben, willst du kleines, winziges Büchlein allein bestehen am großen Tage des Gerichtes?"

„Wer bist du? sprich!"

— Da lächelte das kleine Büchlein mit stillem Bewußtsein und sprach: „Ich bin das A-B-C- und Namenbüchlein von St. Anna, ich bin das einzige Originalwerk der Welt, und Alles was in diesen 230.000 dicken großen Bänden steht, haben sie aus mir gestohlen, das haben sie aus mir abgeschrieben, das sag' ich Alles auf 30 Octavseiten." — Da erhob sich ein völliger Aufstand unter allen Büchern, die alten Classiker riefen: „Das ist classisch!" Es entstand in dieser „literarischen Gesellschaft" eine Fehde. Sie wissen doch, was eine literarische Gesellschaft ist? Das Ding ist so: Wenn der literarische Berg lang gekreist hat, und die literarische Maus schon geboren ist, dann liegt der Berg im Kindsbett, die Weiber der Literatur versammeln sich um den Kinderbetter, Jeder bringt ihm eine schwache Hühnersuppe und sagt dem Kinderbetter, seine Maus wäre die schönste Maus, und sehe dem Papa Berg so ähnlich,

daß es gar nicht zu verkennen ist. Das ist eine literarische Gesellschaft! Was ist aber eine literarische Fehde?

Warum, m. f. H. u. H., loben die schwachen Geister so gerne die geschlossenen Cirkel? „Weil man in einem geschlossenen Cirkel leicht der Mittelpunkt ist!" — Die ganze Büchergesellschaft stürmt also gegen das kleine A-B-C-Büchlein los, der Gènius aber sprach: „Wir wollen Euch und das Büchlein verhören."

Das A-B-C-Büchlein trat vor und sagte: „Schon aus meinen ersten zwei Buchstaben kennt man die philosophischste, politischste Lebens-Ansicht:

„Wer A sagt, muß auch B sagen!"

Dieser Satz ist die Basis aller Weisheit, darum haben alle Kinder den Instinkt, sie wollen gar nicht A sagen. Wenn dieser Spruch nicht wäre, hätte die Erde ihre reizendsten Geschöpfe nicht: „Es gäbe keine Frauen." — Die Schöpfung hat im Anfange bloß A gesagt, und erschuf den „Adam," allein da sie schon A gesagt hatte und den Mann erschuf, mußte sie auch B sagen und die Frau erschaffen: B: „Bein von seinem Bein!"

Als Adam Eva sah, sagte er auch bloß „Ah!" — Allein weil er einmal A gesagt hatte, mußte er auch B sagen, er muß in den „sauren Apfel" beißen!

Wer A gesagt hat, muß auch B sagen, wer

auf Actien speculirt, muß den „Beutel“ aufmachen, wer ein „Accept“ ausstellt, muß auf den „Beutel“ gefaßt sein, wer auf ein Journal ein „Abonnent“ ist, muß sein schlechtes Blatt auch lesen!

Während dieser Zeit hatten sich die Bücher in Schlachtordnung gestellt, und rückten gegen das A=B=C=Büchlein heran.

Zuerst rückte das Heer der Philosophen an: "Plato, Sokrates, Aristoteles, Zeno, Descartes, Locke, Leibnitz, Wolf, Kant, Hegel, Schelling“ u. s. w., sie kamen in schweren Trab, mit ellenlangen logischen Spießen, und wollten auf das A=B=C=Büchlein los. Das A=B=C=Büchlein aber sprach: „Alles was in allen Systemen enthalten ist, Alles was ihr in zweitausend Jahren herausgeklügelt habt, ist bei mir in dem kleinen Namenbüchlein in fünf Worten zu lesen:

„Der Mensch denkt, Gott lenkt!“

Die Philosophen sind sehr gute Denker, aber sehr schlechte Lenker!

Wenn die Philosophen denken würden, hätten sie die Erde schon so gelenkt, daß sie die Achse gebrochen hätte! Der Mensch denkt, Gott lenkt! Für Menschen, die nicht denken, braucht Gott nicht zu lenken, die stoßen ohnehin nirgends an!

Nachdem sich die Philosophen beschämt zurückgezogen hatten, rückten die Rechtsgelehrten heran: Justinian, Theodosius, Vinerius, Hugo Grotius, Schurzfleisch, Coccejus u. s. w., in langen, schwarzen Ta=

laren, gleichsam in tiefer Trauer über ihre Clienten traten sie heran, und wollten das A=B=C=Büchlein erdrücken. Das A=B=C=Büchlein aber sprach: „Ein einziger Satz, der in mir steht, lehrt Alles, was man am Ende durch Euch Alle erfährt:
„Ein magerer Vergleich ist besser als ein fetter Proceß."

Sonderbar ist der Ausdruck: Ein „fetter' Proceß!' — Alle Processe, wenn sie anfangen, sind fett; während des Gerichtslaufs zieht sich alles Fett in die Sachwalter hinein, es ist natürlich, wer mit einer fetten Sache zu thun hat, macht sich fett. In dem Maße, wie der Advocat fett wird, wird der Proceß mager, und dann kommt's zum Vergleich, d. h. die beiden Proceßführer vergleichen sich und die Advocaten, wer mehr gewonnen hat, und rufen hernach aus: „Das ist gar kein Vergleich!"

Nachdem die juridischen Werke sich zurückgezogen hatten, kamen die medicinischen Schriften: Hipokrates, Galenus, Brown, Jenner, Van Swieten, Hufeland u. s. w., sie marschirten mit gedämpften Trommeln heran. Ellenlange Recepte flatterten als Siegesfahnen voran, und zu ihnen, als zu dieser Wissenschaft gehörend, zogen die Nekrologe und Todtenlisten. Als sie mit Stolz und in Systemen geharnischt herankamen, sagte das A=B=C=Büchlein: „Das Resultat aller Eurer Systeme und Heilarten, steht bei mir in sechs Worten:

„Für den Tod wächst kein Kräutel!"

Dieser Satz, m. f. H. u. H., ist eigentlich nicht wahr: Gegen den Tod wächst kein Kräutel, aber für den Tod wachsen tausend Kräuter. Wieviel Kräuter sind in der Apotheke, die alle für den Tod sind! Die Apotheker sind die Einsiedler, die von Wurzeln und Kräutern leben, die Aerzte müssen das Kraut fett machen, und der Patient spaziert durch den Krautacker in den Gottesacker!"

Die Aerzte zogen sich zurück, und es kamen die politischen und historischen Schriften: Cicero, Machiavel, Lepsius, Hobbes, Montesquieu, Luden, Pölitz u. s. w. Allein das A-B-C-Büchlein sprach: „Die Essenz aller Eurer Politik steht bei mir in einem kleinen Bibelvers:

„Wenn zwei streiten um ein Ei,
Geht der dritte um den Brei
Und steckt was ein dabei!"

Die Politiker waren politisch, sie zogen sich nicht zurück, Gott bewahre, sondern sie kehrten sich um und gingen vorwärts! Als die Politiker sahen, daß sie nichts ausrichten, proclamirten sie das Princip der Nonintervention, und nahmen ihre alte Stellung ein.

Dann kamen die Financiers, das Heer der Finanz-Schriftsteller, die Projectanten, die Plusmacher, die Anleihe-Fabrikanten und zogen mit langen Tabellen gegen das A-B-C-Büchlein, das A-B-C-Büchlein aber lächelte und sprach: „Alle Eure Speculationen,

das endliche Resultat aller Eurer Forschungen und Berechnungen liefere ich den Kindern in einer kleinen Formel: 9 von 2 kann ich nicht sagen, folglich muß ich borgen!“

In jedem Hause, m. f. H. u. H., besorgt die Frau das Finanzministerium, und die Frau unterhält nur deßhalb den ewigen häuslichen Krieg, um einen Vorwand zu haben, außerordentlichen Zuschuß zu begehren.

„Der Mann in der Ehe rechnet sich für Eins, und seine Frau auch für Eins!“ Die Frau aber rechnet bei ihrem Mann so: Eins ist keins, Einmal Keins ist keins, Keins und Eins ist Eins, folglich gilt ich allein! Aus den bewußten Zahlen „Mann und Frau“ die unbewußten herausfinden, den „Hausfreund,“ dies nennt man in der Ehe die „Regel de tri.“

Die Financiers machtens hierauf wie ihre Papiere und gingen zurück, da kamen die Erziehungs- und Jugend-Schriften: Basedow, Pestalozzi u. s. w. mit ihren Natur- und Bildungs-Systemen, mit ihren Anstalten u. s. w. Das A-B-C-Büchlein aber sprach: „Was ihr der Welt lernen wollt, das Alles steht ja bei mir in einem kleinen Sprüchlein:

„Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans auch nicht!“

Ueber die Erziehung der Kinder, m. f. H. u. H., ist so viel geschrieben worden, und Alles vergebens. Es gibt ja keine Kinder mehr! Man wird unsern

Kindern bald müssen Werke in die Hand geben, über die Erziehung der Eltern Die Kinder sind das Höchste im Leben, die heiligen drei Könige haben nichts gesucht, als ein Kind, und wer Kinder sucht, dem geht ein Stern voran! Drei Dinge wachsen im Schlaf: Kinder, Blumen und Hoffnungen. Es gibt viele Menschen, die sich ihr Tagebuch schreiben, zu was? die Kinder sind die einzigen Tagebücher der Eltern, jeder Knabe ist das Tagebuch des Vaters, jedes Mädchen das Tagebuch der Mutter. Wenn ich zwei Stunden mit einem Mädchen von 16 Jahren beisammen bin, habe ich 16 Jahre aus dem Tagebuche ihrer Mutter gelesen.

Als sich die Erziehungsgeschichten zurückzogen, kamen die Werke der „Menschenbeglücker": „Die Kunst, reich zu werden", „die Kunst, in der Welt sein Glück zu machen." — Wenzel's „Mann von Welt" — „Knigge's" „Umgang mit Menschen." — Da lächelte das A=B=C=Büchlein, lächelte schalkhaft und sprach: „In fünf Worten steht bei mir Alles, was sich darüber sagen läßt: „Hans kömmt durch seine Dummheit fort!" — Die Beglückungsschriften zogen fort, und die Reisebeschreibungen kamen: Marco Polo, Tavernier, Magellan, David, Coock u. s. w. Da lachte das A=B=C=Büchlein und sagte: „Laßt mich aus, drrüber habe ich fünf schlagende Worte gesagt: „Hinterm Ofen gibts auch Leut'!"

Nun kamen alle die Werke über die Kunst in

der Liebe und Ehe sein Glück zu machen, über häusliche Geselligkeit, über die Harmonie zwischen Mann und Frau u. s. w. Allein das A-B-C-Büchlein sagte: „Die praktische Lehre dafür steht bei mir in zwei Zeilen:

„Verzage nicht zur Zeit der Noth.
Wie bald kommt nicht der liebe Tod!"

Dann kamen auch noch die Kochbücher alle, die französische Küche, die deutsche Küche u. s. w. Aber das A-B-C-Büchlein sagte: „In mir befindet sich die beste Anleitung:

„Hunger ist der beste Koch!"

Zum Schluße kamen auch noch die Zeitungen und Journale: Die gelehrten, belletristischen und politischen, allein, da zeigte ihnen das A-B-C-Büchlein mit dem Finger einen Spruch:

„Wer einmal gelogen sehr,
Dem glaubt man nimmer mehr!"

Die politischen Zeitungen sind priviligirte Lügner, die belletristischen sind unbefugte Lügner! Das einzige Nationaleigenthum der Deutschen sind die Lügen in ihren Zeitungen! Die „Allgemeine Augsburger Zeitung" ist das Grundbuch der deutschen Lügen, die Abonnenten sind alle vorgemerkt, und in diesem Grundbuch ist schon der „erste Satz" unsicher.

Unter den Zeitungen und Journalen herrscht das „Durchsuchungsrecht," wo eine Zeitung bei der

andern eine Lüge findet, nimmt sie sie ihr weg und läßt sie los! Die Augsburger „Allgemeine Zeitung“ ist das Kameel unter den Zeitungen, wenn sie auch manchmal durch die lange Wüste von nichts Neuem ziehen muß, hat sie immer Wasser genug im Magen, um davon zu leben. Der Leser der „Allgemeinen Zeitung“ muß vor Allem ein Astronom sein. Alle Artikel sind mit Sternen, mit Himmelszeichen versehen, mit den Zeichen des Merkurs, der Venus u. s. w. Die Correspondenten, die fix angestellt sind, sind die Fixsterne, die meisten sind Kometen, man sieht den Dunst, aber keinen Kopf! Die Bahn dieser Sterne ist kurios! Wenn so ein Stern von der Moldau spricht, so schreibt er sich „vom Rhein,“ wenn er über eine „spanische Heirat“ spricht, schreibt er „vom Lech“ u. s. w., das ist der Lauf der politischen Zeitungssterne!

Gegen die politischen Zeitungen sind die belletristischen Zeitungen blos „kleine Lügen-Bewahranstalten.“ Sie erhalten sich blos durch wohlthätige Menschen, welche Freunde von zarten kleinen Lügen sind!

Unter keiner Classe Menschen ist der Neid so groß, m. f. H. u. H., als unter den Lügnern! Ein jeder Lügner möchte gerne ein ausschließliches Patent auf seine Lüge; und nie findet man ein Beispiel, daß ein Lügner sein Privilegium zurückgelegt hätte! Also auch die Zeitungen zogen ab. Da kam ein

kurioses Regiment angerückt. Die Musiker und Componisten! Eine ganze Armee von Partituren kam mit Pauken und Trompeten, Tamtam und Ambos, das A-B-C-Büchlein zeigte auf seine dritte Seite:

„Viel Lärm um nichts."

Die Musik, m. f. H. u. H., ist der Dollmetsch vom Sanscrit der Empfindungen. Nur der rohen Seele bleibt Musik unverständlich! Musik ist die Sprache von Jenseits, und wenn der Mensch sie hört, so fühlt er, daß er hier fremd und seine Heimat jenseits ist, wo diese fremde Sprache gesprochen wird, und diese Töne Worte sein werden! Der Mensch aber ist nichts als eine Rastrir- und Rubrizir-Maschine! Er muß Alles unter Rubriken bringen! Er classificirt: deutsche Musik, italienische Musik, französische Musik! Der Himmel sendet dem Menschen den Genius der Musik als Bürge einer höhern Welt und der Mensch gibt diesen Genius in ein geographisches Institut!

Endlich waren die Bücher alle aus dem Felde geschlagen, und das A-B-C-Büchlein stand als Sieger da! Es wendet sich an mich, und sprach: „Wer bist du?" — „Ich?" antwortete ich mit Beben, „ich, ich bin ein Humorist." — „Bist du denn der einzige in Wien?" — „Ach, gottlob nein, es sind noch 1567 hier, die gar nicht gerechnet, die gar keine sind!" — „Was ist denn das ein „Humorist?" fragte das Namenbüchlein weiter. „Der Humor soll, wie Lichtenberg sagt, zwei Gesichter haben, ein lachendes und

ein weinendes; da das ein Luxus ist, so zieht ein jetziger „Humorist“ vor, gar kein Gesicht zu haben. „Der Humor,“ sagt Jean Paul, „läßt alle Dinge auf den Kopf stellen, und bildet sich seinen eigenen Gang! Nach dieser Schilderung wären die Humoristen die glücklichsten Ehemänner, sie ließen die Frau auf den Kopf stellen, und gingen ihren eigenen Gang!

Zwei Classen Menschen in Wien geben uns eine herrliche Idee von dem gesunden Klima Wiens. Erstens die Humoristen; wenn wir unsere Humoristen ansehen, so sehen wir, daß gottlob die Kinderkrankheiten den „Humor“ nicht ruiniren, und wenn wir unsere Statistinnen und Choristinnen ansehen, so sehen wir mit Vergnügen, was die Menschen hier im Durchschnitt für ein hohes Alter erreichen! Das A-B-C-Büchlein sagte: „Wenn Du ein „Humorist“ bist, so mache mir, weil wir doch nur allein auf der Welt sind, ein kleines „humoristisches Album.“ Ich war sogleich bei der Hand.

1.

Warum sagt man: „Zum Hängen und zum Freien soll Niemand rathen?“ Weil dieses die zwei einzigen Bande sind, die für ewig geknüpft werden.

2.

Es gibt Geister, die sich zusammenschaaren, es gibt Geister, die sich — absondern.

Die Sonne geht allein, die Nebelsterne stehen in Haufen beisammen, der Adler steigt allein durch die

Luft, die Krähen fliegen zusammen; der Löwe zieht einsam durch die Wüste, die Schafe wandeln in Heerden, die Ceder steht allein, die Brombeere und Ribitzel in dicken Hecken; ein Geist erscheint ganz allein, Gespenster erscheinen in Haufen!

3.

Warum ist der Ephen ein so gerne gesehenes Gewächs in unseren Zimmern? — Weil er ein kriechendes Gewächs ist.

4.

In der Jugend hat man große Lust, fremde Länder zu sehen, im Alter aber hat man noch größere Lust eigene Länder zu sehen.

5.

Der Himmel, m. f. H. u. H., ist im Grunde nicht blau, die Menschen haben ihm blos schon so viel vorgelogen, daß er ganz blau geworden ist!

6

Warum tragen unsere jungen Leute solche auffallende Bärte? — Damit man nur ja, um Gotteswillen nicht glaubt, es seien Weiber!

7.

Das Erröthen ist eine doppelte Karte: die Unschuld konn sie als Visitenkarte abgeben, aber oft auch als Abschiedskarte: p. p. c.

8.

Die Zeit schreitet langsam vorwärts, man sagt, aus Faulheit, es ist nicht wahr, es geschieht

aus Vorsicht, denn im Finstern muß man langsam fortschreiten!

9.

Jüngst fragte mich eine Frau, für wie alt ich sie halte. Ich sagte ihr: Nach ihrer Physiognomie für 30, nach ihrer Biographie für 60, nach ihrer Phantasie für 20 und nach ihrer Ortographie für 14 Jahre alt!

10.

Warum sagt man: Alle Menschen sind Brüder? und nicht: Alle Menschen sind Schwestern? — Weil, wenn ein Mensch von dem Andern was will, es sehr bequem ist zu sagen: „Bruder, ich kann nicht!“

11.

Es gibt drei Reiche: Pflanzenreich, Thierreich und Mineralreich, es geht aber eine ewige Umwandlung vor, viele aus dem Pflanzenreich gehen in's Thierreich über, und viele aus dem Thierreich werden steinreich!

12.

Die Gelehrsamkeit und der Witz gingen mit einander aus; die Gelehrsamkeit kaufte Brennholz in großen Scheitern, Brennholz allein aber macht nicht warm, der Witz mußte Feuer machen; sie gingen wieder durch die Straßen, da sagte die Gelehrsamkeit, woher kömmt's, daß so finster ist, und der Witz sagte, das machen die hohen Gebäude; — die Ge-

lehrsamkeit suchte zu beweisen, wie gut es wäre, wenn es nicht so finster sein möchte, da stampfte der Witz auf das Pflaster, und die Funken sprühten; endlich kamen sie beide an einen Graben, die Gelehrsamkeit bewies, daß das ein Graben ist, und das Fortschreiten hemme, der Witz machte einen Satz über den Graben, die Gelehrsamkeit ging um den Graben herum, kam um eine Stunde später an, und berichtete, der Graben ist 6 $^1/_2$ Schuh tief, 4 $^1/_2$ breit und 25 Schuh lang.

13.

Weil den Menschen die Zeit zu lange wird, schneiden sie sie oft ab; daher kommen die vielen „Zeitabschnitte;" — allein anstatt, daß der Mensch die Zeit unten abschneiden sollte, bei der Erde, schneidet er sie oben ab: beim Himmel, indem er dafür sorgt, sich das Zeitliche abzukürzen, schneidet er damit die Ewigkeit ab.

14.

Der Mensch ist ein kurioser Rechenmeister. Er numerirt blos seine Tugenden; er addirt die Fehler der Andern zu seinen Tugenden, und rechnet diese dafür für mehr an; seine eigenen Fehler aber subtrahirt er von den Tugenden der Andern, und mit den eigenen Tugenden multiplicirt er die Fehler der Andern, damit sie dadurch größer werden; endlich dividirt er die großen Eigenschaften der Andern und geht mit seinen eigenen hinein, um sie zu verkleinern!

15.

Warum ist so leicht, in der Musik Doctor und Professor zu werden? — Weil man im Reich der Musik und Noten leicht ein Gelehrter heißen kann, denn bei den Noten gelten die leeren Köpfe mehr als die vollen.

16.

Der Körper ist der Einband der Geister. Die Natur ist ein kurioser Buchbinder, die Maculatur bindet sie in Franzband, und die schönen Geister in Pappendeckel! Die Natur ist vielleicht ein gescheidter Bibliothekar, sie denkt sich, wenn ich die guten Bücher in schlechtem Band hinstelle, so werden sie mir nicht gestohlen!

17.

Arbeiten macht Hunger, darum gibt man den Menschen keine Arbeit, damit sie nicht hungrig werden!

18.

Zu 40 Jahren wird der Mensch gescheidt, wo kommen also die dummen Kerle alle her, die schon über 40 Jahre alt sind? Ueber diese Frage denke ich vergebens nach, seitdem ich 40 alt geworden bin.

19.

Der Witz ist das Gretna-Green des Verstandes; zwei Gegenstände, die Niemand verbinden will, flüchten sich zum Witz, und er copulirt sie, aber er steht nicht dafür, daß es eine gute Ehe werden wird.

20.

Nach dem Tode lobt man jeden Menschen, wie man auch dem schlechtesten Dienstboten ein gutes Zeugniß mitgibt, froh, ihn nur los zu sein!

21.

Schlaf und Tod haben eine Milchschwester, die Ohnmacht. Die Ohnmacht ist eine alte ledige Mamsell ohne Empfindung, der Tod ist ein Hagestolz, aber der Schlaf ist ein Familienvater, er hat eine Traumfamilie!

22.

Das Leben ist eine Verbindung des Körpers mit der Seele. Der Körper als Mann egoistisch und eigennützig, fragte den Himmel, was die Seele „Mitgift" bekomme, und der Himmel sprach: „Die Liebe!" — Als Körper und Seele verbunden waren, da verpraßte der Körper die Mitgift der Frau: die Liebe, und dann vernachlässigte er sie! Und was ist der Mensch ohne Liebe? Eine Auster, die nach der Flut einsam am Strande bleibt und nicht fragen kann wohin? Ein Tropfen auf dürrem Sand, der nicht fragen kann wozu? Eine Wolke, die einzeln am Himmel zieht, und nicht fragen kann mit wem? Und ein Kind, das verwaist im Leben steht, und nicht fragen kann für wen?

23.

In der Oper der Ehe sind die Männer der Text und die Frauen die Musik! — Der Text taugt

bei den Meisten nichts, und nur eine sehr vortreffliche Musik läßt den schlechten Text vergessen. Man kann versichert sein, wer ein solches Ehepaar besucht, der kömmt, wie die meisten Opernfreunde, blos der Musik halber, — „den Text," sagt er, „kann der Teufel holen!"

Während ich dem A-B-C-Büchlein so vorlas, bemerkte ich, daß es begann ungeduldig zu werden, und ich merkte, daß es anfing, hungrig zu werden, und sagte ihm nur noch: „Liebes A-B-C-Büchlein, da du für alle Sorten Autoren ein Sprüchlein in dir findest, hast du für einen Vorleser keines?"

„O ja," antwortete es, „ich habe für Dich, Vorleser, einen kleinen goldenen Bibelvers, gleich im Anfang der Rechtschreibung und Rechtlesung:

„Lesen thu' mit Deutlichkeit,
Daß Dich verstehen alle Leut'!"

Die Morgenstunde eines schwärmerischen Herzogs.

Aurora musis amica.

Die goldfingerige Aurora küßte mit rothen Lippen voll Licht das Boulevard des Capucins, die grünseidnen Vorhänge aber des herzoglichen Schlafgemaches hingen tief herab, weder die Sonne noch die Polizei konnten in's Zimmer dringen.

Die Morgenstunde hat bei der jetzigen Zeit nicht nur Gold, sondern auch Polizei im Munde; die Morgenstunde muß also ein sehr großes Maul haben!

Der Herzog aber schlief sanft, süße Träume von zu bezahlenden Schulden und zu errichtenden Armeen und zu erobernden Ländern umgaukelten seinen Schlummer. Die Herzoge sind sehr human und sehr liberal, wenn sie träumen! Und er träumte, er wolle seinem Lande eine Constitution geben, wie sie Europa noch nicht sah! Er wollte die vielen Scharten mit einer einzigen Charte auswetzen; er wollte aus seinem Lande ein Elysium machen und damit beginnen, daß seine Unterthanen alle wie die Schatten herumwandeln

sollen. Auch seine Schulden wollte er bezahlen und keine Schauspielerin mehr zum Finanzwesen erheben, und was dergleichen schwärmerische Träume eines unschuldigen Herzens mehr sind.

Allein die Polizei hat keinen Respect vor Träumen! Im Gegentheil, die Polizei leidet nicht, daß man träume, die Polizei stört uns aus manchem schönen Traum auf, denn ein Mensch kann verflucht polizeiwidrige Sachen träumen!

So stand denn die Polizei vor dem Hause des süßen Träumers, sie hörte ihn träumen, und beschloß, ihm seinen Traum auszulegen. Aber das Hausthor war zu und die Polizei konnte doch nicht zum Schornstein hineinfliegen! Da brachte man zum Glück dem Herzog die „Gazette médicale." Der Herzog las wahrscheinlich nichts Anderes als die „Medizinische Zeitung." Er wollte wahrscheinlich in seinem Lande eine medizinische Zeitung etabliren für den wahrscheinlichen Fall, wenn bei seinem Regierungsantritt seine Unterthanen in eine schwere Krankheit fallen sollten.

Die Polizei ergriff die Gelegenheit und schlüpfte mit der „Gazette médicale" in das Vorzimmer seiner träumerischen Durchlaucht. Es ist dieses der erste Fall, daß eine Zeitung der Polizei die Thüre wies; sonst ist es immer umgekehrt.

Das Schlafgemach war fest verschlossen, damit seiner Durchlaucht kein humaner Traum gestohlen werde.

Die Polizei klopfte ganz höflich: Schlafen Eure Durchlaucht?

Herzog. Nein.

Die Polizei. So machen Sie gefälligst auf, die Polizei ist da.

Herzog. Ich schlafe.

Die Polizei. Wollen Sie nicht gefälligst in der Schweiz schlafen

Herzog. Ich träume.

Die Polizei. Wollen Sie nicht gefälligst in der Schweiz träumen, hier träumt man sehr theuer, hier kostet so ein herzoglicher Traum ein paar Millionen. Machen Sie auf!

Herzog. Was!

Die Polizei. Machen Sie auf, die Thüre und sich.

Herzog. Ich protestire.

Die Polizei. Erlauben Sie gefälligst, daß wir die Thüre aufbrechen lassen.

Herzog. Ich protestire.

Seine Durchlaucht protestirten und der Schlosser brach die Thüre auf, denn die Polizei dringt mit Hülfe eines Schlossers auch durch verschlossene Thüren. Der Herzog lag noch im Bette. Ach, man liegt so weich am Geld, welches man nicht hat, auf einer Armee, die man erst zusammentreiben will, und auf Unterthanen, die noch geboren werden sollen! Allein die Polizei hat ihren Zahn gerade auf Leute, die so recht weich liegen.

Die Polizei tritt höflich auf Se. Durchlaucht zu: Eure Durchlaucht, wir sind gekommen, um Ihnen höflichst zu sagen, daß es heute ein sehr schöner Morgen ist, die Witterung ist unserm Unternehmer günstig, stehen Sie auf, und begleiten Sie uns nach der Schweiz, die Gebirgsluft wird Ew. Durchlaucht sehr wohl thun!

Herzog. Ich protestire. (Er steht auf.)

Die Polizei. Wollen Eure Durchlaucht nicht gefälligst Beinkleider anziehen?

Herzog. Ich protestire. (Er zieht Beinkleider an.)

Die Polizei. Wollen Eure Durchlaucht nicht gefälligst eine Weste anziehen?

Herzog. Ich protestire. (Er zieht eine Weste an.)

Die Polizei hat eine eiserne Geduld, und dabei ist sie so phlegmatisch, wie ein Theaterdirector. Sie ersuchte bei jedem Kleidungsstücke ganz höflich und ruhig und gefällig; sie half ihm sogar, und Se. Durchlaucht fand die Polizei diesesmal sehr anziehend.

Die Polizei. Sind Ew. Durchlaucht nun ganz angezogen?

Herzog. Ja, aber ich protestire.

Die Polizei. Nun werden Ew. Durchlaucht auch sogleich ausgezogen sein; nach welcher Grenze wollen Ew. Durchlaucht uns bringen.

Herzog. Ich kenne keine Grenze, ich habe nie Grenzen gekannt. Ich bin hierher gekommen, weil man hier am ungestörtesten träumen kann. Ich rufe Ihre

Gesetze auf, nach welchen es jedem Menschen gestattet ist, zu träumen was er will.

Die Polizei. Eure Durchlaucht verstehen das nicht. Wenn Sie träumen wollen, so träumen Sie einen eigenen Traum: fangen Sie sich ihren Traum selbst an; Sie wollen aber einen Traum, den wir zu träumen angefangen, auf Ihre Rechnung fortsetzen, das geht nicht. Ueberhaupt, was gehen uns Gesetze an? Die Polizei fängt ja eben da an, wo die Gesetze aufhören.

Herzog. Ich protestire; in meinem Lande war es anders, da fingen die Gesetze gar nicht an, o cara patria!

Die Polizei hatte indessen den Arm Sr. Durchlaucht ergriffen, und ihn sachte bis an die Treppe begleitet. Der Herzog sah sich noch einmal um, ob er keinen Traum liegen ließ, dann stieg er in den Wagen, die Polizei stieg nach. Was sie da noch gesprochen haben, konnte ich nicht hören, denn der Wagen klapperte zu sehr; sie fuhren ab, wie er dabei fuhr, wird die Folge lehren.

Heiligsprechendes Sendschreiben an König Pharao,

weiland Tyrann von Egypten.

Allergnädigster Tyrann!

Als ich noch ein Kind war, habe ich viel heilige Prügel bekommen, nämlich Prügel beim Studieren der heiligen Schrift. Mein Instructor, der fromme Cheskel, hat mir die fünf Bücher Moses nicht nur auf die Seele, sondern auch auf den Rücken gebunden, und ich habe in den allerhöchsten Angelegenheiten Eurer Majestät verschiedene Püffe zu fassen die hohe Ehre gehabt.

Eure Majestät hatten nämlich allergnädigst geruht, die Juden in allerhöchstdero Staaten allerhuldreichst zu cujoniren; bei dem Lesen dieser Stellen gerieth der Rabbi Cheskel in einen solchen blinden Wutheifer, daß er mich für Eure Majestät gehalten haben muß, und Eure Majestät auf meinem Rücken in Effigie zerbläute. Ich faßte deßhalb einen grausamlichen Haß gegen Eure Majestät, und Eure Ma-

jestät geruhten, mir ein Ideal der Tyrannei, ein Urbild der Abscheulichkeit, ein Ausbund von Despotismus und Unmenschlichkeit zu sein. Verzeihen Eure Majestät, es war ein thörichter, kindischer Irrthum. Eure Majestät geruhen nicht zu wissen, welche falsche Schlüsse der Kopf macht, wenn der Rücken geprügelt wird; Eure Majestät haben gewiß nicht geruht, in allerhöchstdero Jugend geprügelt worden zu sein, sonst hätte Eure Majestät die armen Juden nicht so prügeln lassen!

Insonders aber war mein Herz zerknirscht, und meine Augen strömten von Thränen über, als es zu der Stelle kam:

„Jedes Söhnlein, das geboren wird, soll man in's Wasser werfen, die Töchterlein aber leben lassen!"

Ich fragte heulend meinen Rabbi Cheskel, warum Eure Majestät denn glaubten, die jüdischen Töchterlein wären wasserscheu? Rabbi Cheskel antwortete mit dem Knopfe eines spanischen Rohrs, unbekümmert darüber, ob Spanien in dieser Frage interveniren wolle, und die Antwort ließ einen langen blauen Gedankenstrich auf meinem Rücken zurück. Dazumal habe ich Eure Majestät in Gedanken mit einem langen geistigen spanischen Rohr allerdemüthigst durch und durch geprügelt! Ach, Eure Majestät es war eine süße Schwärmerei!

Ich bin älter geworden, ich vermag zu urtheilen,

und Eure Majestät volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen!

Ich habe in der „Augsburger allgemeinen Zeitung“ gelesen, wie jetzt in Polen die Kinder geopfert werden *), und kehre zu Eurer Majestät zurück, um zu gestehen, daß Eure Majestät der gnädigste, der mildeste, der gemüthlichste und leutseligste Regent waren.

Was haben Eure Majestät denn Grausames gethan? Eure Majestät haben die Judenknaben gleich bei der Geburt in's Wasser werfen lassen? Das war Gnade, Barmherzigkeit! Eure Majestät wollten nicht haben, daß die Juden heranwachsen, damit sie bei den bestehenden Landesgesetzen sich dann selbst in's Wasser stürzen müssen! Eure Majestät geruhten, sie allergnädigst zu ihrem Seelenheile ersäufen zu lassen!

Eure Majestät, ich habe die „Allgemeine Zeitung“ gelesen, und mein Blut gerann in meinen Adern, meine Pulse bebten, mein Herz blutete an tausend und abermal tausend tiefgerissenen Wunden, und meine Augen strömten über von heißen, bittern Thränen, und meine Seele zuckte im schmerzlichsten Krampfe, und all' mein Wesen war voll von Weh und Leid, von Jammer und Vernichtung! Ich war

---

*) Zu Ehren der Menschheit, zu Ehren der russischen Regierung, halten wir jene Nachricht gewiß für unwahr, und wollen deßhalb diesen Aufsatz blos als Phantasie betrachtet wissen.

außer mir! In der Ungerechtigkeit des ersten Schmerzes fieng ich blutigen Hader mit der Vorsehung an!

Kinder, zarte Kinder, schuldlose Säuglinge, lallende Wesen, weggerissen aus dem Arme des Vaters, von der liebenden Mutterbrust, von der wohnlichen Sonne der Heimat, von der sorglichen Pflege der Eltern, nackt, hungernd, winselnd, vor Frost zitternd, wie die Kälber auf Wägen geworfen, dahingeschleppt in die Sclaverei, auf dem Wege verschmachtend und an der Heerstraße noch zuckend hingeworfen, im Staube die kleinen Finger grabend, mit dem verdorrten Zünglein den Sand auflecken, die gebrochenen Aeuglein selbst auswühlend, verendend wie ein Wurm, unbegraben, die zarten Gliedmaßen preisgebend dem Wilde des Feldes! — Die trostlose Mutter schaut händeringend in die Ferne, die Augen blind geweint um die zarte Frucht ihres Leibes, die Brust mit Blut gefüllt statt mit Muttermilch; der Vater sieht mit starrem Blick zum Himmel, sein einziges Kind, die süße Frucht seiner heiligen Liebe, das segensvolle Geschenk der barmherzigen Gottheit, sein Licht und sein Trost, sein Stab und seine Stütze, sein Alles von ihm weggerissen in Elend, in Sclaverei und Tod, und nicht einmal wissen die Eltern, wohin sie ihre Seufzer nachschicken sollen, wissen nicht, wo die kleinen Ueberreste begraben sind, oder ob nicht ihr junges Gebein auf freiem Felde von der Sonne gebleicht wird!

Die Menschheit schaudert bei diesen Thaten, die Natur en etzt sich, die Welt erbebt ob diesen Gräueln, und zum Himmel hinauf dringt das Aechzen der zertretenen Herzen, der Klag- und Weheruf des geschändeten Ebenbildes Gottes, das Blut der geschlachteten Kinder dampft empor zum Richter aller Thaten, und die Erde windet und krümmt sich schmerzhaft unter dem frechen Stachel der gottschänderischen Zeit!

Eure Majestät, Pharao! Eure Majestät waren ein Heide, Sie beteten einen Hund an und einen Ochsen, Sie waren ein Thier wie Ihr Gott! der Segen der christlichen Religion hat das Herz Eurer Majestät nicht mit Liebe und Milde gefüllt; das Christenthum hat seinen göttlichen Friedensbogen nicht gezogen durch die nächtige Seele Eurer Majestät; die offenbarte Gnade hat die finstere Decke vor der Seele Eurer Majestät nicht heilvoll gelichtet.

Wir aber, wir nennen uns Christen! das Morgenroth des Glaubens hat die Nebel und die Schatten in die Tiefen zurückgedrängt; für uns hat der christliche Glaube die reinste Blüthe des sittlichen Lebens getrieben; für uns hat er die irdische Natur gereinigt zur Aufnahme des göttlichen Reichs; für uns hat der Heiland am Kreuze geblutet, um als verherrlichter Mittler, Himmel und Erde, Gott und Mensch zu versöhnen im Blutkusse unendlicher Liebe; für uns geschah das Alles, wir sind Christen und die Altardecke der christlich ge-

weihten Erde raucht auf vom Blute erdrosselter Christenkinder!

Ach, Eure Majestät, Sie waren mehr Christ als wir, Sie haben doch die Töchterlein leben lassen!

Injurienklage gegen die deutschen Kalendermacher, daß sie das Jahr 1847 ein „gemeines Jahr" heißen.

Daß ganz Deutschland nur ein einziges Volk, ein einziges Deutschland ist, beweist der Umstand, daß wir 64erlei deutsche Volkskalender haben.

Von gar nichts haben die Deutschen so vollkommen Einsicht als von dem, was am Himmel vorgeht. Was im „Thierkreis" vorgeht wissen sie vollkommen, sie wissen auf's Haar, was in der „Milchstraße" geschieht, aber was auf der „Landstraße" geschieht, davon wissen sie nichts; es mangelt ihnen keine genaue Rechenschaft über das erste und letzte Mondesviertel; aber sie erfahren nichts vom Viertel ober und unter dem Wiener Wald! Von den entferntesten Nebelflecken haben wir sichere Mittheilung, aber schon vom nächsten Marktflecken hören wir nichts als Lügen.

Es ist auch leicht begreiflich, m. f. H. u. H., daß wir den Himmel und die Sterne leichter studiren, als unsere Erde, denn Sterne sind lichte Punkte am Himmel, wo bietet sich aber auf der Erde uns ein lichter Punkt dar?

Welch ein Unterschied zwischen Himmel und Erde! Die lichten Punkte am Himmel sieht man selbst bei Nacht und die finstern Punkte der Erde liegen an dem Tag! Es gibt kein heilloseres Volk als unsere Kalendermacher! Die Kalendermacher sind mit unseren Jahren umgegangen wie die Winkelschneider, sie haben sie im Zuschneiden verpfuscht, bald waren sie zu kurz, bald zu lang, und sie haben sie wie diebische Schneider so lange zugeschnitten, bis sie einen Rest für sich herausgeschnitten haben, den sie im Schaltjahre wieder angestückelt haben! Jedem Jahre gaben sie einen Regenten und von Jedem rühmen sie den großen Glanz und sein mildes Licht!!

Im heurigen Jahr herrscht „Jupiter;" „Jupiter" ist der weiseste der Götter und dirigirt das ganze Welttheater. — Es geht dem Herrn Theaterdirector Jupiter wie den meisten Theaterdirectoren. Er bringt auch nichts Neues! Das Einzige, was Jupiter als Theaterdirector auszeichnet, ist, daß er für's Fach der ersten Liebhaberinnen vortrefflich gesorgt. Wenn er zum Engagement manche Reisen unternahm, so reiste er auch zuweilen als „Ochs" und engagirte die schönsten Liebhaberinnen, wie die Prinzessin Europa. Da nun der Regent des Jahres 1847 ein Theaterdirector ist, so sind die Kalendermacher seine Regisseure.

Wenn die Regisseure auf's Repertoir setzen: „Frühling," so kann man darauf rechnen, daß wegen unvorgesehenen Hindernissen das Stück „Frühling"

nicht gegeben wird, sondern der Theaterdirector läßt ein altes Ifflandisches Stück „den Herbsttag“ aufführen.

Wenn Jupiter gar nicht mehr weiß, solls regnen oder schneien, oder blitzen, oder was sonst aufgeführt werden soll, so kündigt er den „Zauberschleier“ an, und hüllt die Natur in einen Nebel! Die Erde erhält von der Sonne ein Deputat von Holz und Kerzen, d. h. Wärme und Licht; aber sonderbar, die Sonne gibt der Erde Wärme, aber blos im Sommer, wenn's ohnehin warm ist, und Licht, das Licht zeigt sie ihr blos, die Erde kennt das Licht blos dem Nennwerth nach; der Kalender sagt nicht, wann der Mensch Licht sehen wird, er sagt blos, wann Finsterniß zu sehen ist. Die Erde hat kein „sichtbares Licht,“ blos „sichtbare Finsternisse“ eine Finsterniß, die man bei Nacht ohne Laternen, also auch selbst hier sehen kann.

Im Anfange der Welt, m. f. H. u. H., waren die Sonne und der Mond verheiratet, und zum Brautgeschenke schenkte der Himmel ihnen die Erde, und in den Flitterwochen von Sonn' und Mond ging die Erde spielend aus zu ihrer Lust und Freude, und so oft der Mond die Sonne küßte, blühten Blumen und Blüthen auf der Erde, und so oft die Sonne den Blick liebend zum Mond aufschlug, jubelten die Bäume und Wälder aus der Erde hervor, und aus den Thränen der Liebe, welche Sonn' und Mond weinten, entstanden die Seen und Meere, und ihre Seufzer wurden zu Nachtigallen und ihre süßen Ver-

sicherungen zu Lerchensang, und als sich Sonn' und Mond ewige Treue schwuren, da wollten sie Zeugen zum Schwure haben, und darum riefen sie den Menschen in's Dasein, und sie nahmen ein Stückchen Erde von ihrem Brautgeschenk und bildeten daraus ein Wesen, und die Sonne legte einen kleinen Strahl in seine Augen und der Mond legte ein Stückchen Himmel in seine Brust, und die Sonne küßte ihm das Auge und der Mond den Mund und sie sprachen: „Lebe und liebe!"

Aber Sonn' und Mond waren Zwei, und der Mensch war nur allein, er „lebte," aber er „liebte" nicht, und da warfen Sonne und Mond ihr Spielzeug, den Menschen, auf die ersten Blumen, und er träumte von einer Blume, die wundersam nah an seinem Herzen herausblühte, und deren Kelch zu einem süßen Haupte, und deren Stengel zum schlanken Leibe wurde, und Sonn und Mond nahmen die Traumblume aus seinem Herzen und machten sie zum Weibe, und der erste Mensch sah sie und liebte, und das erste Menschenpaar war Zeuge des Schwures zwischen Mond und Sonne, und schwur sich ebenfalls so lange Treue als Mond und Sonne.

Aber leider dauerte es bei Mond und Sonne auch nicht lange! Eine Zeitlang gefiel der Mond der Sonne, besonders weil er alle Monat ein Mal ganz neu war, aber der saubere Patron Mond bewegte sich nur ein Jahr um die Sonne, ist das lang genug! Da fing der saubere Patron, der Mond an, bei Nacht auszu=

laufen, und nach den Flitterwochen bemerkte die Sonne erst die vielen Flecken an ihrem Herrn Gemal, da wurde die Sonne eifersüchtig und spaltete dem Manne den Kopf, so, daß er in zwei Hälften herumwandelt; aber die gute Frau Sonne läßt es nicht bei der Eifersucht allein bewenden, sie arrangirte sich auch, und sie arrangirte sich so was man sagt, nach einem vollkommenen System, ste legte sich nach dem Sonnensystem mehrere Cicisbeos bei: den Mercur, den Mars, den Jupiter, den Saturn u. s. w.

Von diesem System der Sonne hat der Mond seine Hörner bekommen: seitdem sieht man das Ehepaar selten beisammen, die Frau Sonne geht den ganzen Tag am Himmel herum, und läßt den Mond blau anlaufen, kommen Wolken ihr in den Weg, müssen sie ihr den „Hof" machen, und wenn der Regen ihre Schönheit verdunkeln will, schießt sie mit Pfeil und Bogen nach den Wolken, und spielt alle Farben; wenn die Frau Sonne sich Abends zur Ruhe begeben hat, so sagt der Mond: Jetzt fängt mein Leben an!

Jeder Mann, m. f. H. u. H., ist von der Natur aus ein Nachtwandler, die ledigen Männer aber wandeln auch bei Tag Nacht. — Der Mond stolzirt die ganze Nacht herum, als ob er Junggesell wäre, bei Nacht, bei Nacht, ist seine Ernte, darum geht er manchmal als Sichel herum, und wenn er gar zu viel geschwärmt hat, so gehts mit ihm auf's letzte Viertel!

Die Kalendermacher zerbrechen sich den Kopf, wie

die Sonnenfinsterniß entsteht und eine Sonnenfinsterniß ist ja nichts als eine Ehestandsscene zwischen Sonne und Mond, wenn der Mann Mond, der Frau Sonne im Licht steht, macht sie ein finsteres Gesicht.

Die Mondesfinsterniß wird sichtbar sein am 27. September Abends mittlere Wiener Zeit. Die Kalendermacher bezeichnen zwei Zeiten: die wahre Wiener Zeit, und die mittlere Wiener Zeit."

Die Wiener haben also zweierlei Zeit, wenn sie gerade Zeit haben: eine mittlere und wahre!

Die mittlere Zeit hat der Wiener immer, wenn er in der Mitte schwebt und nicht weiß, ob ihm die Zeit zu lang oder zu kurz ist, z. B. im Theater, wenn ein Mal halb zehn ist, bei Vorlesungen, wenn er schon gerne essen möchte; — aber sich den ganzen Tag Zeit dazu nehmen sich den ganzen Tag die Zeit zu vertreiben, das ist die wahre Wiener Zeit!

Wenn der Wiener sagt: „ich habe keine Zeit," so hat er deßhalb keine Zeit, weil er die gegenwärtige Zeit damit verdenkt, wie er aus der zukünftigen Zeit ganz geschwind eine vergangene Zeit machen will!

Alle Städter vertreiben sich die Zeit. Der Wiener sucht Zeitvertreib, der Berliner sucht Zeitvertreib, sogar der liebe Badner sucht Zeitvertreib. In Wien ist der Zeitvertreib ein Geschäft; man sagt: ich muß mich Vormittag gut unterhalten, damit ich Nachmittag Zeit habe, mich zu unterhalten.

Wenn die Wiener nicht wissen, wo sie alle Zeit

hernehmen sollen, so gehen sie zu den zweitausend jungen Aerzten in Wien, die haben immer Zeit genug vorräthig! Der Wiener vertreibt sich die Zeit, er denkt sich, es ist nicht schade um die Zeit, fort mit Schaden! Der Berliner aber betrachtet den Zeitvertreib als ein Unglück; er vertreibt sich die Zeit nur deßhalb, weil er glaubt, er treibt sie dadurch seinem Nachbar auf den Hals! Der Berliner läßt den Zeitvertreib über sich kommen wie ein Unglück! Er läßt sich die Zeit rasiren, wenn sie ihm zu lang wird, wie er sich den Bart rasiren läßt! Er setzt sich nieder, streckt den Kopf hin und sagt: „Nun machen Sie man flink!" und wenn man dem Berliner noch so geschwind die Zeit rasirt, so steht er doch auf, und sagt: „das Messer hat mir gekratzt!"

Die Münchner betrachten die Zeit wie eine Fleischspeise am Fasttage, sie wissen, es schmeckt gut, aber sie getrauen sich nicht anzubeißen! Heimlich kommt wohl dann Einer mit sich selbst zusammen, zieht die Fenstervorhänge zu, spricht sich selbst in der vielfachen Zahl an, und sagt: „Unterhalten Sie sich nur!" Wenn man in München sagt: „Gestern war da und da große Gesellschaft und Unterhaltung," so sagt der Andere: „Geh, wer weiß, ob's wahr ist, man muß nicht gleich alles Böse glauben!"

Auch in Baden herrscht Zeitvertreib; d. h. die Leute vertreiben sich nicht die Zeit, aber mit der Zeit werden die Leute wieder vertrieben! Es gehört viel dazu, in Baden die Zeit zu vertreiben. Da müßte man

erst sehen, was die Leute treiben, dann müßte man lange treiben, um sie zusammenzutreiben; wenn sie zusammengetrieben sind, müßte man lange darauf treiben, bis sie anfangen, sich gegenseitig die Zeit zu vertreiben. Da dächte sich aber Jeder für sich: „Ich soll dem die Zeit vertreiben? da hat's Zeit! mich genirt seine Zeit nicht!" — Die Badner Curgäste und die Wiener Fiaker sind sich darin gleich, daß sie sich gegenseitig geschickt ausweichen! Wenn sie aber zusammen kommen, so fahren sie sich an!

Weil die Badner Curgäste in Schwefel baden, hält sich Jeder für ein Zündhölzchen und fürchtet sich vor einem Andern, daß er sich an ihm entzünden wird!

So ein Badner ist Vormittags Schwefel-Mariandel und Nachmittags Milch-Mariandel! Ja, in Baden betrachtet man den Zeitvertreib als eine Arbeit, und die Vornehmen überlassen das ihren Domestiken! Selbst auf einen Wohlthätigkeitsball schickt man bloß die Stubenmädchen, damit diese das Vergnügen arbeiten sollen; dafür kömmt das nächste Jahr gar Niemand mehr auf den Ball. — Es scheint also, daß der Kalender deßhalb das Jahr 1847 ein gemeines Jahr nennt, weil man zu gemein findet, sich für die Armen zu unterhalten!

Die Kalendermacher, m. f. H. u. H., theilen die Jahre ein in Schaltjahre und gemeine Jahre. Wie kann aber der Kalender das Jahr 1847 ein „gemeines Jahr" heißen, da so ungemein viel in ihm geschehen ist!

In Ischl, wo die Leute das Maul nicht aufmachen,

hat's Manna geregnet, in Wien bekommen die dramatischen Dichter Tantième aber die Tantième keine dramatischen Dichter; in Vöslau ist der hölzerne Sessel bei der Douche um einen Fuß bereichert worden, so daß er sich bei dem Teich bald so gut stehen wird, wie der Besitzer desselben, und in Baden wird nun eine hohe Schule errichtet, d. h. eine — Schwimmschule! Ist das also ein gemeines Jahr!

Die Kalendermacher machen auch das Wetter, und kündigen es an, aber sie sind wie unsere Theater-Repertoirs, das Wetter, das sie ankündigen, kommt gewiß nicht, und das Welttheater kündigt immer ein anderes Stück an, als sie ankündigen.

Bei diesem Welttheater sind die Franzosen Souffleurs, denen plappert Alles nach; die Engländer sind die Maschinenmeister; die Türken sorgen für Sopha und Divan.

Im gewöhnlichen Leben machen die Kalender das Wetter, im häuslichen Leben sind die Frauen die Wettermacher; sie machen Regen und Sonnenschein, sie donnern und blitzen; sie machen Fast- und Festtage, der Mann muß chronologisch also rechnen: „Wie lange steht die Welt?"

„Seit Erschaffung meiner Frau!"

Welches sind die beweglichen Feste?

„Ihr Namensfest und Geburtsfest; diese Feste sind beweglich!"

Der „Thierkreis“ in der Ehe besteht aus folgenden zwölf Sternbildern:

1. Der Hausfreund — Widder.
2. Hofmeister — Stier.
3. Doctor und Apotheker — Zwillinge.
4. Kutscher — Krebs.
5. Friseur — Löwe.
6. Stubenmädchen — Jungfrau.
7. Köchin — Wage.
8. Marchande de Modes — Skorpion.
9. Schuster — Schütze.
10. Schneider — Steinbock.
11. Milchweib — Wassermann.

Ein weibliches Herz, m. f. H. u. H., kann leicht ein Kalendermacher sein; es hat dieselbe Eintheilung, wie ein Barometer: „Windig,“ „beständig“ und „veränderlich“; allein der Barometer und das weibliche Herz unterscheiden sich in einem „Punkt.“ Beim Barometer heißt es: „beständig“ — Punkt. Dann „windig“ und „veränderlich;“ im weiblichen Herzen fehlt nach beständig der Punkt, und es heißt in einem fort: „beständig windig und veränderlich.“

Die Kalendermacher, m. f. H. u. H., haben auch eine Kenntniß, wie die Menschen beschaffen sind und ihr Schicksal, wenn sie in diesem oder jenem Monate geboren sind; ich habe nun den Monat Februar nachgeschlagen, um zu sehen, was ich eigentlich für ein Mensch bin; denn dem Publicum und den Zeitungen

glaube ich nichts, sie sind parteiisch; aber der hundertjährige Kalender hat mich nicht gekannt; er ist unparteiisch, der wird mir schon die Wahrheit sagen; ich schlug also den hundertjährigen Kalender nach; — im „Monat Februar" da heißt es:

„Ein Knäblein geboren im Februar,
Ist holdselig, lieblich ganz und gar,
Hat beim Weibsvolk Glück und Gunst,
Plagt sich mit Kenntniß ganz umsunst,
Sieht viel fremder Herren Land,
Findet nirgends guten Unterstand;
Entzündlich ist sein Temperament,
Geld hält nicht an in seiner Hand,
Hat ein hitzig trocken Blut,
Schröpfen thut ihm allweil gut;
Leidet viel gar lange Zeit,
Und stirbt an Hitz und Trockenheit."

Sie sehen, m. f. H. u. H., daß ich lange Zeit leiden, und da ich an Trockenheit sterben werde, müssen Sie schon als Schicksal es hinnehmen, daß diese Vorlesung trocken ist!

Inhalt des achtzehnten Bandes.





